
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

VOLKSDICHTUNG AUS INDONESIEN

Sagen, Tierfabeln und Märchen

VOLKSDICHTUNG AUS INDONESIEN

Sagen, Tierfabeln und Märchen

ÜBERSETZT VON

T. J. BEZEMER

Oberlehrer an der indischen Abteilung der Höhern Land- und Forstwissenschaftlichen Schule in Wageningen

mit Vorwort von Prof. Dr. H. Kern



HAAG
MARTINUS NIJHOFF
1904

VORWORT.

Die hier veröffentlichte Sammlung indonesischer Fabeln, Legenden, Märchen u.s.w. dürfte nicht nur den Freunden aller Volksdichtung, sondern auch den Ethnologen willkommen sein. Der Verfasser hat für seine Sammlung die deutsche Sprache gewählt, damit die in mancher Hinsicht interessanten Proben der Geistesprodukte verschiedener Völkerschaften auf den Inseln der indischen Inselsee einem weitern Leserkreis zugänglich würden. Da die Übersetzung der Lesestücke zuverlässig ist, sei das Buch dem Publikum aufs beste empfohlen.

Utrecht, 28 Dec. 1903. H. Kern.



VORWORT DES VERFASSERS.

Die vorliegende Sammlung Fabeln, Legenden, Märchen und Erzählungen aus dem malayischen Inselreiche bezweckt in erster Linie das deutsche Publikum in Kenntnis zu setzen mit den Produkten der naiven Phantasie und Naturanschauung der Völker von indonesischer Sippe.

Der Reichtum des Stoffes machte eine Auslese notwendig: die Aufnahme der einen, die Auslassung einer andren Erzählung wurde durch ihre Bedeutung für ein grösseres Publikum bedingt.

Die Vergleichung der Fabeln unter einander und mit eventuellen ausländischen Parallelen und Prototypen sei der geplanten Ausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung indonesischer Volkserzählungen vorbehalten.

Der grössere Teil der aufgenommenen Erzählungen ist nach möglichst treuen holländischen Übersetzungen oder vom Verfasser selbst direkt aus dem Javanischen und Malayischen ins Deutsche übertragen worden; dieselben werden unschwer zu unterscheiden sein von einigen, zwar inländischen Erzählungen, die aber von Europäern auf eigne Weise nacherzählt worden sind. Letztere sind dennoch, nach dem Orte ihrer Abkunft, in die betreffenden Sprachabteilungen untergebracht worden.

Ein weiterer Zweck des Buches ist, ein Zeugnis abzulegen davon, dass die Holländer auch den wissenschaftlichen Acker in den Kolonien nicht haben brach liegen lassen; denn fast all die zahllosen Mundarten und Sprachen, von denen hier nur etwa fünfzehn vertreten sind, sind lexikalisch und grammatisch von ihnen bearbeitet worden. In den kurzen Einleitungen vor den einzelnen Sprachabteilungen, welche nur dazu dienen, die auffallendsten grammatischen oder litterarischen Eigenarten der behandelten Sprachen zu erwähnen, konnte selbstverständlich nur ein sehr dürftiger Teil von den Ergebnissen dieser gelehrten Forschungen festgelegt werden.

Der „Anhang" enthält die Erläuterungen einiger, im Texte vorkom-

menden Ausdrücke, welche für die Noten zu weitläufig geworden wären.

Dem freundlichen Interesse des Herrn Professor H. Kern verdanke ich einige Berichtigungen, welche am zweckmässigsten hier eingefügt werden können;

1° S. 1. Z. 9 unten: „der Schauplatz der Epen" u.s.w. ist nicht anwendbar auf die alten javanischen Übersetzer, sondern nur auf die Anschauung der Durchschnitts-Javaner von heutzutage;

2° die fünf mongondauschen Fabeln (S. 261—275) hätten, der Sprachverwandtschaft wegen, statt in die sangiresische, in die minahasische Abteilung untergebracht werden müssen;

3° die Partikel *ro* im Buruschen (S. 397) ist ganz bestimmt ein Plural, und kein Dual.

Am Schlusse spreche ich meinem hiesigen Kollegen, Herrn Oberlehrer G. W. Spitzen, meinen verbindlichsten Dank aus für seine liebenswürdige Beihilfe; ohne dieselbe hätte ich es niemals unternommen, dieses Werk in deutscher Sprache herauszugeben. Und weil die Korrektion der Druckbogen mir selbst überlassen war, so habe ich schliesslich das freundliche Wohlwollen des geneigten Lesers einzurufen für so manchen Druckfehler, den das ungeübte Auge des Ausländers leicht übersieht.

Wageningen, Januar 1904. Der Verfasser.

I. JAVANISCHE MYTHEN UND FABELN.

Die javanische Sprache ist die Muttersprache von etwa zwanzig Millionen Einwohnern der östlichen und mittleren Teile Java's, und zeichnet sich also vor all ihren indonesischen Verwandten aus durch die Anzahl derjenigen, die ihr Geistesleben darin zum Ausdruck bringen.

Eine auffallende Eigenart der javanischen Sprache ist die weit durchgeführte Trennung zwischen „niedriger" und „hoher" Sprache, d.h. zwischen der üblichen Umgangssprache der gemeinen Javaner, in der sie auch von den Vornehmen angeredet werden (Ngoko) und der Sprache der Vornehmen unter einander, in der sie auch der gemeine Mann anredet. (Krômô).

Auch die javanische Litteratur zeichnet sich durch ihren Reichtum vor derjenigen von all den übrigen Sprachen des Archipels aus. Noch stets aber trägt sie das Gepräge ihrer Herkunft an der Stirn, insofern sie durch ihre äussere Form noch an die Sanskrit-Muster, welche sie nachgeahmt hat, erinnert. Denn nach wie vor ist der vorherrschende Teil der javanischen Litteratur in metrische Form gefasst.

Die grossen Sanskrit-Epen—Mahâbhârata und Râmâyaṇa—wurden ins Kawi (alt-javanische Sprache) übersetzt, indem die metrische Form beibehalten, die einförmige „Sloka" der Originale aber geändert und abgewechselt wurde. Der vorderindische Stoff aber wurde ganz selbstständig verarbeitet; der Schauplatz der Epen wurde nach Java versetzt, und die auftretenden Fürsten, Einsiedler und Adligen wurden völlig als Javaner betrachtet.

Diese metrische Form hat die javanische Litteratur noch immer beibehalten; ja, sogar die Art und Weise des Lesens ist aufs engste mit ihr verknüpft, indem es immer mit lauter Stimme, in einigermassen melodischem Tone vor sich geht.

Folgende Fabeln und Legenden sind jedoch nicht alle der geschriebenen javanischen Litteratur entnommen; sie enthalten

die volkstümlichen Anschauungen über die Entstehung einiger Berge, Meere u. s. w. oder die javanische Gestaltung der in weiter Verbreitung im ganzen Archipel vorzufindenden Tierfabeln. Letztere können dennoch der javanischen Litteratur einverleibt werden, denn die Tierfabeln, wie sie im Munde des Volkes leben, sind im Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem gebildeten Javaner ausführlich, und, selbstverständlich, in metrischer Gestaltung bearbeitet worden. Also bilden sie, in ihrer weitläufigeren Form, reichlich ausgestattet mit humoristischen Zügen, poetischen Vergleichungen, und ausführlichen Darstellungen, einen eigentümlichen Kontrast zu der einfachen, naiven Behandlung der nämlichen Themata bei den weniger-kultivierten Völkern Indonesiens. [1])

Auch die „Legende der Dewi Nawang Wulan" (S. 46) ist einem richtigen javanischen Litteraturprodukt entnommen, und zwar dem „Babad Tanah Djawi" oder „Chronik des javanischen Landes."

Die javanischen Reimchroniken wurden im Auftrag und unter Aufsicht der Fürsten verfasst, weil sie auch dazu dienen sollten, den Glanz ihrer Abstammung zu erhöhen, und die rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren zu verherrlichen. Sie enthalten jedoch überdies noch viele volkstümliche Erzählungen und Legenden, von welchen die obenerwähnte eine ist.

Behufs des richtigen Verständnisses der erstfolgenden javanischen Legende, welche das Entstehen des eigentümlich geformten Sandmeeres im Tĕnggĕrgebirge in Ost-Java zu erläutern versucht, ist vielleicht eine kurze geographische Characteristik am Platze.

„Das Tĕnggĕrgebirge" wie ein Zauberwort klingt dieser Name dem Bewohner der sonnengesengten Ebenen Java's in die Ohren. Schon die Aussicht eines Aufenthalts auf dem Hochgebirge in Java's Osten flösst dem vom ermattenden Klima abgeschwächten Europäer neue Kräfte ein, malt ihm die herrlichsten Gebirgslandschaften mit fast heimatlicher Vegetation vor den Geist,

---

[1]) Vgl. in dieser Hinsicht die Erzählung aus der Minahasa (N. O. Celebes): „Der Schwarzwildjäger und die grosse Schlange" (S. 293) mit der javanischen: „Das undankbare Krokodil" (S. 51).

lässt ihn die heilende, erstärkende Wirkung des kühlen Bergwindes vorausfühlen.

Wie in Deutschland in die Sommerfrische, so geht man auf Java „naar boven," zum Gebirge, nach Bandung, Garut, Malang und anderen, auf etwa 500 bis 600 M. über Meeresoberfläche liegenden Örtern. Das vorzüglichste aber für den Klimakranken ist unstreitig der Aufenthalt in der Heilanstalt Tossari auf dem Tĕnggĕrgebirge, 1777 M. über Meeresoberfläche. Das genannte Gebirge ist an und für sich ein mächtiger Vulkan der, vom Strande der Madura-strasse hinaufragend, in einem gewaltigen Krater gipfelt, dem vielleicht auf Erden kein anderer an Grösse gleich kommt.

Dieser, 2100 M. hoch liegende Krater hat einen Durchschnitt von circa 1¾ Wegstunden; sein Boden ist bedeckt mit einer Art grauschwarzen vulkanischen Sandes, und heisst auf Javanisch „Dasar" (d. h. Boden) oder „Sĕgôrô Wedi" (d. h. Sandmeer)" Eine nahezu kreisrunde, jäh hinabstürzende Wand umgiebt den Dasar und ragt durchschnittlich 300 M. über ihn empor.

In der Mitte des Kraters erheben sich die vier eigentlichen Eruptionskegel: Gunung Batok, Widôdarèn, Sĕgôrô Wĕdi und Brômô, riesige, langgestreckte Sandhaufen, die als Inseln in dem schwarzgrauen Meere liegen.

Wer von Tossari, einem Luftkurort mit grossem, schönem Hotel die Gebirgsrippe entlang zur Kraterwand hinaufsteigt, sieht bald nur noch Gestrüppe und Kräuter geradezu Alpinischen Charakters um sich, nebst den für den Tĕnggĕr typischen Tjĕmôrô-Bäumen (Casuarinen). Vom höchsten Punkte hinter sich schauend stösst der Blick, über die grünen Rippen und die Ebene hinweg, nach fast allen Seiten gegen Berge, und umfasst auf einmal vier gewaltige Vulkane.

Den Überblick über das Ganze des Kraters gewinnt man von einer Stelle, die etwas niedriger als der höchste Punkt der Kraterwand liegt. Hier ist die Aussicht nach dem Westen verschlossen, öffnet sich aber nach dem Osten eine so grossartige, so unverwischbare Eindrücke zurücklassend, wie sie die Erde weiter nicht bietet.

Man steht am Rande eines schwindelerregenden Abgrundes; senkrecht steigt die Wand 300 M. tief hinunter. In weiter

Tiefe liegt das geheimnisvolle Sandmeer kahl und öde, in solcher Entfernung und so grosser Ausdehnung, dass die darin umherschweifenden Reiter nur schwarzen Fleckchen ähneln.

Die schwarzgraue, vegetationslose Ebene ist ringsumher von hohen schroffen Wänden eingeschlossen. Aus der unheimischen Fläche aber erhebt sich, in Formen wunderbaren Regelmasses, mit von oben nach unten allmählich sich verbreitenden Rippen oder Strahlen der Smaragdgrüne Batok, einem halbgeöffneten Sonnenschirm gleichend. Grün sind ebenfalls der Sĕgôrî-Wĕdi und der Widodarèn; aber kahl und grau ist wieder der Brômô, mit den immer aus seinem Inneren emporsteigenden Rauchwolken. Einen schroffen Gegensatz bildet das helle Smaragdgrün zu dem finsteren Grau von dem es sich abhebt, und zu dem über Beide sich wölbenden dunkelblauen Himmel.

Der Brômô ist der heilige Berg der Tĕnggĕresen, jenes in so mancher Hinsicht von den umringenden Javanern unterschiedenen Volkes, das die Gebirgsrippen der Tĕnggĕrs bewohnt. Unter ihnen, den Nachkommen der Hindu-Javaner, die in früheren Jahrhunderten dem Siegeszug des Halb-mondes wichen, macht allmählich der Islam Fortgang und demzufolge verliert immer mehr das jährliche Opferfest, dem Brômô-geist gewidmet, an Bedeutung. Der Opferpriester bestieg den Kraterrand, entzündete Weihrauch, und warf Opfer von Reis und anderen Speisen in den Krater, während er den Segen des mächtigen Brômô-gottes über sein Volk erflehte. In früheren Jahren sollen wohl Menschen geopfert worden sein, wie es aus der Legende: „Kusumô's Opfertod" (S. 17.) anscheinend hervorgeht.

Der eigentümliche Charakter des Tĕnggĕrkraters mit seinen Eruptionskegeln hat selbstverständlich die naive Phantasie der Eingebornen rege gemacht. In der folgenden Legende von der Entstehung des Sandmeeres ist auch dem Sméru (Mahaméru), dem höchsten van Java's Bergen, eine Rolle zugeteilt worden.

Der Bergenschlichter.

Djuwitô war schön, rein wie der klare Waldbach, schlank wie der junge *Djĕruk* [1])-Baum. Lieblich war der Blick aus ihren Turteltaubenaugen und schwellend ihr junger Busen unter dem leuchtenden golddurchwobenen Kleide das sie als Göttertochter trug. In ihren blauschwarzen Haaren, duftend von *Melati* [2])-Blumen, glitzerte eine Diamant-Nadel, herrlich an zu schauen wie die Strahlen der steigenden Sonne. In ihrem Gemüte wohnten der Frieden und die Zärtlichkeit, auf ihren Lippen war Süsse und in ihren Händen Liebkosung.

Ihr Vater, der mächtige Gott des Mahaméru liebte sie mit der ganzen Kraft seines stolzen, unbiegsamen Herzens. Allen Anderen geschlossen, öffnete es sich der Djuwitô, der Tochter seiner liebsten Déwi (Göttin), weil sie die jüngste, die einzig Übriggebliebene seiner Kinder war.

Alle die Anderen hatte der grausame Brômô verschlungen. Alle auf einmal, als er sein feuriges, hungriges Maul geöffnet hatte.

Im Tĕnggĕr-Gebirge wohnte ein Göttersohn, ein Riese, gross wie ein Berg, stark wie ein Königstiger, schweigsam und sanft aber, sobald die Turtelaugen der Djuwitô ihn berührten; Raksasa [3]) war sein Name.

„Mächtiger Gott” so sprach einmal Raksasa, „Herrscher des Mahaméru, glänzende Sonne der Macht und Majestät, schenke mir deine Tochter Djuwitô zur Gemahlin, damit ich sie liebe mit meinem Herzen, sie schütze mit meinem starken

---

[1]) *Djeruk* — Indische Apfelsine (Citrus Linn.).
[2]) Weisse, stark-duftende Blume, der Indische Jasmin (Jasminum Sambac L.)
[3]) Raksasa = Titan.

Arm, und ihr lobsinge mit dem Odem meines Mundes. Gieb mir dein Kind, und du wirst Enkel bekommen, kräftige Schösslinge deines alten Stammes an deinem Fusse spielen sehen, und hinaufsteigen zu deinem Throne, beugend vor deiner grossen Macht und lobend deine Güte."

Der Gott des Mahaméru, alt und des Lebens satt, streichelte seinen langen, grauen Bart, sah den stolzen Riesen mit finstern Blicken an, antwortete aber nicht.

„Herr, gieb deinem Diener Antwort, damit sein Herz sich erwärme für dich, den Vater der Reinsten, der Holdesten aller Jungfrauen, damit er dir diene wie dein Sklave. Sieh, ich bin stärker als Viele zusammen; die Kraft meiner Arme sei dir gewidmet, wenn du mir Djuwitô giebst."

Und der Berggott überlegte in seinem Herzen. Zwar war Djuwitô seine Augenweide, die Sonne seines Lebens, und, sie von sich zu lassen wäre ihm fast unerträglich — er wusste aber auch, dass Djuwitô den Riesen liebte wegen seiner starken, unüberwindlichen Kraft, wegen der sanften Güte seines Herzens, und wegen der Ehrfurcht, die alle andere Riesen ihm bezeigten. Er wollte sein Kind nicht traurig machen, und dennoch konnte er sich nicht entschliessen, sie von seiner Seite gehen zu lassen. Deshalb sann er auf eine List, sie behalten zu können, und zugleich sie glauben zu machen, er willige ihren Wunsch ein.

Also sprach er: „„Raksasa, ich kenne die Stärke deines Armes, die Standhaftigkeit deines Fusses. Höre die Worte, welche ich sprechen werde — Djuwitô sei die Deinige, wenn du hier, ringsum mein Gebiet des Mahaméru, in *einer* Nacht ein Meer gräbst, tausend Fuss tief und tausend Fuss breit nach allen Seiten, sodass der Brômô nimmermehr sein Feuer werfen kann auf die Ruhebank meiner Füsse. Kannst du das?""

„Der Djuwitô wegen werde ich alles können!"

„„Sobald aber der erste Hahnenschrei erklingt sollst du alles fertig haben.""

„Auch das übernehme ich — wegen Djuwitô!"

„„Und gerätst du ins Stocken so verwandle ich dich in Stein, und Stein wirst du bleiben tausend Jahre lange, bis der Tag kommt dass ich meinen Berg verlasse für den Surulôjô (der Götterhimmel).""

„Und wären es auch tausend mal tausend Jahre, ich *will* Stein bleiben, o erhabener Gott des Mahaméru, wenn Djuwitô nicht meine Gattin wird."

„„So fange diese Nacht deine Arbeit an, wenn das Auge des Tages sich schliesst.""

„Zu Befehl, o mächtiger Gott, dein Diener ist fertig — wirst aber du deine Hand nicht legen auf die meinige, wenn du siehst dass ich vollbringen kann was ich versprochen?"

„„Raksasa! — der Gott des Mahaméru hat nur *ein* Wort.""

„So wird deine Tochter die Meinige!"

„„So sei es, Raksasa!""

Und als die Sonne sich gesenkt hatte und in dem Meer erloschen war, so nahm Raksasa eine Riesenkokosschale, eine *Batok* von solcher Grösse dass nur *er* sie aufheben konnte und eilig fing er an ein Meer ringsum den Mahaméru zu graben.

Und Djuwitô sass in ihrem Zimmer und lauschte den dröhnenden Klängen aus der Ferne. Jedesmal wenn sie hörte, wie Raksasa eine *Batok* mit Land und Steinen gefüllt über die Berge warf, hüpfte ihr Herz in ihr vor Freude und jauchzte ihr Mund: „Er ist stark mein Riese, er wird es vollbringen!"

Ihr Vater aber streichelte seinen Bart, und jede *Batok* voll Erde und Stein die auf die Felsen niederdröhnte, dröhnte nach in seinem Herzen — denn er *wollte* nicht Djuwitô missen.

Raksasa aber setzte die Arbeit fort, und grub immer weiter — der Mond blickte schon nieder auf eine meilengrosse, gähnende Grube ringsum den Mahaméru.

Und rastlos arbeitete der Riese weiter — das Meer sollte bei Tagesanbruch fertig sein; er fegte sich den Schweiss vom Antlitz und trocknete die Stirn unter den langen schwarzen Haaren.

Nur *ein* Berg noch war zu ebenen, nur eine Hügelreihe noch hinweg zu graben — und Djuwitô wäre die Seinige!

Und der Gott des Mahaméru sass und sann — selbst hatte er versprochen nicht dazwischen zu kommen — und noch stets krähte kein Hahn!

Würde er dennoch seine Tochter geben müssen? Er *wollte*

nicht auf die schöne Perle verzichten. Angst und Furcht bedrängten sein Herz, in seinem Kopfe aber war List.

Schon dämmerte es rot im Osten, eine halbe Stunde noch und . . . .

Da ging der Gott hinter sein Haus, nahm den *Alu* (Reisstampfer) und fing an im Reisblock Reis zu stampfen wie es die Mädchen alltäglich in der Frühe thun.

Und sogleich krähte ein Hahn, irregeführt vom Klingen des Stampfens — und ringsumher antworteten ihm die andern!

Raksasa hörte mit Schrecken die verhängnissvollen Stimmen — die letzte *Batok* mit Stein und Sand gefüllt, die er im Begriffe war, über die Berge zu streuen entfiel seiner bebenden Hand. Sie blieb in der Mitte der weiten Ebene, die er schon gegraben hatte, umgekehrt liegen, and liegt noch heutzutage da — der Berg *Batok!*

Verzweifelt sank der Riese zur Erde, krumm gearbeitet und erschöpft; und aus der Tiefe seines guten, sanften Herzens ächzte er — o Djuwitô! — und ward zu Stein.

Tausend mal tausend Jahre muss er so bleiben: über seinen gekrümmten Rücken weht der Wind und peitscht der Regen — die *Tjèmôrô*-Bäume aber rauschen schmerzlich rundum ihn mit zitternden Zungen — „Raksasa, Raksasa!"

Das ist die Stimme der Djuwitô, die sie klagend hinübertragen — denn die Liebliche ist seit Jahrtausenden gestorben! In derselben Nacht, als ihr Riese in Stein umgewandelt wurde, starb auch sie.

Und der Gott des Sméru ist seitdem ein Einsiedler der nicht mehr aus seinem Berge hinaus kommt, der wartet, und wartet — bis die tausend mal tausend Jahre vergangen sein werden und er reuevoll den Geist der Djuwitô mit dem des Raksasa vereinigen kann.

Und jedesmal wenn ein Hahn kräht fühlt er schreckliche Pein im Herzen, und stöhnt und keucht er beängstigt und bange, sodass sein Odem aus dem Berge emporsteigt, schwarz wie seine Seele!

Der Hahn des Pandji-Laras.

Der ehemalige Herrscher über Java, König Djôjô-Kusumô besass nebst seiner fürstlichen Hauptgemahlin (Padmi) noch manche schöne Sĕlir (Konkubine). Unter ihnen war eine, die vom Fürsten herzinniglich geliebt wurde.

Nun geschah es eines Tages dass die schöne Rĕtnô Dumilah von schwerer Krankheit heimgesucht wurde. Der Fürst war verzweifelt vor Schmerz, und beschied die Panditô's (Gottgelehrten) und Tôpô's (Einsiedler) aus dem ganzen Reiche zu sich, damit sie die geliebte Selir heilten. Vergebens aber waren alle ihre Bemühungen. Keinem gelang es, die herben Schmerzen der Kranken zu lindern, und müssten sie es auch mit dem Halse bezahlen. Denn keinem Menschen, mit heilenden Kräften von den Göttern begabt, konnte der König das Leben lassen, der nicht im Stande war, das teuere Weib zu heilen. Leider gab es keinen der es vermocht hätte. Im Gegenteil, je länger je schlimmer wurde es mit der Kranken.

Und allerdings war ihre Krankheit eine Solche, für welche kein Heilkraut gewachsen war; denn Rĕtnô Dumilah wurde von Eifersucht verzehrt, weil sie des Fürsten Gunst mit der Padmi teilen musste.

Eines Tages, als sie schon dem Tode nahe war, fragte sie der König nachdrücklich, welche doch die Ursache so schweren Leidens sein möchte.

Mit schwacher Stimme erwiderte ihm die Kranke: „Herr, wenn du mir zu sprechen befiehlst so vernimm die Wahrheit: die Königin, die mir den Tod geschworen, hat mich bezaubert; und nimmer werde ich genesen, so lange sie am Leben bleibt."

Ausser sich vor Wut eilte der König zu den Gemächern der Padmi; mit rauher Hand fasste er diese bei den Haaren, schleppte sie fort und ohne genauere Untersuchung anzustellen, misshandelte er die arglose Fürstin aufs grausamste.

Die Unglückliche schrie auf vor Schmerz und Schrecken, während sie fragte welches doch ihr Verbrechen sei?

Der König aber würdigte sie keines Wortes, doch konnte er es nicht übers Herz bringen, die unglückliche, misshandelte Frau, welche ausserdem noch hoch-schwanger war, zu töten. Darum beschied er seinen Patih [1]) zu sich. Als dieser vor ihm erschienen war beauftragte ihn der König die Padmi in den Wald zu führen, und dort sie zu töten.

Der Patih machte ein Sembah [2]) zum Zeichen seiner Gehorsamkeit und machte sich auf, den fürstlichen Auftrag zu erledigen.

Von zwei Edelknaben, Sêtuntô und Pôtrô-Këntjônô mit Namen, begleitet, führte er die unglückselige Fürstin mit sich nach dem Urwalde.

Den ganzen mühsamen Weg entlang thaten die Edelknaben nichts als weinen über das elende Los ihrer geliebten Königin, und darüber dass gerade ihnen die schwere Aufgabe zuerteilt worden war, der Ausführung des unmenschlichen Urteils beizuwohnen.

In der Tiefe des Haines angekommen, zog der Patih seinen *Kris* [3]), im Begriff den tödlichen Stoss zu versetzen.

Da fing die Padmi erbärmlich zu schreien an, während sie fragte was doch ihre Missethat sei?

Dies war dem Patih zu schlimm. Der Kris entfiel seiner Hand, und voll Ehrfurcht flehte er die Königin um Verzeihung, dass er sie habe töten wollen. Doch konnte er nicht ganz den Befehl seines Herrschers übersehen, stach ihr also nur die Augen aus, und überliess die Unglükliche der Sorgfalt der beiden Edelknaben.

„Pflegt sie recht gut; erbaut ihr ein passendes Haus; *mir* ist est unmöglich, meine Fürstin des Lebens zu berauben. Den König aber werde ich benachrichtigen, ich hätte seine Gemahlin hingerichtet".

Also verabschiedete sich der Patih von den Edelknaben, und kehrte nach der Residenz zurück.

---

[1]) Der Wezir, die Rechtehand des Fürsten (heute des Javanischen „Regenten").

[2]) Ehrfürchtiger Gruss, darin bestehend, dass man die beiden Hände, welche nur mit den Fingerspitzen angeschlossen sind, derweise aufhebt dass die Daumen die Nase, die Zeigefinger die Stirn berühren.

[3]) Javanischer Dolch.

Die letzteren waren innig erfreut, die Sache war also beendet. Möglichst schnell errichteten sie einen geziemenden Aufenthaltsort.

Kaum waren sie fertig, so gebar schon die Padmi einen Sohn, welchem der Name Pandji-Laras gegeben wurde.

Es war ein tüchtiger, schöner Bube, der unter den liebenvollen Sorgen seiner unglücklichen, blinden Mutter, mit Hilfe der treuen Edelknaben, sehr gedeihlich aufwuchs. Von den letzteren vernahm er, als er zu den Jahren der Erkenntnis gekommen war, allmählich die ganze traurige Geschichte seiner Mutter, und was die Ursache war dass sie, des Augenlichtes beraubt, weit entfernt von der fürstlichen Hauptstadt, in der Waldeinsamkeit ihre Tage verbringen musste.

Diese Nachricht erfüllte das kindliche Gemüt des zarten Knaben mit tiefem Wehmut, und in ihm regte sich die heisse Begierde, einmal die Unschuld der geliebten Mutter sonnenklar zu erweisen, und sie wieder zu der ihr gebührenden Ehre und Würdigkeit zu führen.

Eines Tages — Pandji-Laras war schon erwachsen — als er mit der Mutter vor dem Hause auf dem *Panggung* [1]) sass, kam ein roter Weihe geflogen, ein Küchlein im Schnabel. Über dem Panggung angekommen entglitt dem Räuber das Tierchen, und fiel zufällig dem Prinzen gerade in den Schoss. Mitleidvoll liebkoste er das arme Tierlein, und nährte es aufs sorgfältigste, überzeugt dass dieses Tier ein Geschenk der Götter sei, welches ihm unzweifelbar grosses Glück bringen würde.

Das Küchlein gedieh ganz vorzüglich, und war bald zum grossen, tüchtigen Hahn herangewachsen. An allen Kennzeichen war es zu erkennen dass er ein ganz ausgezeichneter Kampfhahn sein würde.

Sonderbar und eigentümlich aber war das Krähen des Hahnes: „*blak, blak, kukuk, kluruk.*"

Und, noch sonderbarer, es schien wohl, alsob Pandji-Laras das Krähen des Tieres verstand; jedesmal wenigstens wenn der Hahn gekräht hatte, so antwortete er sogleich mit lauter Stimme:

„Du bist der Hahn des Pandji-Laras;
Seine Mutter ist in dem *Alas* (Wald).

---

[1]) Hölzernes Gerüst vor dem Hause.

Sein Vater ist in der Hauptstadt."

Als der Hahn genug im Kämpfen geübt war, bat Pandji-Laras seine Mütter um Erlaubnis mit ihm nach den Dörfern zu ziehen, um ihn dort mit anderen Hähnen kämpfen zu lassen.

Diese Bitte war der Königin, besorgt um ihres Lieblings Glück, sehr zuwider, und deshalb widerriet sie es ihm ernstlich.

„Vielleicht" so sprach sie, „wirst du von einem wilden Tier besprungen werden, und ich habe auf der Welt nichts Weiteres als dich. Und ausserdem, du hast kein Geld, so dass du überhaupt nicht wetten kannst. Wie wirst du denn deinen Hahn kämpfen lassen können?"

Pandji-laras aber gab den Abmahnungen der Mutter nicht nach; er musste und er sollte gehen; die Mutter brauche sich seinetwegen gar keine Sorge machen. Schliesslich gewährte sie ihm weinend seine Bitte, indem sie die beiden Edelknaben beauftragte ihren jungen Herrn zu begleiten, und sorgfältig über ihn zu wachen.

Lange und schwer war die Reise quer durch den Urwald; endlich aber gelangten Pandji-laras und die beiden Pagen glücklich zu der ersten *Dessa* (Dorf) am Waldesrande gelegen.

Sofort wandte der Prinz seine Schritten nach dem Hause des *Lurah* (Dorfsbürgermeister) mit dem er sich lange besprach. Am Ende fragte ihn der Lurah, was eigentlich der Zweck seiner Reise sei?

Pandji-laras antwortete: „Ach, das thut ja nichts. Es ist nur meine Bestrebung meinen Hahn 'mal in die Walstatt zu bringen, ihn zu probieren."

„„Schon gut"", sagte der *Lurah;* „„wie wollen Sie, etwas wetten, oder nicht?""

„Wie gewöhnlich, etwas wetten. Geld aber besitze ich nicht. So gelte es denn meinen Kopf! Wenn mein Hahn unterliegt, so schlagen Sie mir den Kopf ab. Können Sie das nicht über's Herz bringen, so werden wir, meine Diener und ich, Ihnen zu Knechten werden."

„„Nein, Herr, sprechen Sie nicht also. Sie sind noch so jung; später würde es Ihnen gewiss reuen.""

Pandji-laras aber beharrte bei seinem Vorschlag. Die Wette fand statt. Alle die Liebhaber in der Dessa sammelten sich vor des Lurah Wohnung, um sich die geschätzte Belustigung

mit anzusehen. Gegenseitig wurden Wetten eingegangen. Wenige aber wagten es auf den Hahn des Pandji-laras zu setzen.

Der Hahn des Lurah erschien auf dem Kampfplatz, ein trotziges, kräftiges Tier. Ein Jauchzen erklang, so bald man ihn erblickte.

Nun gab auch Pandji-laras seinen Hahn frei. Als er dem anderen Hahn gegenüber gekommen war, fingen die Beiden laut zu krähen an. Und wieder, als des Prinzen Hahn gekräht hatte, kam, wie gewöhnlich, die Antwort:

„Du bist der Hahn des *Pandji-laras.*
Seine Mutter ist in dem *Alas.*
Sein Vater ist in der Hauptstadt".

Mit Staunen hörten die Umstehenden diesen Worten zu, wunderten sich aber noch mehr bei dem Anfange des Kampfes. Denn als des Lurah Hahn den ersten Angriff that, verteidigte sich der Hahn des Fremden gar nicht, ja regte sich sogar nicht. Ohrzerreissend erklangen die „Hoch"'s auf den Überwinder. Zu früh aber hatte man gejauchzt; denn da setzt sich der Hahn des Pandji-laras in Positur, da wagt er den Angriff. Je wütender die beiden Tiere raufen, je heftiger wird das Geschrei der Menge.

Auf einmal schlägt des Prinzen Hahn seine Sporen dem Gegner in den Kopf, and spaltet diesen in zwei Teile. Bald unterliegt der stolze Kämpfer von vorhin.

Mit staunender Bewunderung blickte man zu dem Besitzer, zu Pandji Laras auf. Zumal die anwesenden Frauen und Mädchen konnten die Augen nicht von ihm abwenden.

„Welch schöner Jüngling" war der allgemeine Ausruf.

Und sonderbar! jedesmal wenn das tapfere, schöne Tier krähte, so klang von des Jünglings Lippen die bekannte Antwort. Es wurde gefragt und gemutmasst was doch die Bedeutung dieser Worte sei; Keiner aber wagte es, den Jüngling zu fragen, man hatte zu grosse Ehrfurcht für ihn.

Nach und nach wurde der Hahn des Pandji-laras im weiteren Umkreis berühmt, um so mehr, als auch die Hähne einiger angesehenen Leute in der Stadt ihm unterlegen waren.

Bald kam diese Nachricht auch dem König Djôjô-Kusumô zu Ohren, und auch er wünschte das Wundertier zu sehen.

Der Patih wurde beschieden.

„Patih," sprach zu ihm der Fürst „ich habe gehört dass ein Jüngling vom Gebirge, der Besitzer eines Kampfhahnes, in meinem Gebiete umherschweift. Man sagt, sein Hahn habe seines gleichen nicht. Nun das wollen wir mal sehen! Lass ihn es nur mit einem meiner Hähne aufnehmen! Rufe den Jüngling zu mir!"

Pandji-laras machte seine Aufwartung. Als er ihn sah, erblasste der König.

Denn sogleich fiel ihm die Ähnlichkeit dieses Jünglings mit ihm selbst in die Augen. Diese Befindung machte er seinem Patih kund, und fragte:

„Patih, sag mir mal, wessen Sohn ist dieser Jüngling?"

„„Mit Verlaub Majestät; es ist mir sehr leid, nicht im Stande zu sein, E. M. dies aufklären zu können."

Hierauf wandte sich der König an den Jüngling selbst.

„Woher kommst du, und wessen Sohn bist du, und zu welchem Zweck schweifst du hier mit deinem Kampfhahn umher?"

„„Mit Verlaub, Majestät, mein Name ist Pandji-laras; ich komme vom Gebirge, und bin der Sohn einer bedürftigen erbarmenswerten Wittwe, die weltentfernt im dunkelen Hain wohnt."""

„Der Grund, aus welchem ich dich zu mir beschieden habe, ist dass ich deinen berühmten Hahn mal sehen will. Man hat mich benachrichtigt, dieser Hahn habe seines gleichen nicht. Glaubst du, er werde auch meine Hähne hinter sich zurücklassen?"

Ehrerbietig, aber ganz ruhig zeigte Pandji-laras jetzt dem König seinen Hahn. Gerade krähte das Tier, und unmittelbar liess der Jüngling die übliche Antwort folgen:

„Du bist der Hahn des Pandji-laras.
Seine Mutter ist in dem Alas;
Sein Vater ist in der Hauptstadt.

Der Fürst zeigte sich sehr überrascht:

„Was? Weisst denn du, was das *kluruk* (Krähen) des Vogels bedeutet?"

„Ja gewiss, Herr! Das Tier hat mich gefragt wie der Name seines Herrn sei, und wessen Sohn sein Herr ist. Und immer stehe ich ihm sofort Rede."

Der König war bestürzt, und beobachtete genau des Jünglings

Antlitz, indem er zu sich sagte: „Er schaut wahrhaftig aus wie ein Königssohn, und überdies er gleicht mir auf ein Haar."

Nach einer Weile sprach S. M. steif und abgemessen: „Pandji-laras, was ist dein Einsatz? Was mich angeht, ich verwette die Hälfte meines Reiches".

„„Mit Verlaub, Majestät, ich habe nichts zum Verwetten. Wenn mein Hahn unterliegt, so kann E. M. mir den Kopf abschlagen lassen"".

Nun befahl der König, man sollte einen seiner besten Kampfhähne auf den Kampfplatz bringen. Auch der Prinz setzte den seinigen in den Kreis. Die beiden Vögel krähten um die Wette. Die vielen Zuschauer schrieen wie bei einer Schlacht. Bald flogen die beiden Kämpfer auf einander ein, und waren eine Weile an einander wie festgenagelt. Zum Schlusse zertrümmerte der Hahn des Prinzen mit *einem* Schlage seinem Gegner den Kopf.

Ein anderer königlicher Hahn wurde herbeigeholt, und noch eins, und noch eins, erlitten aber alle das nämliche Geschick.

Den beiden Pagen machte dieses Schauspiel besonders grosses Vergnügen; sie tanzten vor Freude, und stimmten ein lautes Jauchzen an.

Bis jetzt hatten diese Leute des Königs Aufmerksamkeit noch nicht auf sich gezogen. Als aber S. M. sie so *tandakken* [1]) sah, erkannte er sie sogleich wieder. Was könnte doch dies sein? Und plötzlich stand die ganze traurige Geschichte mit der Padmi ihm wieder in schrecklicher Helle vor den Augen. Er rief den Patih zu sich.

„Ich sehe dort nahe der Walstatt zwei Männer *tandakken*. Sind nicht das der Sĕtuntô und der Pôtrô-Kĕntjônô?".

Wie vom Blitz getroffen stand der Patih. Sollte es denn nun sich herausstellen, dass er früher den Befehl des Fürsten nicht ausgeführt hatte?

Nach längerem Schweigen erst bestätigte er des Königs Vermuten. Nun musste er die beiden Edelknaben vor den Fürsten führen. Dieser fragte:

„Wer ist doch der Jüngling, den ihr begleitet?"

---

[1]) Eine eigentümliche Art von Tanzen.

„„Mit Verlaub, o König! Er ist kein anderer als E. M. eigner Sohn, geboren aus E. M. Gemahlin, die von E. M. zum Tode verurteilt, vom Patih geschont und am Leben gelassen wurde.''''

Als dies der König hörte, konnte er kein Wort sprechen vor Rührung. Wie automatisch stieg er ab von dem elfenbeinernen Thron, umarmte und beroch [1]) Pandji-laras aufs zärtlichste und sagte: „Dies ist kein Zufall, o mein Sohn. Dies ist eine Fügung des Allmächtigen. Und wie befindet sich deine Mutter, o Liebling?''

Pandji-laras fiel seinem Vater zu Füssen und sprach ehrfurchtsvoll: „„Ja, Vater, verhältnismässig mag die Mutter sich ihrer Lage erfreuen.''''

„Und wo befindet sie sich jetzt?''

„„In stiller Zurückgezogenheit wohnt sie tief im Urwalde.''''

Pandji-laras wurde nun nach dem königlichen Schloss geführt, wo einst seine Mutter thronte. Was aber sah er beim Eintritt? Über dem Thor hingen zwei menschliche Augäpfel!

„Wem gehörten diese einst?'' fragte er sogleich seine Begleiter.

Sĕtuntô gab dem Prinzen kund, es seien die ausgestochenen Pupillen seiner Mutter. Schnellgefasst nahm sie Pandji-laras, und, nachdem er des Fürsten Erlaubnis bekommen hatte, eilte er in den Wald, nach dem Wohnsitz seiner unglücklichen Mutter. Schnell wurden die Augäpfel eingesetzt, und durch die Wundermacht des liebevollen Sohnes, wurden die Augen wieder gesund wie zuvor.

Bald liess der König seine Padmi abholen, in feierlichem Aufzug zum Palaste führen, und stellte sie wieder her in der längst entbehrten Ehre und Würde. Die schnöde Rĕtnô Dumilah aber fand ihre wohlverdiente Strafe. Und lange nachher noch lebten Vater, Mutter und Sohn in ungestörtem Frieden und Glück.

---

[1]) Das Küssen der indonesischen Völker besteht meist in dem Reiben der Nase über das Gesicht.

Kusumô's Opfertod.

Die Sage des Feuerberges Brômô. [1]).

Hoch auf den Bergen, wo die Kokospalme nicht mehr gedeiht, wo die Sonne weniger heiss brennt als in der gesengten Ebene, und der Wind durch die spitzigen Nadeln der Tjĕmôrô-Bäume eine klägliche Weise pfeift, stand in uralten Zeiten, lange bevor die Dessa *Ngadiwônô* an jener Stelle entstand, eine kleine Strohhütte, die Wohnung des Kusumô und seiner Frau Umah. Sie waren die ersten Bewohner dieser Berge.

Umah war schön und lieblich wie die Blume im Thale und Kusumô jung, stark und schlank wie der Stamm der Palme.

Sie liebten einander herzlich — waren dennoch nicht glücklich. Denn sie hatten kein Blut ihres Blutes, kein Leben ihres Lebens — ihre Ehe war kindlos.

Umah trauerte, ihre Augen wurden trüb, and Kusumô wurde schwermütig und grollend. Seine Zunge war bitter in seinem Munde wenn er zu Umah sprach.

Sie brachen die Hütte nieder und schüttelten den Staub von ihren Füssen als sie abreisten, höher auf, nach dem Penanjaän, dem höchsten Gipfel des Kraterrandes, der die Mitte des breiten Tĕnggĕr-Gebirges bildet.

Dort erbauten sie sich eine andere Hütte. Kusumô hob die Hände auf, den Blick zum Brômô gewandt, und sprach betend: „Gesegnet werden jetzt deine Lenden sein, o Umah! denn heilkräftig ist hier die Luft, erstärkend der Wind und fruchtbar der Ort, den wir bewohnen."

Die Ohren der Götter aber hörten Kusumô's Stimme nicht, und ihre Herzen blieben Umah's Schmerzen verschlossen! Die Ehegenossen blieben allein, überschauten die Gegend mit

---

[1]) Vgl. S. 3.

traurigen Augen, und ihre Zungen schwiegen; und sie fühlten sich alt in ihrer Einsamkeit.

Und Kusumô wanderte hinauf zum Gipfel des Berges, den Kraterrand entlang, und gedachte seines und seines Weibes Schmerzen. Er sah Java von Norden bis zum Süden, sein Blick umfing neun Vulkane, vom rauchenden Sméru bis zum brüllenden Brômô, dem Berge des Todes. Und Bitterkeit war in seiner Seele und Lebenssattheit: Wozu war er geboren, und wozu sollte er weiter leben wenn er keine Kinder hätte? (an Umah dachte er nicht länger). So überlegte er in seinem Herzen: Was nützt mir ein solches Leben? und er bat den Bromo dass dieser ihn verschlingen möchte, mit Feuer verzehren, gleich wie so Viele vor ihm.

Müde sank er zur Erde, und der Schlaf berührte ihn mit seiner dunklen Flügelhand.

Im Schlafe erschien ihm der Geist des Brômô, und sprach: „Kjaï Kusumô, meine Augen haben deine Schmerzen gesehen, und deines Weibes Zähren sind auf mein Herz geträufelt. Schwöre dass du nach meinen Worten thun wirst, und nicht länger wird dein Haus leer sein. Fünf und zwanzig Male wird Kjai Umah's Schoss gesegnet werden."

„„Was soll ich schwören?""

„Dass du mir deine Kinder opfern wirst, sobald sie Alle erwachsen sind."

„„Und wie, auf welche Weise?""

„Stürze sie in meinen Krater hinunter, damit ich sie lebendig verschlinge."

Und Kjaï Kusumô schwur.

Nach kürzer Zeit gebar ihm Njaï Umah einen Sohn, und er nannte seinen Namen Tĕnggĕr.

Fünf und zwanzig Male wurde Njaï Umah Mutter, und alle Kinder, Töchter und Söhne wuchsen auf, Blumen und Palmen gleichend.

Als nun alle erwachsen waren, so wurde Kjaï Kusumô seines Gelübdes eingedenk; er sammelte seine Kinder um sich, und gab ihnen kund, um welchen Preis er sie erhalten habe.

Njaï Umah riss sich die grauen Haare aus dem Kopf, schlug

sich auf die Brust und weinte bittere Thränen, denn sie liebte alle ihre Kinder ohne Unterschied.

Die Söhne und Töchter schwiegen alle, ohne Murren, gelassen ihres Geschickes harrend. Todesstille war ringsum — in der Ferne aber brüllte der Brômô um seine Beute.

Da stand der jüngste Sohn — Kusumô (= die Blume) war sein Name wie der seines Vaters — auf und sprach: „Vater, höre meine Worte! Das Gelübde darfst du nicht in der Weise erfüllen. Gebogen ist dein Rücken, schwach dein Arm — wer wird für dich säen und pflanzen, wer ernten wenn wir alle sterben? Nimm mich, den Jüngsten als Opfer hin, töte mich, den fünfundzwanzigsten, und nicht die fünf und zwanzig alle. Der Brômô wird zufrieden sein, wenn ihm *ein* Opfer gespendet wird; und alle folgenden Jahre zur Erinnerung an meinen Tod, durch welchen das Leben meiner Geschwister geschont wurde, sollen sie am Tage meines Sterbens, zu *patjullen* [1]), zu säen und pflanzen anfangen, zuvor aber dem Feuerspeier Opfer darbringen."

Und plötzlich sandte der Brômô brüllend eine schwarze Rauchwolke empor, zum Beweise dass er in den Vorschlag willige.

So starb Kusumô der Jüngere für seine Geschwister, und der älteste Bruder Tĕnggĕr, wurde der Stammvater der „*Wong Tĕnggĕr*", der Tĕnggĕresen, die noch heute das Gebirge bewohnen.

Jedes Jahr, am ersten Tage des Monats Kesôngô versammelten sich die Nachkommen des Kjaï Kusumô und der Njai Umah in der *Segórô Wĕdi* (die Sandsee), opfernd am Fusse des Brômô; und jedes Jahr wurde der Tĕnggĕresen Anzahl grösser.

Und seitdem ziehen noch alljährlich Tausende Männer und Weiber in feierlicher Wallfahrt zum Brômô. Alle Gelübde, die während des vergangenen Jahres gethan sind werden dann erfüllt; die Priester senden ihre Gebete, begleitet von Weihrauch gen Himmel und nach den Gebeten steigen alle hinauf zum Rande des Kraters, und werfen ihre Opferspenden in den finsteren, rauchenden, siedenden Abgrund.

Also entstand das Opferfest des Brômô.

---

[1]) Patjul = eine Art von Hacke zur Boden-bearbeitung.

Wettlauf des Kantjil [1]) mit den Schnecken.

Eines Tages lief der Kantjil das Ufer des Flusses entlang, um ein Bad zu nehmen. Ebendaselbst sah er eine grosse Menge Schnecken, die sich in langer Reihe am Flussrande fortschleppten.

Der Kantjil sprach: „Wie ist's doch möglich, Schnecken, dass ihr es nicht schon satt habt, nur immerfort euch mühsam fortzuschleppen, schleimig stets geradeaus am Wasser hin kriechend. Und weil ihr euer Haus auf dem Rücken tragt, so könnt ihr nur beschwerlich weiter kommen. Ihr aber erwägt den Eindruck eures Betragens nicht, im Gegenteil, ihr scheint mit eurer Schönheit prunken zu wollen. Bildet euch doch nicht ein, dass ihr schön ausschaut, mit eurer verkrümmten Gestalt. Wem könnte es je gefallen eine Schnecke anzusehen? Euer Äusseres ist widerwärtig, man weiss nicht ob es hoch oder niedrig ist, weil euer Körper bald aufgerollt, bald langgestreckt ist. Es macht Einen schaudern, und ist kaum anzuschauen. Ein Tier von der Gestalt einer Schnecke findet man weiter nicht; in demselben ist allerdings das Schauderhafteste angehäuft. Und wäre denn doch nur etwas Schönes an eurem Körper, auch nur das geringste (buchstäblich: eine Nisse) aber nein, ganz und gar unschön seid ihr, Schnecken; für was wäre eine Ausnahme zu machen? Im Allgemeinen ist doch dies der Fall, dass man bei allem, wie ekelhaft es auch sei, doch etwas auslesen könnte, etwas Schönes, ungleich den Schnecken. Sind, zum Beispiel Einige plump und grob, so haben sie jedoch einen schnellen Lauf; sind Andere von allzuhoher Statur, so sind sie dennoch bequem bei der Arbeit. Nicht also ist's mit eurer Beschaffenheit,

---

[1]) In den javanischen Tierfabeln ist meistens die Rolle des germanischen Reineke dem Zwerghirsch oder Kantjil (Moschus Javanicus) zugeteilt worden. Der erste Teil der oben (S. 2) erwähnten Sammlung javanischer Tierfabeln enthält die Beschreibung der vielen Streiche, welche das niedliche, schlaue Tierchen den grösseren Tieren gespielt hat, bis es zuletzt in den trägen Schnecken seine Meister findet.

o Schnecken, ausnahmslos seid ihr ganz und gar hässlich. Ja, mit eurer Hässlichkeit ist es doch gar zu schlimm; scheusslich ist euer Körper, so lang es auch sei, was könnte man davon auslesen? Es nützt nur das Haus zu tragen und mühsam fort zu kriechen, ohne je schnell laufen zu können."

Barsch und mürrisch antwortete ihm eine Schnecke: „„Nun, trotzdem würde ich nicht im Wettlaufen hinter dir zurückbleiben, hier am Uferrande. Ich würde mich schämen, im Wettrennen hinter dir an Schnelligkeit zurückzubleiben. Sollte ich hinter Einem von deinem Äusseren zurückbleiben so trüge ich lieber den Namen Schnecke nicht mehr.""

Erstaunt war der Kantjil, als er dies hörte, und indem er sich in die Brust warf antwortete er: „Na, na, die Schnecke will mich auf die Probe stellen, und lädt mich ein, mit ihr einen Wettlauf abzuhalten! Lieber legte ich Hand an mich, als hinter einer Schnecke zurückzubleiben! Wohlan, wer zuerst? Sollst du oder soll ich folgen? Wohlan, nur geschwind!"

Sogleich erwiderte die Schnecke: „Wenn du mich zum Wettrennen einlädst, Kantjil, und es ist dir Ernst, so komme denn übermorgen wieder hierher."

Der Kantjil antwortete: „„Sehr gut, wenigstens wenn du dich erkühnst, es mit mir aufzunehmen.""

Dann verabscheidete sich der Kantjil und ging nach Hause.

Die zurückgebliebene Schnecke war sehr bedrückt wegen ihrer Verabredung, mit dem Kantjil ein Wettrennen abzuhalten. Sie war ganz verzweifelt, und wie sehr ihre Gedanken auch hin und herschweiften, sie konnte kein Mittel ausfinden, und wurde immer mehr bedrängt.

Schliesslich rief sie all die anderen Schnecken, ihre Verwandten und Freunde zu sich, um sich mit denselben zu beraten.

Geraume Zeit dauerte die gemeinschaftliche Beratung; und endlich da hatte man etwas gefunden!

Der Rat der anderen Schnecken war folgender: Sie alle sollten sich am ganzen Ufer des Flusses in Reihenfolge stellen, mit Zwischenräumen eines Steinwurfes, eine Jede absonderlich, niemals zwei susammen. In ihren Antworten aber sollten sie einstimmig sein, es sollte kein Unterschied sein, welche von ihnen auch gefragt würde.

So war fast der für den Wettlauf festgesetzte Tag angebrochen.

Am Morgen kam der Kantjil, und am Ufer laufend, rief er: „Wohlan, Schnecke, erfülle dein Versprechen, mit mir um die Wette zu rennen."

Die Schnecke antwortete: „„Ja, wohlan, lasst uns zugleich anfangen, und dem Ufer des Flusses folgen.""

Sofort rannte der Kantjil davon.

Als er eine Strecke [1]) gelaufen hatte, hielt er ein, um zu ruhen, und rief: „Wo bist du, Schnecke?"

Die Schnecke, die in Entfernung eines Steinwurfes von ihm sass, antwortete ihm: „„Ja, ich bin schon hier!""

Erschreckt und erstaunt war der Kantjil, weil er so weit zurück geblieben war. Aber die Schnecke die einen Steinwurf von ihm entfernt war, hatte nur geantwortet, die in seiner Nähe sass hielt sich mausestille.

Der Kantjil sprach: „Ja, Schnecke, ich bin besiegt. Wohlan aber, Schnecke, noch einmal; lasst uns wieder zugleich anfangen."

Die Schnecke antwortete: „„Ja, wie du willst.""

Sogleich rannte der Kantjil wieder fort; eine Strecke weiter hielt er ein und schrie: „Wo bist du Schnecke?"

Ihm voraus antwortete eine Schnecke, die weiter sass; die in des Kantjil's Nähe war, antwortete aber nicht.

Der Kantjil stand ganz bestürzt, als er fühlte dass er hinter einer Schnecke zurückgeblieben war.

Lange blieb er verdutzt stehen; schliesslich sprach er wieder: „Abermals bin ich von dir besiegt, aber noch gebe ich nicht nach; alle Sachen, Schnecke, sollen sie vollkommen sein, müssen dreimal geschehen; also, laufen wir noch einmal."

Die Schnecke antwortete ihm: „„Ganz wie du willst, ich folge deinem Wunsche. Und lüdest du mich ein zum siebenten, zum neunten oder zehnten Male, ich befolgte nur deinen Willen. Und wenn du mich zum zwanzigsten Male einlüdest, so würde ich es dennoch nicht verweigern. Was aber mich

---

[1]) *Sad'dĕlan.* Die zwei abweichenden Angaben der Bedeutung dieses Wortes: 1°. Entfernung von etwa zwei „Paal" = 40 Minuten. 2°. Entfernung, welche ein Gegenstand durch ein Stoss zurücklegt (andĕdĕl = stossen), können an dieser Stelle eine so wenig wie die andere füglich angewendet werden.

angeht, wenn ich Einen zum Wettlaufen eingeladen hätte, und wäre bis dreimal besiegt worden, thäte ich mir nicht ein Leid, so würde ich mich doch wenigstens kastrieren; wenn ich mich nicht also betrüge, so würde ich zu verschämt sein, mich den Menschen zu zeigen.""

Schnell sprang wieder der Kantjil davon, und lief aus aller Macht eine Strecke, anderthalb Mal weiter als vorher, und dann erst ruhte er, und rief: „Wo bist du, Schnecke, anderthalb Mal weiter als vorher habe ich gelaufen; gewiss bist du hinter mir zurückgeblieben und hast mich nicht ereilen können."

Die Schnecke antwortete ihm: „„Sieh hier bin ich, Kantjil, hier ist meine Stelle"" und es war abermals eine, die ihm voraus war.

Noch mehr stand der Kantjil entsetzt, weil er fühlte wie weit er zurückgeblieben war; er war fürchterlich enttäuscht, weil er nicht vorausgeahnt hatte, dass er gegen die Schnecke beim Wettrennen den kürzeren ziehen würde.

Daher machte er sich aus dem Staube, und lief so schnell dass er wohl kugelrund schien; er kroch durch die Gestrüppe, dass sein Körper schwer verletzt wurde, dass er an den Dörnern hangen blieb, denn vor Scham scheute er es, der Schnecke ins Auge zu sehen. Er sprach zu sich: „Bei meinen Lebzeiten ist mir noch Keiner überlegen gewesen, es sei an Worten, es sei an Listen, weder der Rohheit noch der Milde gab ich je nach. Niemals wurde ich von einem Feinde, so gross, und hoch, und ungestüm er auch sein möchte in Verwirrung gebracht. Dem Stärksten ging ich nie aus dem Wege; allein jetzt (es ist lächerlich!) habe ich, Kantjil, es gegen die Schnecke verloren, und bin von ihr überlistet....."

(Der Kantjil, ungestüm fortrennend, stürzte schliesslich in einen trocknen Brunnen, aus dem er sich auf Kosten des Elephanten zu retten wusste).

Eine Legende von Nabi Isa.[1]

Als Nabi Isa im Lande umherzog um seine Religion zu verkündigen, kam einmal ein Mann zu ihm, der sprach also: „Herr, Nabi Isa! ich wünschte gerne Ihr Diszipel und Anhänger zu werden." Da erwiderte ihm Nabi Isa: „Das ist ganz recht!" Zusammen gingen sie weiter.

Nabi Isa hatte als Mundvorrat auf der Reise drei Brode mitgenommen, die gab er dem neu-erworbenen Diszipel zu tragen.

Als sie an das Ufer eines Flusses gekommen waren sprach Nabi Isa: „Lasst uns zunächst ein wenig Ruhe halten und die Brode essen. Ich werde sie teilen. Eines esse ich selbst; eines ist für dich; das Dritte sollst du aufbewahren, bis ich wieder hungrig werde."

Diese Worte machten dem Diszipel Vergnügen.

Hiernach ging Nabi Isa nach dem Flusse, um zu trinken. Als er aber nach kurzer Zeit zu seinem Anhänger zurückkam, erteilte ihm dieser die Nachricht, dass eins der Brode ihm abhanden gekommen sei. Nabi Isa hörte schweigend zu, und bat nicht um weitere Aufklärung.

Auf ihrer weiteren Wanderung im Walde sahen sie eine Hirschkuh mit zwei Jungen. Nabi Isa rief eins der Jungen zu sich, und das Tierchen kam sogleich. Er schlachtete das Tierlein und röstete das Fleisch, um es mit seinem Anhänger zu geniessen. Ein kleiner Teil blieb übrig; und als er darüber eine Zauberformel aussprach, lebte das Tier durch Gottes Macht wieder auf, und eilte seiner Mutter nach.

Nun setzte Nabi *Isa* mit seinem Diszipel die Reise fort bis zu einer Stadt, wo Er Hunderte Kühe sah. Er befahl seinem Diszipel eine davon zu greifen; nun schlachtete er die Kuh, und rösstete das Fleisch, und als es fertig war, genossen sie es zusammen.

Bald kam aber der Besitzer der Kuh mit einer grossen

[1]) Arabisch: *Isja* = Jesus; auf Javanisch öfters: *Ngisô*. *Nabi* = Prophet.

Menge anderer Menschen, um Nabi Isa und seinen Diszipel zu greifen, weil man dachte, sie hätten die Kuh gestohlen. Schnellgefasst sprach Nabi Isa zu dem Reste des Fleisches: „Werde wieder lebendig durch Gottes Macht, und richte dich auf." Und die Kuh wurde wieder lebendig, und begab sich zu den anderen Kühen. Der Besitzer mit seinen Gefährten waren nicht wenig erstaunt, und sprachen: „Die beiden heiligen Männer sind aussergewöhnlich gewandt in Zauberkünsten!"

Nun kamen sie an eine sandige Ebene, wo sie verweilten. Nabi Isa nahm ein wenig von der mit Sand vermischten Erde, und machte davon drei Häuflein, zu welchen er sprach: „o Sand, verwandle durch Gottes Macht in Gold!"

Und es geschah nach seinen Worten.

Nun sagte der Nabi zu seinem Diszipel: „Ich will dieses Gold in drei Häuflein teilen; ein Teil ist für mich, ein Teil ist für dich, und der dritte Teil für den, der das weggekommene Brot gegessen hat!"

Als dies der Diszipel hörte, sprach er ganz unterthänig: „o Herr, Nabi Isa, jetzt will ich aufrichtig bekennen, dass ich es war, der das vermisste Brot gegessen hatte."

„Es ist recht", antwortete Nabi Isa, „nimm den einen Teil des Goldes, und auch meinen Teil schenke ich dir; zugleich aber entlasse ich dich als meinen Diszipel; folge mir nicht länger!"

So zog Nahi Isa von dannen, und liess den Anhänger mit dem Golde zurück. Der ehemalige Diszipel wollte es nun verkaufen, um damit die Ernährung seiner Frau und Kinder zu bestreiten.

Nicht lange danach aber kamen zwei Beduinen, mit gezogenen Schwertern und sprachen zu ihm: „o, Du Bettelmönch! Diese drei Haufen Gold gehören zweifellos dir nicht zu, wo hast du sie gestohlen?"

Der Diszipel erwiderte: „Ich beschwöre euch, dass dieses Gold abkommt vom Nabi Isa der es mir, seinem Anhänger, geschenkt hat.""

Die Beduinen aber antworteten grimmig: „Das glauben wir dir ganz nicht; unzweifelbar hast du dieses Gold gestohlen und jetzt wollen wir dir hier den Hals abschneiden!"

Nun sagte der Diszipel: „O, Beduinen! ich bitte euch, lasst uns dieses Gold unter uns Drei teilen."

Die Beduinen erwiderten: „Wohlan! diesen Vorschlag wollen wir annehmen," Weil sie sich aber sehr hungrig fühlten, sprachen sie zugleich zu ihm; „Höre mal, guter Freund! Du musst von diesem Golde ein wenig nehmen, und es umtauschen gegen Brot in irgend einer Dessa, wo es zu haben ist."

Dem Diszipel war dies ganz recht; er ging sogleich ins nächste Dorf, ein wenig von dem Golde mitnehmend, um dafür Brot zu kaufen. Unterwegs aber sprach er zu sich: „Wenn ich nachher Brot bekommen habe so werde ich Gift darein mischen; und wenn die Beduinen demzufolge gestorben sind, so wird das Gold wieder mir anheim fallen."

Die Beduinen waren indessen unter sich darüber einig geworden, wenn der Diszipel ihnen Brot herbeigeschafft haben würde, so wollten sie dennoch ihm den Hals abschneiden und sodann das Gold unter sich teilen.

Etwa eine Stunde später kam der Diszipel zurück, zwei vergiftete Brode mit sich tragend. Kaum hatte er sie den Beduinen überreicht, so zog einer van ihnen das Schwert und schlug ihm den Kopf ab.

Nun fingen sie an, das vergiftete Brot zu essen, hatten es aber kaum verzehrt so sanken sie hin, und lagen neben dem Diszipel nieder, drei Leichname beisammen!

Am folgenden Morgen kam Nabi Isa dort mit einer grossen Schar Diszipel vorüber. Als er die drie Leichname liegen sah, sprach er zu seinen Anhängern: „Sehet nun das Gold! Ihnen allen, von Habgier verführt, ist es zum Verderben geworden. Darum, meine Diszipel! seid immer dieser Ermahnungen eingedenk:

1°. Betet Gott an und verehret Ihn, den Herrn, der Himmel und Erde gemacht.

2°. Seid zufrieden mit demjenigen, was euch der Herr beschert hat.

3°. Gebt Almosen, Nahrung und Kleider den bedürftigen Frommen, die im Tempel beten.

4°. Steuert bei zur Verschönerung des Tempels, giebt Matten und Öl zur Verwendung daselbst.

So wird euch der Herr Gott belohnen mit Glück in dieser Welt und im Jenseits."

Kasôngô (Die Neun).

Es giebt auf der Welt kaum eine Insel von so vulkanischer Natur wie Java. Über die ganze Länge des Landes werden nicht weniger als etwa 120 Vulkane angetroffen; zwar stehen Viele davon im Rufe, ausgelöscht zu sein, sind aber in Bezug darauf keineswegs zuverlässig, wie es im Jahre 1822 der *Galunggung* (in den Préanger-Regentschaften) bewies, der in kurzer Zeit 114 Dörfer zerstörte, und über 4000 Menschen den Tod brachte. Nicht nur in feuerspeienden Bergen, auch auf andere Weise äussert sich der Vulkanismus des javanischen Bodens. An vielen Orten giebt es Solfataren, warme Quellen und sogenannte Schlammquellen oder Schlammvulkane. Unter den letzteren ist am meisten bekannt die Schlammquelle von *Kuwu*, in der „Residentie" (Provinz) Samarang. Sie besteht aus einem nahezu kreisrunden Terrain von blauem, bleifarbigem Schlamm, etwa 10 Minuten im Durchschnitt, dessen kugelförmige Oberfläche sich höchstens circa 3 M. über die umgebende Ebene erhebt. Dieser Schlamm, immer weich und feucht gehalten von durchbrechenden Gasen und durchsickerndem Wasser, bietet dem Fusse nur schwache Unterstützung dar; das Terrain kann folglich an der Grenze nur mittels daraufgelegten *bambu*-Flechtwerkes, in der Mitte aber, besonders in der Nähe der Eruptions-centra, gar nicht betreten werden. Die Eruptionen welche sich in Explosionen weissen Dampfes, und Hinaufwerfung schwarzer Massen zur Höhe von 16 à 20 Fuss erkennbar machen, gehen an verschiedenen Stellen vor sich. Bevor eine Explosion anfängt zeigt sich an diesen Stellen eine kleine Höhlung; der Boden steigt empor, die Höhlung schwillt zu einer kugelförmigen Masse, ein dumpfer, oft aber weit hörbarer Schlag erschallt, das die Erhebung verursachende Gas entweicht als weisser Dampf, und der flüssige Schlamm fällt vernehmbar in die Eruptions-centra zurück. Da bleibt er ruhig,

bis nach wenigen Secunden, neue, aus der Tiefe emporsteigende Gase genug Kraft erlangen, den schwachen Widerstand der weichen Masse zu überwinden und dasselbe Phänomen sich wiederholt.

Wie sich der javanische Volksglaube das Entstehen dieser Schlammquellen denkt, kann folgende Legende lehren:

Einmal — es ist schon lange her — regierte ein unverheirateter Fürst über das Reich Mĕndang-kamolan [1]). Eines Tages, als S. M. einen Spaziergang machte, kam er in die Dessa *Gĕmpol-pajung*. Als der König in das Dorf gegangen war, fielen ihm plötzlich zwei Weiber in die Augen, beschäftigt mit Reisstampfen. Die eine war schon so ziemlich alt, die andere aber war noch eine Jungfrau, in voller Blüte der Schönheit und der Jugend.

Der Fürst näherte sich nun den zwei Weibern, um sich angeblich nach dem Namen des Dorfes zu erkundigen, in Wahrheit aber um das schöne Mädchen etwas genauer mit den Augen zu messen; man sah ihm wohl an, dass diese genauere Beobachtung nach Wunsch ausfiel. Es schien wohl der Willen Allah's des Erhabenen, dass die Beiden ein Ehepaar werden sollten.

Der König hatte schon den Entschluss gefasst, die holde Dorfsschöne sich zur Gattin zu erwählen; vorläufig aber fragte er nur nach dem Namen der Dessa und dem des alten Mütterchens. Diese that dem Fremden (der Fürst hatte nämlich ein strenges *Incognito* in achtgenommen) kund, dass sie die Wittwe *Kasian* sei, und das Dorf *Gĕmpol-pajung* heisse.

Der König kehrte wieder nach dem Palaste zurück. Angekommen, war seine erste Sorge, seinem Patih [2]) zu befehlen, die Mutter Kasian und ihre reizende Tochter in den Palast zu bringen.

Was war indessen in der Hütte der armen Wittwe vor sich gegangen? Das Mütterchen besass einige Hühner und einen Hahn. Letzterer betrug sich diesen Tag ganz ungewöhnlich; er trampelte nur immer um die Wittwe herum, ja hackte

---

[1]) Ein altes javanisches Reich, der Überlieferung nach einmal in der jetzigen „Residentie" Samarang gelegen.

[2]) Vgl. S. 10.

sie zuletzt sogar mit dem Schnabel in die Beine. Noch fremder wurde die Geschichte als das Tier ein Ei legte in den Reisblock! [1]) Die gute Alte nahm es schnell weg, und legte es in einen grossen Reistopf. Wie stand sie aber am folgenden Morgen erstaunt vor Schrecken! Als sie das Ei in den Topf gelegt hatte war nur noch ein Bischen Reis darin, und sieh! jetzt war er bis zum Rande gefüllt; das Hahnenei lag obendrauf. Schnell wurde es wieder von ihr weggenommen und in die Reisscheuer, bei der *Pari-pĕngantĕn* [2]) gelegt. Den wenigen noch vorrätigen Reis häufte sie darauf, und verschliess das Thürchen sorgfältig. Vierzig Tage lang rührte sie nicht dran, kam selbst nicht in die *Lumbung* (Reisscheuer). Als diese Zeit vergangen war, öffnete sie die Lumbung, und, wunderbar! bis an die Firste war sie mit Reis gefüllt! Vor Freude schrie sie auf: „So voll, so voll! Wie ist es doch möglich?"

Und seitdem wurde es eine feste Gewohnheit, dass der Bauer, bevor er den Reis in die Scheuer brachte, darein einige *Kĕmiri*-nüsse, an Stelle des glückbringenden Hahnen-eies der Wittwe Kasian, legte.

Das Jauchzen der Mutter Kasian rief sobald die Nachbarn herbei. Einige von ihnen stiegen hinauf nach dem Dache der Lumbung, und sahen nun, in der Mitte, die Reisbündel überragend, den Kopf einer entsetzlich grossen Schlange! Alsob sie vom Donner betroffen worden wären stürzten sich die Leute im Nu herunter.

Schnell verbreitete sich die Schreckensbotschaft, und die Dorfbewohner eilten herbei, mit Stöcken bewaffnet, um das Ungeheuer zu töten. Mutig kletterten sie hinauf, erhoben den Arm, und wollten zuschlagen.... da öffnete plötzlich das Vieh das Maul, und fing zu sprechen an, gerade wie ein Mensch. Es sprach also: „Höret mal, ihr Leute, ihr dürft mir keineswegs etwas zu Leid thun; denn hättet ihr den Mut, mir nur ein Haar zu krümmen, so würde unsägliches Unglück euch treffen. Im Gegenteil, es geziemt euch vielmehr, mir die tiefste

---

[1]) Der Reis wird auf Java von Frauen und Mädchen gestampft in einem ausgehöhlten Holzblock; die Hühner suchen oft die darin zurückgebliebenen Reiskörner, und legen auch wohl ihre Eier hinein.

[2]) Vgl. Bemerkung I. im Anhang des Buches.

Ehrerbietung zu bezeigen, denn ich bin nicht weniger als ein Sohn des jungen Fürsten von Mĕndang-Kamolan!"

Als die Menschen die wunderbare Anrede gehört hatten, standen sie ganz bestürzt. Selbstverständlich wurde es bald in den umliegenden Dessa's bekannt, dass eine Riesenschlange, die sprechen konnte, und sich eines Königs Sohn nannte, in Gĕmpol-pajung verweile. Aus weitem Umkreis kamen die Dorfbewohner herbei, dem Wundertiere Ehrfurcht zu beweisen.

Nicht lange aber dauerte es, da verlies das gewaltige Reptil seinen hohen Sitz, und rollte sich in mächtigen Krümmungen gen Osten hin, auf dem Wege nach Mĕndang-kamolan, um sich zur Audienz zu seinem fürstlichen Vater zu begeben. Am ganzen Wege waren die Leute ausser sich vor Erstaunen. Es war auch wirklich etwas noch nie dagewesenes: eine Riesenschlange fortkriechend über die Heerstrasse, von einer zahlloser Menge begleitet!

Der Ruf eilte dem Aufzug voran nach der Residenz. Bald kam auch dem König die Kunde zu Ohren: eine furchtbar grosse Schlange, die sich für des Königs Sohn ausgebe, eile dem Palaste zu. Sogleich hiess S. M. die Reichsgrössen und Oberbefehlshaber sich fertig halten um den hohen Gast recht imponierend zu empfangen. Alsdann zog er sich in seine Gemächer zurück, und er dachte daran, wie er vor kurzer Zeit ein bildschönes Mädchen gesehen hatte, als er *incognito* über den Dorfweg von Gempol-pajung stolzierte [1]).

Indessen kam schon die Nachricht, der Wurm sei auf dem *Alun alun* [2]) gelagert. Das ganze Heer und all die Vornehmen standen in voller Rüstung kampfbereit, und harrten der Befehle des Königs. Einer der Oberbefehlshaber bekam nun den Befehl, sich zum fremden Herrn zu begeben, und ihn freimütig zu fragen was er wolle.

Indessen trat der Fürst selbst aus seinem Palaste hervor, und setzte sich auf seinen Thron. Vor ihm reihten sich voll Ehrfurcht die Höflinge auf Matten.

---

[1]) Das javanische Buch: „Adji Sôkô" welches in weitläufigerer Form die nämliche Erzählung enthält, giebt von der Entstehung des wunderbaren Hahnen-eies eine Erklärung, welche wegen ihres Realismus in dem vorliegenden Werke nicht am Platze wäre.

[2]) Grosser Platz vor dem Palaste eines Fürsten oder Regenten.

Bald brachte der fürstliche Botschafter die Nachricht, das Ungeheuer beabsichtige nur, dem König seine Aufwartung zu machen. Nun befahl dieser, die fürchterliche Bestie bis vor seinen Thron zu führen. Gesagt, gethan. Das Reptil erschien mit tiefster Ehrerbietung vor dem Fürsten und teilte ihm seine ganze Lebensgeschichte in grösser Aufrichtigkeit mit. Der König war ganz verwirrt; was konnte er thun? Empfing er den ungewöhnlich ausschauenden Sohn nicht in seinem Palaste, so würde zweifellos das Verhängnis des Untergangs über sein Reich kommen; im entgegengesetzten Falle aber würde er unvertilgbare Schande auf sein Haus laden. Endlich war sein Entschluss gefasst.

„Guter Freund" sprach er, „du sagst, du seiest mir sehr nahe verwandt. Es mag so sein, ich will es dir nicht abstreiten. Nur fordere ich von dir, mir einen Beweis dieser engen Verwandschaft zu geben. Höre zu, dies wird deine Aufgabe sein: In der Mitte der Südsee hat ein weisser Alligator sein Reich gestiftet. Er ist mein Todfeind. Ihn sollst du unschädlich machen, so will ich dich als meinen Sohn anerkennen."

Kaum hatte das Tier diese Worte des Königs gehört, so nahm es tief-ehrfürchtig Abschied, bereit den schweren Auftrag zu erfüllen. Wie ein Befehl des erhabenen Allah galt ihm das Wort des Königs.

Über Hals und Kopf stürzte er sich in den Ocean, geradeaus und mit mächtiger Schnellheit fortrollend nach dem Palaste des weissen Alligatoren-Königs.

Ein entsetzlicher Kampf entstand in der Tiefe der Gewässer; grausam und gewaltig rangen die beiden Ungeheuer, bis am Schlusse die Schlange siegte; maustot lag der Alligator auf dem Meeresboden hingestreckt.

Unter der Erde eilte der Wurm nun nach Mĕndang-Kamolan, um dem König die freudvolle Nachricht zu bringen. Als er seiner Meinung nach in der Nähe des Palastes von Mĕndang-Kamolan sein konnte, streckte er dann und wann den Kopf aus der Erde hinaus um zu gucken wo er sich befand.

Am Schlusse tauchte er auf in der Umgegend einer Dessa, unweit der Residenz seines fürstlichen Vaters. Von da aus sandte er einen Boten zu dem König, mit der Nachricht, dass die Sache ihm aufs beste gelungen sei. Zunge und Augen des Alligators habe er mitgebracht.

Als der Fürst diese Kunde erhielt, wusste er sich weder zu raten noch zu helfen. Er grübelte über eine List, damit er den überlästigen Gast beseitigen könnte. Zum Boten aber sprach er kein Wort darüber; im Gegenteil, er war angeblich höchst erfreut über die vom diesem gebrachte Nachricht, und machte sein Vornehmen kennbar, die Schlange zum König zu erheben anstatt des überwundenen Alligators. Vorlaüfig aber solle diese nur ruhig an ihrer Stelle bleiben; der König wolle selbst zu ihr kommen.

Dies wurde der Schlange kund gethan. Sie lagerte sich nun, des Besuchs des Königs harrend, in das obenerwähnte Dorf, welches infolge dessen den Namen *Kuwu* (— zeitlicher Aufenthaltsort —) erhielt, und bis auf diesen Tag so genannt wird.

Das unaufhörliche Ein- und Ausgehen der Schlange verursachte die da befindlichen Schlammquellen.

Nach der Abreise des Botschafters befahl der König, einen eisernen Harnisch anzufertigen, der aufs engste den Körper und den Schwanz des Ungeheuers einschliessen sollte. Als dieser kolossal-schwere Ueberzieher fertig war, begab sich S. M. nach dem Aufenthaltsort des Tieres. Da angelangt, sprach er also:

„Mein Sohn, jetzt bin ich fertig mit meinem Plan. Weil du mich meines Feindes, des weissen Alligators befreit hast, so wünsche ich dich zum König zu erheben. Deinen königlichen Anzug habe ich dir schon mitgebracht. Du sollst deinen fürstlichen Sitz stiften südostlich von Mĕndang-kamolan, in einer ausgedehnten, wasserreichen Ebene."

Die Schlange dankte S. M. herzinniglich für die zärtliche Sorgfalt, und sprach ehrfurchtsvoll und freundlich: „Majestät, von Herzen bin ich bereit E. M. Willen genau zu befolgen!"

Das Untier wurde darauf, von den Reichsgrössen begleitet, nach dem unermesslichen Sumpf geführt, und da wurde ihm die Zwangsjacke angelegt. Diesem quälenden Harnisch zufolge konnte es sich ganz und gar nicht mehr rühren. Nur war es noch im Stande, Tag und Nacht das entsetzliche Maul auf zu halten. Kam etwas darein, so schloss es dasselbe schnell, und verschluckte es hungrig.

Eines Tages hüteten zehn Hirtenbuben ihre Kühe in der unmittelbaren Nähe des Schlangenmaules. Weil es gerade zu

regnen anfing suchten sie Schutz und gelangten so in eine Art von Grotte. Diese grosse, dunkele Höhle aber war nichts mehr oder weniger als das weit aufgesperrte Maul des grässlichen Untieres. Alle waren hineingegangen, ausgenommen ein kleines Kerlchen das am Aussatz litt, und dem es infolge dessen von seinen Gefährten nicht gestattet worden war, mit hinein zu treten.

Kaum waren sie alle innerhalb der gewähnten Grotte, so schloss das Tier ganz gemütlich das fürchterliche Maul, und die neun Buben verschwanden auf eimal in seinem Körper.

Die Eltern der unglücklichen Knaben verklagten den verruchten Vielfrass bei seinem Vater, dem König. Dieser war ausser sich vor Wut, und ging sogleich in höchst eigner Person zu dem Reptil, um es seinen Zorn fühlen zu lassen. Den Riesenkopf der Schlange liess er an Ort und Stelle festnageln. Man kann sich denken, wie fürchterlich das Tier widerstrebte! Mit mächtigen Schlägen krümmte es seinen Schwanz über und durch den Kot. Die Natur selbst kam in Aufruhr. Ein gewaltiger Sturm erhob sich; der Himmel bezog sich, drohend und unheilschwanger schauten die Wolken aufs Erdreich herab; es wurde finster wie die Nacht; die Bäume verschwanden von der Stelle alsob sie weggefegt wären.

Als endlich die schrecklichen Naturerscheinungen sich gelegt hatten, war von der Schlange nichts mehr zu sehen.

Von der Zeit ab hiess die Stelle von so trauriger Reputation *Kasonga* „die Neun," zum Andenken an die neun von der Schlange eingeschluckten Kinder.

Die Entstehung der javanischen Schriftzeichen.

Als Adji Sôkô [1]) nach Java ging, wandte er sich zuerst nach dem Kĕndĕnggebirge; und sprach zu seinem Diener, Sĕmbôdô genannt: „Bleibe du hier zurück und bewache dieses mein Messer; ich will nach dem Reiche Mĕndang [2]) gehen. Und was mein Messer angeht, wer auch dich darum fragen möge, wenn ich selbst es nicht bin, so gieb es nicht hin. Und den Dorô nehme ich mit mir."

Dann ging Adji Sôkô nach dem Reiche Mĕndang: Sĕmbodô blieb zurück, um das Messer zu bewachen.

An die Grenzen des genannten Reiches gekommen, fragte Adji Sôkô die Dorfbewohner: „Ist dies das Reich Mĕndang?"

Die Antwort war: „„Ja, dies ist das Reich Mĕndang.""

Weiter fragten ihn die Dorfbewohner: „„Woher kommen Sie?""

Adji Sôkô antwortete: „Ich bin Einer vom Lande jenseit des Meeres, und will dem Fürsten von Mĕndang dienen."

Die Dorfbewohner sprachen wieder: „„Wenn Sie dem Fürsten von Mĕndang dienen wollen, so wird's Ihnen gewiss übel vergehen; denn der Fürst von Mĕndang isst Menschen. Viele der Einwohner sind schon weggezogen, weil ihm ihre Kinder zur Nahrung dienten, jeden Tag eines. Und wenn es neugeborne Kinder gab, so mussten die bestimmt ihm abgeliefert werden.""

Adji Sôkô blieb trotzdem bei seinem Vorsatze und sprach:

---

[1]) Das Sanskritwort Çaka bezeichnet eine Zeitrechnung, welche mit der Regierung irgend eines Fürsten anfängt, besonders des Fürsten Çâliwahâna, A. D. 78; die mit seiner Regierung anfangende Zeitrechnung wurde auch auf Java eingeführt. Die ganze Kolonisation der Hindu, welcher die Javaner, nebst manchem Anderen, auch ihre Schriftzeichen verdanken, wird von ihnen in der Gestalt des mythischen Adji (Fürst) Sôkô (= Çaka) personificiert.

[2]) Mĕndang oder Mĕndang Kamolan. vgl. S 28.

„Und sollte ich ihm auch überliefert werden, so beharre ich dennoch bei meinem Vorhaben.''

Dann verwandelte sich Adji Sôkô in einen kleinen Knaben, von schönem Äusseren, und sehr weichem Fleische.

Darauf begab er sich nach dem Palaste des Patih [1]) von Mĕndang, und sprach zu ihm: Kjaï Patih, überliefern Sie mich dem Fürsten, damit ich ihm als Nahrung diene."

Die Antwort des Patih war: „„Ich bin erstaunt über deinen Wunsch; denn du bittest um den Tod; wenn ich dich dem Fürsten als Nahrung überliefre, so musst du sterben.""

Adji Sôkô antwortete: „Es ist nun einmal so meine Begierde. Wenn es aber geschehen sollte dass ich nicht sterbe, so bitte ich als Lohn nur so viel Boden als mein Kopftuch bedecken kann."

Ki Patih versprach es ihm; und darauf wurde Adji Sôkô dem Fürsten angeboten als Nahrung für jenen Tag.

Der Fürst war sehr erfreut als er die Darbietung des Patih sah: einen so schönen, weichen Knaben. Sofort befahl er, ihn in das Innere des Palastes zu führen.

Als der Fürst sich zurückgezogen hatte, wurde der Knabe an der üblichen Stelle bewahrt.

Zur Zeit dass der König essen sollte, wurde Adji Sôkô vor ihn geführt.

Der Fürst war lüstern; er griff Adji Sôkô, und schob dessen Kopf in seinen Mund.

Als es so weit gekommen war, so dehnte Adji Sôkô sich aus, und wurde wieder ein erwachsener Mann. Mit der einen Hand ergriff er die Oberlippe, mit der anderen die Unterlippe, und riss dem Fürsten den Mund auf, so dass er starb.

Darauf ging Adji Sôkô nach des Patih's Hause, abermals in der Gestallt eines kleinen Knaben, und erstattete ihm Bericht, dass der König tot sei, weil er ihm den Mund aufgerissen habe.

Der Patih war ganz erstaunt über diesen Vorgang, dass ein so kleines Kind den König hätte töten können; in seinem Herzen aber war er erfreut, und fühlte er, dass das Reich Mĕndang nunmehr blühen könnte; denn, wenn wieder ein

---

[1]) Vgl. S 10.

Fürst käme so würde er doch wohl nicht Menschen essen, wie der eben Verstorbene.

Adji Sôkô mahnte nun den Patih um die Erfüllung seines Versprechens, betreffs der Bodenfläche von der Grösse seines Kopftuches.

Der Patih hiess Adji Sôkô sein Kopftuch entrollen.

Der Patih sprach weiter: „Wie viel ist nun die Grösse deines Kopftuches! Kaum hinreichend zu einer Schlafstätte! Und wenn du um den Boden von zwei oder drei Dörfern bätest, so würde ich dir denselben schenken."

Darauf entfaltete Adji Sôkô sein Kopftuch.

Und als es so weit entrollt war, dass schon die Hauptstadt Mĕndang bedeckt worden war, so war das Kopftuch noch stets nicht ganz entfaltet. Bis zu den Dorfgeländen streckte es sich aus — und noch immer war das Kopftuch nicht vollständig entrollt. Wäre es ganz entfaltet worden, so wäre die ganze Insel Java von ihm bedeckt worden.

Der Patih sah mit Erstaunen die übermenschliche Kraft des Adji Sôkô.

Dieser nahm alsdann seine frühere Gestalt wieder an.

Dem Patih flösste dieser Anblick Furcht ein.

Darauf sprach Adji Sôkô zu ihm: „Du kannst dein Versprechen nicht erfüllen; folglich fällt das ganze Reich mir anheim."

Ehrfurchtsvoll sprach der Patih: „Es geschehe nach Ihrem Willen."

Also trat Adji Sôkô die Regierung über Mĕndang an; und das Reich wurde blühend und reich an Einwohnern.

Adji Sôkô wurde jetzt seines Vorhabens eingedenk, javanische Schriftzeichen zu machen als Gegenstück zu den arabischen Schriftzeichen (sic!).

Als er sein Messer suchte [1]) so fiel es ihm ein, dass er dasselbe auf dem Kĕndĕnggebirge zurückgelassen hatte, und seinen Diener, namens Sĕmbôdô, beauftragt hatte, es zu bewachen.

Adji Sôkô beschied nun seinen andren Diener, der Dorô hiess, zu sich, und befahl ihm, hinzugehen, um das von Sĕmbôdô bewachte Messer zu holen; er fügte hinzu: „Ganz

---

[1]) Um, wie es früher üblich war, die Buchstaben in Palmblätter zu kerben.

bestimmt musst du es auf deiner Rückkehr mitbringen!"

Dorô antwortete ehrerbietig: „Zu Befehl, Herr!" und reiste ab.

Was unterwegs geschah wird nicht erwähnt.

Auf dem Kĕndĕnggebirge angekommen, traf er Sĕmbodô; die beiden bewillkommten einander.

Sĕmbodô sprach: „Warum hat es so lange gedauert?"

Dorô antwortete: „Ich glaube, unser Herr hatte es vergessen.""

Dann sprach Dorô weiter: „Ich komme hierher, um das Messer meines Herrn, das von dir bewacht wird, aufzufordern.""

Sĕmbodô erwiderte ihm: „Ich gebe nicht was du forderst, denn der Auftrag meines Herrn war, ich dürfe es Keinem einhändigen, wer es auch sei, wenn es nicht mein Herr selbst wäre, der es aufforderte."

Dorô antwortete: „„Auch ich bin von meinem Herrn beauftragt, ohne Fehlen das Messer, welches du bewachst, mitzubringen.""

Schliesslich gerieten sie in Streit, und stachen einander; und gleichzeitig starben beiden.

Erzählt wird dass Adji-Sôkô lange auf die Ankunft seines Gesandten wartete. Als der allzulange ausblieb, wurde er unruhig, und reiste ihm nach, ohne Mitwissen seiner Unterthanen. Was unterwegs geschah, wird nicht erzählt. An der Stelle, wo er vorher Sĕmbôdô zurückgelassen hatte angelangt, fand er dort seine beiden Boten tot. Sehr gross war seine Bestürzung, und er fühlte seinen Fehler, als er Dorô ausgesandt hatte, weil er die beiden gleich streng beauftragt hatte. Allmählich aber tröstete ihn der Gedanke, es sei also die Anordnung des Schöpfers gewesen, und er sprach: „Dieser Unfall sei mir die Veranlassung zur Zusammensetzung des javanischen Alphabets: Hana tjaraka, data sawala, paḍa djajanja, maga baṭanga; das heisst: Es waren Gesandte die in Streit gerieten; gleich war ihr Mut; am Ende wurden sei beide Leichname." [1])

[1]) Obenstehende Worte enthalten, in richtiger Reihenfolge, nichts mehr und nichts weniger als die Namen der zwanzig Buchstaben des javanischen Alphabets: hå, nå, tjå, rå, kå, då, tå, så, wå, lå, på, ḍå, djå, jå, njå, må, gå, bå, ṭå, ngå.

Der Kidang [1]) und die Tjeplukanvögel.

Der Kidang war befreundet mit zwei Tjeplukanvögeln.

Eines Tages kam zu ihm das Männchen und sprach: „Kidang, ich flehe dich um Hilfe an, obwohl nicht viel Aussicht dazu ist, dass ich nachher im Stande bin, dir deine Hilfe und Güte zu vergelten. Der Grund meines Bedrängnisses ist folgender: Wir haben in einem Alangalangfelde [2]) unser Nest gemacht, und in tiefer Traurigkeit sitzt darin mein Weibchen. Nur sieben Tagen ist es her, dass die Jungen ausgebrütet sind, und wollten wir jetzt übersiedeln, so könnten wir sie doch nicht mitnehmen. Und heute wird man anfangen das Alangalang zu schneiden; zweifellos werden, bevor der Tag zu Ende ist, meine Kinder vertreten sein und sterben."

Der Kidang antwortete ihm: „Füttere sie nur tüchtig, damit ihnen schnell Schlagfedern wachsen; und ich werde euch helfen, überlasse das Weitere mir nur, Tjeplukan, und fürchte dich nicht."

Als sie dies verabredet hatten, machten sich der Kidang und der Tjeplukan auf den Weg, um das Weibchen des letztern zu besuchen.

Die Ereignisse in der Nacht werden nicht erzählt, sprechen wir nur von demjenigen was morgens geschah.

Die Menschen, welche das Alangalang schneiden sollten, kamen; sie legten ihre Bürden ab, und griffen die Arit (Grasmesser).

---

[1]) Kidang = Rehbock (Cervulus Muntjak). Nachdem der Kantjil von den Schnecken überlistet worden ist, tritt, im zweiten Teile des javanischen Fabelbuches („Serat Kantjil" Vgl S 20) der Kidang an seine Stelle. Einige Fabeln dieses zweiten Teiles zeigen Verwandtschaft mit denen des Pantschatantra, tragen also einen didactischen Charakter, während die eigentlichen Kantjilfabeln nur dienen, den Zuhörern durch die Beschreibung der schlauen Streiche dieses Tierchens Freude zu machen.

[2]) Lange Schilfpflanze: Imperata arundinacea Cyrill.

Erzählt werde jetzt, dass der Kidang, welcher sich versteckt hatte, aus dem Alang-alang zum Vorschein kam, und hinkend geradeaus auf die Schneidenden zuliet und ihnen nahe kam. Er lief gebogenen Kopfes, und schaute fortwährend um sich; es schien, alsob er unschwer zu ereilen sei, weil er hinkte.

Als die Menschen es sahen, riefen sie laut, und liefen hin und her, um ihn aufzufangen. Aber als man von links auf ihn zueilte, so sprang er rechts, versuchte man es von rechts so sprang er links; mit vieler Anstrengung versuchte man ihn zu ergreifen, der Kidang aber sprang hin und her wie der Blitz.

Schliesslich gaben sie es auf; der Kidang aber zeigte sich unerwartet aufs neue, und hüpfte alsob er wirklich krüpplich sei; und wie sehr man ihn auch verfolgte und ihm den Weg abzuschneiden versuchte, er wusste sich immer rechtzeitig in das Gestrüpp zu verstecken, wo man ihn vergebens suchte.

Schliesslich ärgerte es die Menschen; also namen sie die Grasmesser wieder auf, um aufs neue das Schneiden anzufangen. Dann aber zeigte sich sogleich der Kidang wieder.

So ging es fort bis zur Zeit des Nachmitttagsgebetes [1]; noch immer hatten sie nichts schneiden können. Daher hörten sie nur auf und gingen heimwärts.

Am folgenden Morgen kamen sie alle wieder, Tragestangen mit sich führend, und die Grasmesser in dem Gürtel.

In den Wald gekommen an die Stelle wo sie am vergangenen Tage hatten schneiden wollen, wollten alle sogleich die Arbeit anfangen.

Und aufs neue kam der Kidang aus dem Alang-alang zum Vorschein: und wiederum hüpfte er ihnen in den Weg, sodass sie ebensowenig schneiden konnten, und beim Hereinbrechen des Abends unverrichteter Sache heimkehren mussten.

Geraume Weile ging das Spiel also vor sich; die jungen Tjeplukanvögel, die erst nur Nestfedern hatten fingen schon an mit den Flügeln zu schlagen, und konnten das Nest verlassen.

Von ihren Jungen begleitet, gingen die beiden Vögel den Kidang aufsuchen; und das Männchen sprach freundlichst: „Ach, Kidang, ich, und meine Frau und Kinder fühlen uns

---

[1]) Etwa drei oder vier Uhr.

dir aufs höchste verpflichtet; es ist beinahe alsob du uns das Leben geschenkt hättest und niemals können wir es dir vergelten."

Leise antwortete der Kidang: „„Eurem eigenen Schicksal, o Tjeplukanvögel, verdankt ihr solches, keineswegs meiner Person; weil ihr immer aufrichtig gewesen seid, so sind eure Gebete erhört; alle Aufgaben werden euch leicht, und unschwer zu vollbringen; mir geziemte es nur, der Vermittler zu sein, damit euer Schicksal über euch käme. Wenn Allah das Leben schenken will, wer soll den Tod bringen können? Wenn das Gute Einem beschert ist, wer kann ihm etwas zu Leide thun? Das Böse führt zum Verderben, das Böse wird mit Bösem vergolten; dem Guten begegnet das Gute. Ein Jeder ist seines eignen Loses Herr.""

Da antwortete der Tjeplukanvogel: „Ja, Kidang, du hast Recht, all deine Worte sind wahrhaftig. Wie aber werden wir es dir vergelten können?"

Der Kidang erwiderte freundlich: „„Nicht also, Tjeplukanvogel! Ich halte dafür, dass es allen Geschöpfen geziemt, einander Hilfe zu leisten, soweit es in eines Jeden Gewalt steht. Und strebt man dem aufrichtig nach, so wird man es zweifellos auch vermögen. Denn ob man gross sei oder klein, was man angestrengt bezweckt, das wird man auch erreichen können.""

Schweigen wir jetzt und erzählen nicht mehr von den weiteren Unterredungen des Kidangs mit den Tjeplukanvögeln. Erzählt werde nunmehr, dass der Kidang noch einen andern Freund hatte: der Affe war sein Bekannter und sein Gefährte beim Herumstreifen in Wald und Wildnis.

Einmal kam der Affe, und rief zum Kidang aus dem Wipfel eines Baumes: „Wohlan Kidang, lasst uns einmal zusammen hinausgehen. Ich habe gesehen, das Jemand Katjang [1]) gepflanzt hat, und noch Galejor dazu; die Früchte sind eben angereift, und herrlich grün sind die vielen Blätter."

Der Kidang befolgte seines Freundes Wunsch; und es machten die beiden sich auf den Weg zum Katjanggarten.

An das Feld gekommen, ging der Affe sofort hinein, und

---

[1]) Hülsenfrüchte, von welchen eine Unzahl von Arten, darunter auch Galejor.

fing an, Katjang zu essen. Seinen Gürtel von Wurzeln hatte er losgemacht, und bald war er mit Essen beschäftigt, und füllte sich tüchtig den Bauch, der durch die Menge Katjangnüsse aufschwoll.

Indessen machte er fortwährend den Kidang begierig, der nicht hineingehen konnte, weil ein dichter Zaun voll scharfe Dörner ihm den Eintritt verwehrte.

Ausserhalb des Zaunes lief der Kidang hin und her, um einen Weg zu suchen; schliesslich aber kehrte er mit seinem Weibchen nach Hause.

Dann folgte ihnen der Affe, und rief: „Hé, Kidangs, kehrt zurück, so will ich euch den Zaun zerbrechen, so könnt ihr auch Katjang essen; ich habe daran richtig geschmaust, und es thut mir Leid, wenn ihr davon lauft."

Die Kidangs folgten seinem Rat; und nachdem der Affe ihnen eine Öffnung gemacht hatte gingen sie mit ihm auf das Feld, und fingen herrlich zu essen an.

Die Kidangs aber nagten allen Pflanzen nur die jungen Sprösslinge ab, und machten keinen Unterschied zwischen reit und unreif.

Dies war dem Affen zuwider, und er sprach: „„Hört mal, Kidangs, ihr müsst diese Zerstörung unterlassen, ihr seid schrankenlos in eurer Gefrässigkeit, und betragt euch rücksichtslos. Sogar die jungen Sprösslinge fresst ihr ab; offenbar erwägt ihr nicht die Folgen. Nur die alten Blätter sollt ihr essen, und die jungen Sprösslinge für später bleiben lassen, sonst giebt's nachher nichts weiter zu stehlen.""

Also brummte der Affe, während er die Katjangnüsse aufknusperte; fortwährend tadelte er die Kidangs.

Diese antworteten ihm ergrimmt: „Diese jungen Blätter sind gerade unser Leckerbissen; schwatze doch nicht so viel, ein Jeder darf ja nach eignem Vergnügen essen! Es ist doch nicht deine Anpflanzung?"

Der Affe murrte noch etwas: die Kidangs aber antworteten ihm sogar nicht, und fuhren fort, sich die Katjangblätter ausgezeichnet schmecken zu lassen.

Als sie beide satt waren, gingen sie sogleich davon.

Des Affen Ärgernis gegen die Kidangs war noch keineswegs verschwunden, und er sann auf Mittel, sie zu töten.

Was während der Nacht geschah, wird nicht erwähnt.

Am folgenden Morgen kam der Besitzer, um sich sein Feld einmal anzusehen. Als er in der Katjangpflanzung umherging, erschrak er sehr, da er sah, dass seine Katjangblätter ganz und gar verschwunden waren. An dem zerbrochenen Dornenzaun war deutlich zu verspüren, dass die Kidangs sie gefressen hatten.

Sein Zorn war gross, und sofort legte er eine Schlinge, falls dass der Kidang zurückkäme.

Als der Mann das Feld verlassen hatte, kam der Affe dorthin zurück. Er sah dass eine Schlinge gelegt war, und war ausserordentlich froh; sofort ging er davon, um die Kidangs aufzusuchen. Als er sie gefunden hatte, sprach er leise: „Wohlan, Kidangs, lasst uns schnell wieder hinausgehen, um Katjang zu stehlen; es wäre Schade, wenn wir nicht dahin zurückkehrten, nach den herrlichen jungen Katjangblättern."

Die Kidangs erwiderten ihm: „„Gehe du nur selbst; uns ist es durchaus zuwider mit dir zu gehen. Im Grunde ladest du uns nur ein, mit dir zu zanken, denn fortwährend tadelst du uns; deine Vorwürfe dulden wir nicht länger. Und ausserdem, wenn wir selbst nicht den Zaun zerbrechen können, iss du denn nur allein!""

Der Affe antwortete mit schmeichlender Stimme:

„Ach, Kidangs, fürchtet euch doch nicht, ich werde euch den Weg öffnen, und werde allem, was ihr willt, beistimmen. Fern sei es mir, euch Bemerkingen zu machen wegen des Essens der Katjangblätter. Zwar habe ich euch gestern Vorwürfe gemacht, allein es war nur, euch auf die Probe zu stellen; wir sind doch Freunde, und also dürft ihr es nicht übel nehmen. Unter Freunden ist es doch gäng und gäbe, einander auf die Probe zu stellen, und zu scherzen und zu spassen; und niemals beeinträchtigt dies das gute Einvernehmen. Wenn es euch aber ärgert so werde ich es gleich unterlassen."

Wieder liessen sich die Kidangs überreden, und sofort machten sie sich zusammen auf den Weg nach dem Katjangfelde; der Affe spazierte voran.

An den Zaun des Feldes gekommen, begab sich letzterer geradeaus nach der Stelle der Schlinge. Die Kidangs aber merkten nichts davon. Als der Zaun zerbrochen war, ging

der Affe zuerst hinein, und lockte die Kidangs mit nach der Stelle wo die Schlinge gelegt worden war.

Dort ermunterte er sie, zu essen.

Sogleich fingen die Kidangs zu essen an, und hin und her stolzierend mit der Nase in der Luft, betrugen sie sich ganz rücksichtslos.

Und da geriet das Weibchen mit dem Fusse in die Schlinge!

Krampfhaft zuckte sie; vergebens aber, sie kam nicht los; im Gegenteil, die Schlinge umwickelte sie um so mehr. Ganz bestürzt schaute das Männchen zu, entsetzt und traurig stand er da und gaffte, ohne Hilfe leisten zu können. Schliesslich flehten die beiden den Hochherrlichen um Hilfe an, „Ach, Allah, Schöpfer der Welt, vor Dem kein Elend auf der ganzen Erde verborgen ist; o, Allah, Du Allerheiligster! wir flehen um Deine Hilfe, o, grosser Herr! Denn wir sind durch Unglück und Elend betroffen worden. Befreie uns aus dieser Unglücksschlinge!"

Mit grosser Freude hatte der Affe gesehen, dass die Rehziege in der Schlinge gefangen war; ja er war ausser sich vor Freude; er wälzte sich auf der Erde herum, und schnitt gegen sie allerlei Gesichter. Während er die Katjangnüsse aufknusperte, sprach er spöttisch: „Nun, Kidang, wie schmecken dir die Katjangblätter? Dies sind gar sehr junge; iss denn doch, Ziege, und zapple nicht so! Es wäre Schade um die jungen, herrlichen Blätter, wenn sie nicht gegessen würden! Erfahre es aber jetzt einmal, welche die Strafe ist, die dich dafür treffen wird! Gewiss wird dein Kopf zerschmettert, dein Fleisch in Stücke geschnitten werden. Deine Knochen werden zermalmt, deine Haut wird abgezogen!"

In der Weise erfreute sich der Affe.

Als er lange sie verspottet hatte, versteckte er sich in das Katjanggestrüpp; wenn der Besitzer kam, so wollte er durchaus der Tötung des weiblichen Kidangs beiwohnen, in der Nähe, ohne gesehen zu werden; daher hielt er sich versteckt, und war sehr auf seiner Hut.

Indessen waren die Kidangs sehr traurig und beklagenswert; den Augen des Männchens entflossen die Thränen, weil sein Weibchen in die Schlinge geraten war, ohne dass er sie ausretten konnte.

Herzzerreissend jammerte das Weibchen zu ihrem Gatten. Sein Herz war tief gerührt als er sie sah.

Plötzlich fiel ihr ein, dass sie sich früher Freunde erworben hatten: die Tjeplukanvögel. Also flüsterte sie ihm leise etwas ins Ohr; und als er den Auftrag empfangen hatte rannte er davon, um seine Freunde aufzusuchen.

Die Tjeplukanvögel traf er an, beschäftigt sich mit dem Schnabel die Federn zu reinigen. Er sprach zu ihnen: „Ach, meine Freunde, Tjeplukanvögel, ich befinde mich in tiefer Trübsal. Es betrifft eure Freundin mein Weibchen, das in elender Lage ist, weil es auf dem Katjangfelde in eine Schlinge geraten ist, durch Zuthun des Affen. Ich bin nicht im Stande sie zu befreien, wisst ihr eine List?"

Die Tjeplukanvögel antworteten ihm: „„Sei nur nicht so trübsinnig; gleich werden wir wohl eine List zu finden wissen. Wohlan, lasst uns zu ihr gehen.""

Eilig machten sich die beiden Tjeplukanvögel mit dem Kidang auf den Weg, und nahmen all ihre Kinder mit sich.

Als sie angekommen waren, flüsterten sie der Rehziege ins Ohr: „Wir tragen dir folgendes auf: Wenn der Besitzer kommt so halte den Atem an; versuche nur es auszuhalten; und blähe dir dazu den Bauch auf alsob er angeschwollen wäre, weil du schon lange tot warst. Und wir werden deinen Körper bis an die Augen ganz beschmutzen, sodass es scheint, alsob du wirklich tot wärest. Gewiss wird er dann die Schlinge losmachen, und so bald dieselbe los ist, machst du dich eilig aus dem Staube; wir werden dich zeitig warnen."

Und sofort beschmutzten die beiden Tjeplukanvögel und ihre Kinder den Körper der Rehziege.

Nachdem sie ihren Auftrag noch einmal wiederholt hatten, kam schon der Besitzer; ein schweres Kappmesser in der Hand.

Als er sein Feld durchquerte, war er hoch erfreut zu sehen dass er mittels der von ihm gelegten Schlinge einen Kidang erwischt hatte.

Schnell kam er herbei.... der Kidang war schon tot! Es that ihm sehr leid, und er sprach zu sich: „Ich bemerke, dass der Kidang schon seit lange tot ist; in diesem Zustande könnte er obendrein das Feld noch verderben!"

Weil er den Leichnam weit wegwerfen wollte, so schnitt

er das Seil der Schlinge durch.... und schnell sprang die Ziege auf und rannte mit grosser Eile davon, sich richtend nach der Stelle wo der Affe versteckt sass.

Der Mann, der das Tier verfolgen wollte, warf ihm das Hackmesser nach, aber fehlte. Das Messer traf den Kopf des im Dickicht versteckt sitzenden Affen, und trennte den Kopf von dem Leibe, sodass der Affe starb.

Der Mann war sehr erstaunt, als er den toten Affen sah, und schliesslich wurde es ihm klar, dass dies der Urheber der wiederholten Zerstörungen seines Zaunes sei, während um das Mass voll zu machen, die Kidangs noch dazu gekommen seien. Darum zerschmetterte und zerriss er den durch das Hackmesser getöteten Affen.

Sei diese Geschichte allen eine Belehrung, um zu erkennen was dem bösen Menschen widerfährt: der, welcher nicht aufrichtig ist gegen seine Freunde, ja sogar ihnen nach dem Leben trachtet, findet selbst am Ende den Tod, während seine Absichten nicht erreicht werden.

Die verschollene Zauberjacke, oder die Legende der Dewi Nawang Wulan.

In der Umgegend von Kudus (Stadt auf Java) hatte sich Einer angesiedelt, namens Kjai Agĕng von Kudus. Der hatte drei Söhne, zwei von einer Mutter, der jüngste von einer anderen Mutter.

Als der Vater letzterem den Vorschlag machte, zu heiraten, wollte er nicht; dies machte dem Vater grosse Traurigkeit.

Vor Furcht, dass er sich seines Vaters Ungnade zuziehen würde, ging der Jüngling nachts davon, und richtete sich nach dem Kĕndĕnggebirge. Dort fing er an, ein Einsiedlerleben zu führen.

Nach längerer Zeit machte er sich auf den Weg, und kam an einen Lusthof, in dem sich ein Wasserbecken befand, von blätterreichen Bäumen überschattet und von Blumen umgeben.

Hier gefiel es dem Jüngling ganz gut, und er setzte sich unter einen Baum, der das Wasserbecken überschattete.

Der Besitzer des Lustgartens, Kjai Agĕng van Kĕmbanglampir genannt, hatte eine einzige, schöne Tochter; schon öfters hatte er ihr den Vorschlag gemacht, eine eheliche Verbindung zu schliessen; aber sie wollte nicht.

Zur Zeit, als der Mittagsbedug [1]) schwieg, ging eines Tages die Tochter des Kjai Agĕng von Kĕmbang-lampir nach dem Garten um Wasser zu schöpfen, ohne Diener mit sich zu nehmen.

Als der Jüngling eine schöne Jungfrau nahen sah, so versteckte er sich hinter das Holz, so dass er für die Jungfrau unsichtbar war.

Weil kein Mensch zu sehen war, scheute sich das Mädchen

---

[1]) Morgens zwölf Uhr. Bedug ist der Name der grossen Pauke, welche in der Moschee zur Ankündigung der fünf Gebetsstunden geschlagen wird.

nicht, sich zu entkleiden und ein Bad zunehmen in dem Flusse.

Als sie gebadet hatte, wollte sie nach Hause gehen. Der Jüngling aber folgte ihr, und machte ihr Vorschläge. So knüpften sie einen Liebeshandel an.

Nach geraumer Weile zog der Jüngling davon.

Es dauerte nicht lange, so stellte es sich heraus, dass das Mädchen schwanger sei. Als sie von ihrem Vater nach ihrem Geliebten gefragt wurde, so wollte sie ihn nicht nennen. Kjai Agĕng geriet in grossen Zorn, und war sehr verschämt.

Nachts ging das Mädchen heimlich davon, und zog in die weite Welt hinein.

Als ihre Zeit vollendet war, so gebar sie einen Sohn, in der Tiefe des Haines, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ihrer Niederkunft zufolge starb das Mädchen; der Neugeborne blieb an ihren Füssen liegen.

Es wird nun erzählt von Kjai Agĕng von Selandôkô, dessen Leidenschaft es war, mit dem Blaserohr zu jagen.

Am selben Tage ging er nach dem Walde, und fand den Säugling. Er steckte das Kind in sein Gürteltuch, und setzte seine Jagd fort.

Zu seiner grossen Freude sah er einen Kidang, und verfolgte denselben allenthalben; schliesslich aber war der Kidang verschwunden; dies machte ihm grossen Verdruss, und er wurde ergrimmt gegen das Kindchen; daher legte er es unter einen Baum, um seine Verfolgung des Rehbocks fortzusetzen.

In der Nähe der Stelle, wo er das Kind niedergelegt hatte, war früher die Einsiedelei des Kjai Ageng von Tarub. Nach seinem Tode wohnte seine kindlose Wittwe noch daselbst. Diese fand den Säugling, nahm ihn mit sich nach Hause, und pflegte und erzog ihn.

Als er sieben Jahre alt geworden war, sah er sehr hübsch aus, und wurde von seinen Spielgefährten sehr geliebt. Sein Vergnügen war es, zu Holze zu ziehen um mit dem Blaserohr zu schiessen.

So wuchs er zum schönen Jüngling heran; als aber die Wittwe ihn zur Ehe geben wollte, so verweigerte er dies.

Eines Tages, als er mit dem Blaserohr nach dem Walde gegangen war, sah er einen fremdartigen Vogel, der ihm sehr

reizend vorkam. Er blies einen Pfeil auf ihn, aber fehlte. Von Baum zu Baum flog der Vogel, und immer folgte ihm der Jüngling, bis er in das Innere des Waldes geführt wurde; und dort war auf einmal der Vogel verschwunden.

In der Mitte des Waldes befand sich ein Brunnen, der Badeort der Widôdari (Himmelnymphen).

Und weil es eben der Tag Anggôrô-kasih war, so stiegen die Widôdari vom Götterhimmel herab, um ins Bad zu gehen.

Sofort versteckte sich der Jüngling. Die Widôdari entkleideten sich, und badeten im Brunnen. Der Jüngling schaute scharf zu, und wurde durch ihre Schönheit bezaubert. Mittels eines Stockes zog er die Kleider einer der Widôdari zu sich, und versteckte dieselben. Keine der Widôdari hatte es bemerkt; fröhlich und munter fuhren sie mit Baden fort.

Darauf hüstelte der Jüngling.... Die Widodari schraken auf, beim Hören einer menschlichen Stimme; sogleich flogen sie empor, während eine jede ihre eignen Kleider mitführte. Nur eine, Dewi Nawang Wulan genannt, blieb noch im Brunnen zurück, weil ihre Kleider nicht mehr da waren.

Der Jüngling näherte sich ihr und machte ihr den Vorschlag, sie solle seine Gattin werden, so wolle er ihr Kleider geben.

Ihrer peinlichen Lage wegen versprach Dewi Nawang Wulan ihm, seinen Vorschlag anzunehmen.

So gab er ihr denn (andre) Kleider, nahm sie mit nach Hause, und heiratete sie; dies machte der Wittwe des Kjai Agĕng von Tarub grosse Freude.

Nach längerer Zeit starb die Wittwe; seitdem wurde ihr angenommener Sohn Kjai Agĕng von Tarub genannt. Schon hatte er eine einzige Tochter von aussergewöhnlicher Schönheit, Rôrô Nawang Sih genannt.

Eines Tages wollte Dewi Nawang Wulan nach dem Flusse gehen um Windeln auszuspülen. Ihren Mann beauftragte sie, auf den von ihr gekocht werdenden Reis acht zu geben; überdies warnte sie ihn wiederholt, vor allem nicht den Deckel aufzuheben.

Als Nawang Wulan nach dem Flusse gegangen war, bewachte Kjai Agĕng das Gekochte, während er zugleich auf das Kind acht gab.

Es fiel ihm ein, dass er seiner Frau für den Haushalt nur

eine Scheuer voll Reis gegeben hatte, und obwohl es schon lange her war, so war noch immer keine Verringerung des Vorrates zu sehen. Die Ursache konnte Kjai Agĕng nicht fassen. Neugierig, wie viel Reis jedesmal von ihr gekocht wurde, hub er den Deckel auf.... und in dem Kukussan [1]) war nur *eine* Reisähre. Sofort stellte er den Deckel wieder auf das Kukussan.

Als seine Gattin nach Hause gekommen war, hub sie den Deckel auf..... und die Reisähre war noch gerade wie zur Zeit als sie hinein gethan wurde. Dies erregte den Zorn der Dewi Nawang Wulan, weil sie vermutete dass der Deckel von ihrem Gatten aufgehoben worden sei. Daher wollte sie ihren Mann verlassen, und nach dem Götterhimmel zurückkehren; aber die Dewi war ihrer übernatürlichen Kraft verlustig geworden, und konnte nicht nach dem Pawidôdarèn (Aufenthaltsort der Widôdari) wiederkehren.

Von der Zeit an, dass sie in ihre Art des Reiskochens von einem Menschen ertappt worden war, musste die Dewi jeden Morgen den Reis stampfen. Allmählich ging der Reis in der Scheune zu Ende; und als er ganz aufgezehrt war fand Dewi ihre Jacke, Ontô Kusumô genannt, welche vorher von ihrem Manne weggenommen worden war, unter dem Reis. Sie war sehr aufgebracht, nahm die Jacke und legte sie an; und sogleich war ihr die übernatürliche Kracht von früher zurückgekommen.

Nach Hause gekommen, sagte sie zu ihrem Manne, dass sie nach dem Götterhimmel zurückkehren wolle, weil das Schicksal nicht wollte, dass sie auf die Dauer einig sein könnten. Und ihrem Gatten trug sie Folgendes auf: Wenn ihr Kind weinte, so müsse er mit demselben auf ein Gerüst steigen, und darunter einen Halm schwarzen Klebereises (Oryza glutinosa) brennen, so werde Dewi gewiss hinabsteigen, um ihrer Tochter die Brust zu geben.

Als sie ihre Auftrage erteilt hatte, nahm sie einen schwarzen

---

[1]) Von Bambu-flechtwerk angefertigter konischer Korb der mit der Spitze nach unten in einen mit Wasser gefühlten Topf gestellt wird. Der Reis wird in den Korb gethan, und durch den emporsteigenden Dampf gekocht.

Klebereishalm, zündete ihn an, und schwebte empor auf den Rauchwolken.

Kjai Agĕng befolgte genau ihren Auftrag; jedesmal wenn das Kind weinte, trug er es auf das Gerüst, unten brannte er einen schwarzen Klebereishalm, und liess das Kind oben.

Allmählich wuchs das Mädchen auf, und ihr Äusseres glich vollkommen dem ihrer Mutter.

Das undankbare Krokodil.

Am Ufer eines grossen Flusses stand ein Lo- [1]) Baum, der schief über dem Wasser hing; es war ein ausserordentlich schwerer Baum, dicker als zwei Büffel; weil aber seine Wurzeln an mancher Stelle schon altersmorsch waren, war er im Begriffe zu fallen. Als das Wasser stieg, bildeten die Wurzeln ein abgeschlossenes Fach im Flusse, gross genug für drei Krokodile; bei Ebbe glich es wohl einer Grotte.

Eines Tages kamen der Kidang und der Kantjil, als sie Wasser getrunken hatten, an dieser Stelle, um auszuruhen. Sie fanden es aber dort nicht sehr gemütlich, und gingen bald wieder hin, um ein Hügelchen in der Nähe zu ersteigen; dort, unter den Kenḍajakan- [2]) und Kemlôkô- [3]) Bäumen, fingen sie ganz gemütlich zu essen an. Da hatten sie eine freie Aussicht nach links und rechts und folglich verweilten sie lange dort, sich in bequemlicher Haltung hinlegend um das Gefressene wieder zu kauen; weil sie ganz gesättigt waren befanden sie sich in gehobener Stimmung.

Während der Flut wählten immer die Krokodile die Stelle unter dem Lo-Baum um ans Land zu steigen. Eines gewissen Tages kam ein Krokodil dorthin, um unter dem Baume zu schlafen. Im Schlafe wälzte es sich gewaltig, ohne Rücksicht auf das Überhängen des Baumes, der jeden Augenblick fallen konnte; dem Badjul (Alligator, Krokodil) was dies durchaus unbekannt.

Als das Wasser abzulaufen anfing, schlief der Badjul noch ruhig fort. Plötzlich erhob sich ein starker Wind, mit Regen gemischt, der die Bambu peitschte dass sie stöhnend knirschten.

---

[1]) Urostigma-art.

[2]) Piliostigma acidum.

[3]) Phyllanthus L.

Auch der Lo-Baum fiel, mit ausgerissenen Wurzeln, quer über des Badjul's Rücken.

Bestürzt erwachte dieser aus seinem Schlafe, den Baum auf dem Rücken; und weil das Wasser schon weggelaufen war, konnte er nicht mehr hinweg kommen, oder sich regen. Mit einem so schweren Baum auf dem Rücken, war er wirklich beklagenswert, es war ihm, ob er sterben würde. Keineswegs hatte er vorausgeahnt, dass der Baum auf ihn stürzen würde, denn seit Jahren war es sein gewöhnlicher Landungsplatz; darum war er da ruhig schlafen gegangen. Umsonst versuchte er, aufzustehen; den schweren Baum konnte er nicht heben; auf der Erde ausgestreckt, schnappte er nach Luft.

Mit leiser Stimme fing er an zu jammern: „O, Allah, du Allerhöchster, erlöse mich geschwind aus diesem Unglück, allzuschwer ist es zu tragen. Niemals vorher habe ich einen solchen Baum auf den Rücken gekriegt, er thut mich entsetzlich leiden. Wirf doch schnell den Baum von meinem Rücken, o, Allah, verweile nicht, sonst wäre es mit meinen Schmerzen und meiner Erschöpfung zu schlimm. Hilf mir doch schleunigst. Ach, au! weh! unzweifelbar wird dieser Baum mir den Tod bringen. Ach, hilf mir doch geschwind, wie verweilest du so lange, o Allah?"

Grollend klagte der Badjul weiter: „Ach, so lange schon, und noch kommt Allah, der Allerhöchste nicht und will mir nicht helfen! Und ich bin in so bitterer Not, ich erleide tausend Schmerzen, länger ist es nicht zu tragen, ich erliege dem Schmerz, lass ihn doch nicht zu schwer werden, nichts kann der Pein gleich kommen, die man erleidet wenn man von einem solchen Baum beklemmt ist. Welche ist meine Sünde, dass ich so gestraft werde? Lieber sterbe ich sofort, als noch länger diese Schmerzen zu erleiden; o, Allah, töte mich nur!"

Endlich aber ergab der Badjul sich Allah's Willen, und liess ab, seinem Herrn Vorwürfe zu machen; bei dem Gedanken an seinen herannahenden Tod, fühlte er die Grösse seiner Sünden; darum flehte er nur noch um Verzeihung für seine frühern Übelthaten.

Schweigen wir nun von dem beklagenswerten, elenden Badjul; es wird nicht erzählt wie lange sein klägliches Jammerschreien

dauerte. Es werde nun erzählt von dem kleinen Tierchen, das, vom Hügel hinabsteigend, Wasser trinken wollte.

Nachdem er gegessen hatte, kam der Kantjil langsam herunter zum Flusse, um Wasser zu trinken. Als sein Durst gelöscht war, kam er bald an die Stelle, wo der Badjul, den Baum auf dem Rücken, halb sterbend lag. Der Kantjil, erstaunt, sprach leise zum Badjul, „Badjul, wie ist denn das geschehen, dass du von einem Baumstamme beklemmt worden bist?"

Der Badjul antwortete ihm in kläglichem Tone: „Ach, Kantjil, ich bin sehr froh, dass du gekommen bist, hilf mir doch aus meiner elenden Lage; Keinem geziemt es mehr, o, Kantjil, mir zu helfen als gerade dir; und wer weiss? vielleicht werde ich später noch im Stande sein, deine Liebe zu vergelten. Womit werde ich es dir lohnen können, wenn ich mittels deiner Hilfe, am Leben bleibe? Wenn du mich befreist, verspreche ich dir, was du nur willst. Die Veranlassung zu meinem Unglück war folgende: als das Wasser hoch war, war ich schlafen gegangen; das Ablaufen desselben bemerkte ich nicht; plötzlich stürzte der Baum auf meinen Rücken; erschreckt erwacht, fand ich mich von dem Baume beklemmt, ohne die Ursache zu kennen. Ja, zwar wusste ich sie, aber erst als der Lo-Baum schon auf meinem Rücken lag! Dies, o Kantjil bemerkte ich nur zu genau!"

Der Kantjil erwiderte: „„Wie sehr ich dich auch beklage, Badjul, dir zu helfen bin ich nicht im Stande; aber, wenn es dir Ernst ist, mir gegenüber dich als Freund zu betragen, so will ich gerne auf Mittel sinnen.""

Der Badjul sprach wieder: „„o, Kantjil, glaube es mir nur frei, dass ich mich in Thaten wie in Gesinnung deinen Bruder zeigen werde. Was du mir auch je befehlen wirst ich werde es treu befolgen, wie ich schon vorhin zu dir gesagt habe.""

Der Kantjil antwortete: „„Wohlan, warte nur einen Augenblick; ich gehe hin um auf Mittel zu sinnen, und mich mit meinem Freunde zu beraten; schnell kehre ich zu dir zurück mit meinem Freunde." "

„Ja, Kantjil" so sprach der Badjul, „verweile doch nicht zu lange, sondern komme schnell wieder, mir zu helfen."

Möglichst geschwind erstieg der Kantjil das Ufer und dann den Hügel, um seinem Freunde zu begegnen.

Schweigen wir nun von ihm, und sprechen wir von dem *Banteng* (wilder Stier).

Als dieser gegessen hatte, fühlte er sich, der Hitze wegen, nicht behaglich; folglich kam er nach dem Flusse herab, um Wasser zu trinken und sich zu baden.

Auf dem Wege begegnete ihm der Kantjil, der sprach: „Das trifft sich gut, o Banteng; wohin willst du? Gerade dich suchte ich, und sieh, da kommst du!"

Freundlich antwortete der Banteng: „„Nach dem Flusse will ich; und du, woher kommst du, dass du so schnell läufst, so ungleich deiner Gewohnheit?""

Der Kantjil erwiderte munter: „Wohlan, trinke nur erst, und bade dich, steige dann ans Land; verweile aber nicht zu lange; und dann werde ich es dir mitteilen."

Der Banteng stieg in den Fluss hinab, und als er seinen Durst gelöscht und sich gebadet hatte (der Kantjil war am Ufer geblieben), kletterte er auf das Ufer. Blasend schüttelte er seinen Körper, und, mit ausgestrecktem Halse schnaubend bäumte er sich und sprang umher.

Als der Banteng wieder zu Atem gekommen war, sprach zu ihm der Kantjil: „Banteng, jetzt will ich sprechen, und dir die Ursache melden, warum ich dich gesucht habe, nämlich um eine gute That zu thun. Ich habe einen Freund, Badjul mit Namen. Mit ihm ist es gar schlimm, denn er hat einen Baumstamm auf den Rücken gekriegt, der am Ufer dieses Stromes stand. Seine Lage ist wirklich sehr beklagenswert; er hat mich um Hilfe angefleht, und, wie gross auch mein Mitleid war, ich konnte ihm nicht helfen. Darum, o Banteng, hilfe du ihm doch!"

Der Banteng stand verlegen und sprach: „„Kantjil, auch ich bin nicht im Stande, ihm zu helfen, denn dieser Baum ist zu schwer und gross.""

Der Kantjil aber versuchte ihn zu überreden: „Mache doch nicht so viele Beschwerden, und scheue nicht die Schwere des Baumes; es giebt doch Mittel und Listen. Auch hab' ich schon gesehen, es bleiben ihm nur wenige Wurzeln mehr übrig; sind diese zerbrochen, so ist er ganz los. Überdies ist

es durchaus nicht erforderlich, ihn auf zu heben, denn von selbst wird er dann durch den Strom fortgerissen, weil er am schroffen Ufer des Flusses steht. Das schwerste des Baumes, sein Gipfel, ist schon im Wasser, ein kleiner Teil ist nur noch am Ufer; wenn nun erst die Wurzeln durchgeschnitten sind, so wälzt der Baum von selbst sich um; der Gipfel kommt unten, das Unterende des Stammes oben."

Als der Banteng des Kantjil's Worte vernommen hatte, sprach er: „Kantjil, ich stelle mich dir zur Verfügung, nach deinen Anweisungen will ich mich betragen, und deinen Rat befolgen."

Sofort machten sie sich auf den Weg, der Kantjil ging voran.

An der Stelle des elenden Badjuls angekommen, hörten sie ihn weinen und mit abgebrochenen Worten jammern: „Ach, mein Freund Kantjil, wie wirst du es nun anfangen, mir zu helfen?"

Der Kantjil erwiderte ihm ruhig: „Fürchte dich nur nicht, vertraue dich dem Urheber alles Lebens an, vielleicht wird dieser mein Freund, mit Allah's Hilfe, der Vermittler dich vom Tode zu erretten. Der Banteng will dir helfen; nur dies ist mein Auftrag: denke daran, o Badjul, wenn du Ausrettung findest, dass auch du nunmehr deinen Mitgeschöpfen wohlthuest, und nicht Gutes mit Bösem vergeltest. Mehr als schlecht und sündig ist es, wenn man die erwiesenen Wohlthaten vergisst; weder im diesem Leben noch in dem Jenseits geht es einem solchen Geschöpfe wohl. Elend wird sein Leben enden, weil er nicht das Gute erkannt hat. Solch Einer ist der Auswurf der Geschöpfe, immerhin häuft sich das Unglück auf seinen Körper. Und der Körper läuft dennoch nur pflichtgemäsz, derjenige der ihn regiert wohnt im Herzen. Es ist so des Lebens Lauf, dass der Körper seinen eigenen Lohn findet; wer seine Mitmenschen quält, zieht sich Allah's Strafe zu; der Unruhstifter findet selbst Beschwerden und Elend; wer vom rechten Wege abweicht, irrt immer weiter; wie breit auch der Weg sei, er zieht es vor in dem Dickicht herumzuschweifen; dort verletzt er seinen Körper und verwirrt sich in den Wurzeln. Hätte er dem rechten Weg folgen wollen so wär' ihm kein Leid geschehen; ungestört hätte er nach Norden wie nach Süden ziehen können. Zwei Sachen, Badjul,

sind es, die dem Menschen nützlich sind: erstens, alles Böse zu vermeiden, zweitens, allen Geschöpfen möglichst viel Gutes zu thun; o, Badjul, Badjul, merke dir dies!'"

Mit flehender Stimme sprach der Badjul: „Kantjil, du sprichst wahre Worte, und was mich angeht, wär es möglich, dass ich dir und dem Banteng gegenüber etwas Böses hegte, so möge sogleich Allah mich strafen! Wie könnte ich so entsetzlich sündig sein! Im Gegenteil, ich sinne nur darüber, wie dir und meinem Freunde dem Banteng zu vergelten; daran nur denke ich, und weiter nichts. Ja, sogar während deine Hilfe und die des Banteng's mir noch nicht erwiesen worden ist, ist dennoch mein Herz schon dankbar gestimmt, und beruhigt worden, als ich euch, o Kantjil und Banteng, nur sah."

Der Banteng fügte hinzu: „„Gott sei Dank, o Badjul, dass du das Gute thun willst, und wenn ich mich auf deine Versprechungen verlassen kann, so will ich dir helfen.'"

Mit rührender Stimme sprach der Badjul: „o Banteng, zweifle doch nicht daran; so schlecht werde ich nicht sein; wenn ich dir etwas zu Leid thäte, wie würde ich je das Gute erwarten dürfen? So eben hat mir schon der Kantjil so viele gute Ratschläge erteilt, und alle habe ich mir zu Herzen geführt, aufrichtig will ich sie befolgen.'"

Als er diese Worte gehört hatte, ging der Banteng, zu Mitleid gerührt, munter an die Arbeit. Mit der Fülle seiner gewaltigen Kraft, schnaubend, die Augen blutunterlaufen und im Kopfe drehend vor Anstrengung, schrecklich um an zu schauen, stürzte er sich auf die Wurzeln, und warf Alles, Erde, Wurzeln und Holz mit den Hörnern empor. Von den Wurzeln blieb keine unbeschädigt; nebst Holzstücken flogen sie, von seinen Hörnern aufgeworfen, hoch empor. In wildem Durcheinander, unter schrecklichem Getöse fiel Alles in den Fluss; dort erweckte es heftige Berührung unter den Fischen, ja, alle Wasserbewohner erschraken; mehr als drei Klafter weit flogen die Stücke von der Stelle.

Es machte dem Badjul grosses Vergnügen, als so der Baum los wurde; nur war er noch sehr schwach infolge des langen Liegens unter dem Baume. Der Kantjll war unterdessen fortwährend auf seiner Hut gewesen, er hatte sich auf seinen Hügel in Sicherheit gebracht.

Nun sprach der Badjul freundlich: „Ach, Banteng, mein Freund, womit werde ich die Ausrettung, welche ich dir verdanke, vergelten können? Du hast mich vom Rande des Todes gerettet; wärest du nicht da gewesen mit deiner Hilfe, und der Kantjil mit seinem guten Rat, so hätte ich sterben müssen. Darum, o Freund, lass deine Hilfe nicht unvollständig sein; bringe mich gefälligst in das Wasser; ich kann nicht gehen; vom Drucke des Baumes ist mein ganzer Körper schwer verletzt, meine Kräfte sind völlig erschöpft, meine Knochen wie zermalmt und ausgerissen."

Der Banteng, diese Worte des Badjul's hörend, stand ein wenig verlegen; im Herzen zögerte er, und sprach schliesslich zum Kantjil: Was dünkt dich davon, Kantjil, der unglückliche Badjul bittet mich jetzt, ich möchte ihn auf den Rücken nehmen, und ins Wasser tragen."

Der Kantjil sagte leise: „„Ja, Banteng, bringe ihn nur ins Wasser, er ist auch wirklich sehr beklagenswert; und früher hab' ich einmal sagen hören: wie schwer auch die Krankheit eines Badjul's sei, so genese er gewiss wenn er nur ins Wasser untergetaucht wird.''"

Sogleich näherte der Banteng sich dem Badjul wieder, und bückte sich vor ihm; letzterer kletterte geschwind auf seinen Rücken, und, mit den Tatzen des Banteng's Buckel umklammernd, hielt er sich im Gleichgewicht.

Und schon jetzt beabsichtigte der Badjul, sobald er ins Wasser gekommen sein würde nach diesem Buckel zu schnappen. Der Buckel des Banteng's lockte ihn an, ihm wässerte der Mund danach, und er starrte auf ihn, alsob er ihn sofort verschlingen wollte.

Nun sprach er leise: „Ach, Banteng, bringe mich doch schnell ins Wasser."

Der Banteng erhob sich, und lief fort, den Badjul auf dem Rücken, nicht ahnend dass letzterer seinen Buckel begehrte.

In den Fluss gekommen wo das Wasser kniehoch stand, sprach der Stier: „Badjul, steige nun ab, wir sind schon im Wasser. Deine Schwere ist ungemein; deine Bitte dich zu tragen habe ich nun erfüllt; ich bin todmüde. Eben hab' ich den schweren Baum entwurzelt, und jetzt ist noch dazu gekommen dass ich dich getragen habe, jetzt geht es über meine Kraft. Steige darum nun schnell ab!""

Der Badjul antwortete: „So wäre es halbe Hilfe, die du mir geleistet; bitte, ein wenig weiter noch, wo das Wasser tief ist."

Wieder gab der Banteng nach und lief weiter; gekommen an eine Stelle, wo das Wasser ihm bis zur Brust reichte, sprach er: „„Hier ist's schon tiefer; schnell, Badjul, steige ab.""

Flehend sprach dieser: „Nur ein Bischen weiter noch, dort ist tiefes Wasser."

Erzürnt klang jetzt des Banteng's Erwiderung: „Da hört ja Alles auf! Du bist gar zu anspruchsvoll, du, dem ich geholfen, den ich noch da dazu auf dem Rücken getragen und, nach deinem Befehl, zum Wasser gebracht habe, willst nun nicht absteigen! Sofort unterliege ich, und überdies fürchte ich mich vor den Wasserwirbeln, wo ich mir das Wasser nicht aus dem Munde halten kann, denn dort fühle ich mich keineswegs sicher. Vielleicht entsinkt dort der Grund meinen Füssen, und muss ich sterben. Was du begehrst ist geradezu übermässig; ich bin nicht Einer wie du, dessen Grosseltern Badjul waren, der selbst das Kind eines Badjul's bist und dessen ganzes Vorgeschlacht nur Badjul waren. Dir macht's keine Mühe, im Wasser herumzuschwimmen, das ist dir ganz leicht, ja sogar deine Wohnung ist im Wasser."""

Wieder fing der Badjul schmeichlend an zu reden: „Ach, mein Freund, deute doch meine Worte nicht falsch; es ist nur wegen meiner Schmerzen und meiner völligen Erschöpfung dass ich so spreche, damit sie ein wenig gelindert werden, denn selbst kann ich micht nicht regen, keineswegs würde ich zu anspruchsvoll sein."

Während diese Unterredung abgehalten wurde, sah der Kantjil entrüstet nach dem Banteng und dem Badjul; er sprach: „Seid doch einig unter einander! wenn zwei Freunde nicht einträchtig sind, so sind sie beide zu beklagen und beiden bringt's Verdruss."

Der Banteng und der Badjul gehorchten. Der Banteng schritt fort bis zur Mitte des Flusses, bis zum Halse kam ihm hier das Wasser. Er sprach: „„Steige schleunigst ab, sonst wird es mir zu schwer; ich kann hier nicht gehen, meine Füsse finden keinen Grund mehr; ich schnappe nach Atem, und du willst nicht absteigen? Steige doch sofort von meinem Rücken!"

Der Badjul aber sprach barsch: „Sollte ich von deinem Rücken absteigen, das wäre dir ja ein grosses Glück! Ich aber habe etwas zu fordern: deinen Buckel, Banteng, trete mir nur ab! Deinen Buckel fordere ich! Wie wird er wohlschmeckend sein! Ich habe einen Mordshunger, und besonderen Appetit nach deinem Buckel. Nun, giebst du, was ich frage, oder nicht? Tritt mir nur freiwillig deinen Buckel ab, damit ich ihn esse; gewiss wird er meine Körperschwäche stärken. Giebst du ihn mir nicht freiwillig, so nehme ich ihn mit Gewalt. In dem Wasser werde ich dir wohl nicht unterliegen; wohlan, lasst uns um ihn ringen."

Als der Banteng diese Worte des Badjul's vernommen hatte, stand das Herz ihm fast vor Schrecken still. Er schwieg, er konnte nicht sprechen, sich bewusst dass er von einem grossen Unglück betroffen sei, das unzweifelbar mit seinem Tode enden würde. Schliesslich sprach er: „„Ach, Badjul, nicht also! Sei doch des Augenblicks, als du dem Tode nahe warst, eingedenk! Wäre ich nicht da gewesen um dir zu helfen, so würdest du gewiss dem Drucke des Baumes erlegen und gestorben sein. Ich aber habe den Baum aufgehoben; meiner Hilfe zufolge bist du vom Tode gerettet; und jetzt willst du mich töten? Ach, erinnere dich doch was geschehen ist. Dir ist wohlgethan, du willst es aber nicht mit Gutem vergelten; sondern schmeisst mit Dreck [1])! Sonst bist du so gut, o Badjul, und begreifst du denn nicht, dass dir wohlgethan ist? Wie kurz ist es noch her (soeben, als du im Begriffe warst zu sterben, und du jammernd und klagend um das Leben flehtest) dass du so manches versprachst? Und danach, als du der Gefahr entkommen warst, und über deine Körperschwäche klagend, mich dich ins Wasser bringen hiessest und batst auf meinen Rücken klettern zu dürfen, habe ich auch das gethan. Weil ich also vom Anfang bis zum Ende mich dir gegenüber wie ein so treuer Freund betragen habe, achte ich es für billig, dass unsere Freundschaft von beiden Seiten aufrichtig sei und fest, dass nichts je die Eintracht unserer Herzen störe. Noch schöner wäre es, wenn du mit Liebe mich vergältest, gross wäre mein Dank, wenn du nicht Böses, sondern Gutes beabsichtigtest.

---

[1]) d. h. bist undankbar.

Nach der Welt Lauf müsste auch nicht das Böse mir anheimfallen; denn ein jegliches Geschöpf, welches das Gute schafft, findet seinen Lohn. Ist es aber die Gewohnheit der Badjul, den, der ihnen wohlgethan, mit Bösem zu belohnen? Zwar ist dies nicht der allgemeine Brauch, ich will aber, wenn es so eure Sitte ist, euren Wohlthäter mit Dreck zu werfen, mich darein geben. Beweise mir aber zuvor, dass meine Behauptung unrichtig sei; zeige mir das Buch, auf das du solches gründen kannst; schlage nicht bloss mit der plumpen Keule drein.''"

Der Badjul antwortete schnell: „Ach, schweige doch, mache nicht einen solchen Lärm. Füge dich doch lieber drein; ich fordere deinen Buckel, und wären es zehn, was thätest du dagegen? Ich bin lüstern danach, mir wässert der Mund wenn ich deinen Buckel sehe, so fett und appetitlich. Wenn ich ihn sehe, so möchte ich wohl danach schnappen, so schmackhaft sieht er aus. Wie wird es mir schmecken, wenn du mir gestattest, ihn zu verschlingen. Wohlan, Banteng, bleibe nicht unvollkommen in deiner Freundschaft, weit besser ist 's, nur nachzugeben."

Ruhig antwortete der Banteng: „Badjul, was ist das für eine Rede, immer nur meinen Buckel zu fordern! Wer würde je so etwas geben? Hat man nur *einen* Buckel so schützt man ihn aufs sorgfältigste, hätte man vier davon, so wär es recht; wenn einer davon gefordert würde, so machte das nichts! Allerdings unterwerfe ich mich dem Ausspruch des Gesetzes; denn, von *Nabi* Adam's Zeit her bis heutzutage habe ich anderes nichts gehört, als dass der Mensch, welcher das Gute schafft, das Bessere findet, niemals aber wird er mit Dreck geworfen. Du, o Badjul, bist der erste, der so verfahren will; allerdings ist es höchst ungewöhnlich. Wo wird man Einen finden der die Wohlthat mit Bösem vergilt? Hätte ich dies gewusst, ich hätte keineswegs die Absicht gefasst, dir zu helfen; ich würde Gott gedankt haben, wenn du soeben, von dem Baume zerschmettert, sofort krepiert wärest."

Hierauf sprach der Badjul wieder: „Im Allgemeinen wird dem der das Gute thut, mit Bösem vergolten; soviel ich weiss, geht es selten nach deinen Worten, dass der, welchem wohlgethan wird, auch sogleich mit Dank belohnt; häufiger

wirft er mit Dreck. Und wäre es auch, dass ein solcher dankbar wäre, so geschähe es doch aus anderm Grunde; also ist nun einmal der Welt Lauf. Ich habe einst eine Geschichte von den alten Propheten gehört, das heisst vom Vollender aller Sechs (erstens *Nabi* Adam; Nabi Enuh [Noach] zum zweiten; und zum dritten Nabi Moesô [Moses] das Wort Gottes; viertens Nabi Ngisô [Jesus]; zum fünften Nabi Ibrahim, der Freund Gottes; und zum sechsten Nabi Mohammed, der Vollender, der Gesandte Allah's).

Als der *Nabi Panutup* [1]) sein Ende nahen sah, stiegen zehnmal Engel zu ihm nieder, um den Befehl des Allerhöchsten ihm zu übermittelen. Der Befehl des ersteren war, dass der Allerhöchste die Einschrümpfung (Verschmälerung) der Welt fordere. Der Nabi sprach: „Zu Befehl". Der Befehl des zweiten war die Aufforderung derjenigen zum Wortbruch die einander etwas versprochen hatten. Und der dritte Engel forderte die Verkleinerung von allen Früchten auf der Erde; der vierte dass alle Segen auf Erde verringert werden sollte. Und so ging es weiter, nach dem Tode des Propheten, wenn der Letzte Tag gekommen sein würde, sollte alles auf Erden verringert werden, nichts sollte übersehen werden. Und ebenso sollten beim Jüngsten Tage, alle Wohlthaten der Menschen verringert (weniger geachtet?) werden. [2])"

Diese Worte hörend stand der Banteng verdutzt, er konnte keine Worte finden. Lange schaute er schweigend vor sich hin. Plötzlich aber sah er ein *Takir pontang* [3]) den Strom hinabschwimmen. Als es genähert war sprach der Banteng zu ihm: „Sag' mal Takir pontang, halte einen Augenblick an, dich will ich über Recht und Unrecht befragen. Diesem Badjul habe ich wohlgethan, habe ihn auf meinem Rücken getragen. Soeben war er im Begriffe zu krepieren, weil er einen grossen

---

[1]) Panutup = der Reiheschliesser. Nabi Panutup = der Lezte der Propheten.

[2]) Diese ganze Stelle ist überaus dunkel und schwer zu übersetzen; der Badjul scheint sagen zu wollen, dass, nach der von ihm vernommenen Erzählung, beim Weltuntergang auch die Tugenden der Menschen leicht geachtet werden sollen.

[3]) Takir: kahnförmiger Napf von gefalteten Pisangblättern als Teller verwendet.

Takir-pontang — Takir, dessen Ränder und Ecken mit jungen gelben Kokosblättern geschmückt sind; es wird bei Opferfesten verwendet.

Baum auf seinen Körper gekriegt hatte. Stöhnend flehte er mich um Hilfe an; durch Mitleid gerührt half ich ihm. Von mir aus den Boden gerissen, verschwand der Baum. Als also der Badjul aus seiner elenden Lage befreit war, zitterte er wie ein Blatt am Baume, und jammerklagte zu mir über seine Erschöpfung, weil seine Knochen wie zerschmettert waren. Auch seine Bitte, ihn in den Fluss zu bringen gewährte ich ihm. Und jetzt, in das Wasser gekommen, will er über meinen Buckel her, und fordert ihn mit Gewalt. Also sind die Umstände; meinst du, das sei recht? Takir-pontang, sprich du das Urteil; nach deinen Worten wird es geschehen."

Das Takir-pontang antwortete: „Banteng, dazu bin ich nicht im Stande; nur will ich meine eigenen Schicksale erzählen:

Ich wurde immer von meinem Meister hoch in Ehren gehalten; bevor ich für das Fest verwendet wurde hütete er mich aufs sorgfältigste. Eines Tages wurde ich verwendet zur Schüssel für den Opferbrei bei dem *Ngirim-dongô* (das Senden der Gebete, Vgl. Bem. II). Ich wurde ganz feierlich behandelt, auf die mit neuen Matten belegte Ruhebank gestellt, und mit frischen Blättern gedeckt. Alle Einwohner der Dessa waren um den Tisch versammelt; bald segnete der *Lĕbé* (Dorfpriester) mit Gebeten die sämtlichen Opferspeisen. Als man gegessen hatte, so nahm mich der Lĕbé (heimlich) [1]) mit nach Hause, und stellte mich dort auf den Tisch. Bald darauf kam er zum zweitenmale mit etwas nach Hause; und im Nu war das Mitgebrachte verzehrt, eilig aufgegessen vom Lĕbé und von seinem Weib und seinen Kindern; gefrässig stopften sie es in den Mund.

Als sie gegessen hatten, raffte der Lĕbé die Blätter-Schüssel zusammen und ich wurde an das Ufer des Flusses geworfen. Der Dorfpriester aber überlegte in seinem Herzen: „vielleicht entdeckt man noch die Spuren"; drum kehrte er schnell zurück, und erteilte mir einen Fusstritt, dass ich von der Stelle aufflog, in den Fluss fiel und durch den Strom mitgerissen wurde.

---

[1]) Das betreffende javanische Zeitwort *„ambĕrkat"* bedeutet eigentlich: von einem Feste, einer Opfermahlzeit u. s. w. etwas nach Hause mitnehmen; es ist dies dem morgenländischen Gastgeber angenehm und ein Beweis der Freundschaft. Hier aber ist offenbar von einer unanständigen, eigennützigen That des *Lĕbé* die Rede.

Allein dies, o Banteng, habe ich zu sagen!"

Der Badjul war sehr froh als er diese Worte hörte; mit lauter Stimme sprach er: „Schliesslich werde ich doch noch daran gelangen, ein Büffelherz zu essen, und einen schmackhaften Buckel zu verzehren; denn das Takir-pontang dünkt es ebenso recht wie mich dass ich deinen Buckel fresse."

Des Banteng's Antwort war: „„Einen Augenblick nur noch, Badjul; sieh dort das verlöcherte und zerlumpte *Kukussan* [1]) mit dem Strome hinabtreiben; das will ich zuerst noch fragen, ob du Recht hast oder nicht!""

Hönisch erwiderte der Badjul: „Führe nur nicht ein zu langweiliges Gerede, sonst schnappe ich dir den Buckel weg bevor du es fertig gebracht hast."

Eilig fing der Banteng an, das Kukussan auszufragen: „„Kukussan, ich will dein Urteil vernehmen, ich bin schändlich betrogen worden"; und vom Anfang bis zum Ende erzählte er was ihm wiederfahren war.

Das zerrissene Kukussan sagte: „„Banteng, ein Urteil kann ich nicht sprechen, nur von meinen eignen Erlebnissen zu dir reden: Als ich noch neu war, wurde ich von den Menschen sehr gepriesen und geachtet; demgemäss wurde ich, beim Reiskochen, nur in einen neuen kupfernen Reistopf gestellt, und mit einem glänzend neuen Deckel versehen. Als der Reis gekocht war, wurde ich sauber mit Wasser abgespült, und sorgfältig am Dachbalken aufbewahrt. Und jetzt, nun ich abgenutzt bin, werde ich in das Wasser geschmissen; vom Strome fortgerissen, giebst's Keinen der sich um mich kümmert. Nur dies, Banteng habe ich dir zu sagen; weiter nichts!""

Freudvoll schrie der Badjul: „So hörst du, dass auch das Kukussan mir beistimmt; lass es dir denn doch gefallen, dass ich deinen Buckel esse; länger kann ich meine Lust nicht zurückhalten, es ist mir, alsob ich eine junge Tamarindenfrucht sähe."

Freundlich sprach der arme Banteng: „„Badjul, Eile mit Weile, gestatte mir noch eine kurze Frist, und warte.""

Kaum hatte er es gesagt, so wurde er einer zerrissenen Schlaf-

---

[1]) Vgl. S. 49.

matte ansichtig, die den Fluss hinabgetrieben kam. Sie auch wurde vom Banteng ausgefragt: „Matte, halte ein, ich suche Recht; sprich du das Urteil."

„„Was ist die Sache?"" fragte die Matte.

Darauf erzählte ihr der Banteng die Umstände.

Der Matte Antwort war: Banteng, ich kan den Fall nicht beurteilen, will dir aber meine eignen Widerwärtigkeiten erzählen:

Als ich noch neu war, hatte ich das Vergnügen, von den Menschen zum Schlafen verwendet zu werden; jedes Nachmittags wurde ich ausgeklopft und gemacht. Jetzt aber verschmäht es ein Jeder, mich zu gebrauchen, ich bin weggeworfen und verstossen worden; schliesslich fiel ich in den Fluss, wo der Strom mich fortriss; Keiner machte sich die Mühe, mich aufzufischen. Banteng, anderes als dies kann ich dir nicht mitteilen.""

Froh hatte der Badjul diesen Worten zugehört und sagte: „Jetzt wird mir der Lekkerbissen deines Buckels doch nicht entgehen, Banteng! Wo ist weiter noch deine Zuversicht, zu der du um Recht flehen könntest? Auch die abgenutzte Matte giebt mir Recht. Ich verzichte nicht darauf deinen Buckel zu verschlingen; Banteng, sträube dich doch nicht zu arg!"

Nun werde geschwiegen von den unter einander streitenden Badjul und Banteng, zur Abwechslung sei jetzt die Rede von dem, der am Flussrande sich befand.

Der Kantjil lief schnell, seinen Freund den Kidang aufzusuchen. Er fand ihn liegend unter dem Kandajakan-baum, ruhig sein Futter wiederkauend.

Der Kidang wurde durch des Kantjil's Ankunft aufgeschreckt, der da blasend und nach Luft schnappend herangeeilt kam.

Der Kidang fragte ihn freundlich: „Kantjil, was hast du, dass du so schnell läufst?"

Der Kantjil entgegnete ihm: „„Ach, Kidang, notgedrungen eile ich so, unser Freund der Banteng wird hart bedrängt vom schuftigen Badjul.""

Und er that ihm Alles kund, den Anfang, die Mitte, und das Ende, nichts wurde von ihm übersehen.

Flüsternd hatte es der Kantjil zum Kidang gesprochen, und schon war diesem Alles klar. Er sprach:

„Und wie, Kantjil, wirst du es nun anfangen, unserem

Freund, dem Banteng zu Hilfe zu kommen? Dem Banteng, der so gemein von diesem Badjul, diesem verfluchten Krokodilenjung, dieser Krokodilenbrut betrogen worden ist?"

Der Kantjil sprach: „„Ach, Kidang, das weiss ich eben nicht, du wirst ja nicht dumm sein (d. h. ich überlasse es dir); ich vertraue es dir an, dir werden keine guten Gedanken fehlen, um mit ihm fertig zu werden.""

Der Kidang sprach freundlich: „Kantjil, bist du der Meinung, so zeige mir die Stelle des verruchten Badjul's, zeige sie nur aus der Ferne; komme selbst nur nicht zum Vorschein, sonnst würdest du vielleicht seinen Argwohn erregen; ich will dann auf eine List sinnen, damit er uns nicht in die Enge treibe."

Der Kantjil entgegnete ihm erfreut: „Lasst uns denn sofort uns auf den Weg machen."

Unterwegs unterhielten sich der Kantjil und der Kidang lebhaft; bald hatten sie das Ufer des Flusses erreicht. Sich auf die Zehe erhebend, zeigte der Kantjil die Stelle.

Geschwind hüpfte der Kidang den Hügel hinab, und, alsob er von der Sache ganz und gar nicht wisse, fing er an, Wasser zu trinken.

Als ihn der Banteng bemerkte, wandte dieser sich klagend an ihn:

„Ach, Kidang, Gott sei Dank, dass du gekommen bist! Ich bin von diesem Badjul betrogen worden!"

Der Kidang spitzte die Ohren und erhob erschreckt den Kopf; er hielt sich so, alsob er von nichts gehört hätte.

„„Wie hat sich die Sache zugetragen? Mache mir aufrichtig die Ursache verständlich; denn vielleicht ist es deine eigene Schuld!""

„Kidang, höre meinen Worten zu: Als der Badjul in Todesnot war, am Ufer dieses Flusses, schnitt er gar saure Gesichter, und jammerte, um ein steinernes Herz weich zu machen. Da kam der Kantjil, konnte ihm aber nicht helfen. Drum kam er zu mir, und sagte: „„Banteng, ich bin froh, dir zu begegnen; ich habe einen Freund, den Badjul, der sich in grosser Not befindet; er hat nämlich einen Baumstamm auf den Rücken gekriegt. Hilf ihm doch, weil er ein so guter Freund von mir ist.""

Sofort ging ich zur Stelle wo sich das Krokodil befand; dieses versprach mir alles, was ich nur haben wollte wenn ich ihn retten könnte; er sagte dass er mich mit Gutem belohnen wollte. Jetzt aber hat er mir eine Schlinge gelegt, sein Herz ist nicht zu Mitleid zu rühren; nun besteht er darauf, meinen Buckel zu verschlingen; der tolle Badjul weiss nicht Gutes van Bösem zu unterscheiden."

Der Kidang sprach: „Der Badjul hat Recht."

Als er dies gesagt hatte, sprang er auf, lief geschwind hin und her, hüpfte am Ufer des Stromes entlang, rannte nach Norden, nach Süden, nach Osten, indem er mit den Beinen fast an die Baumstämme und Strünke rührte. Nun stand er einen Augenblick still, und versuchte, mit dem Kopfe nickend, dem Banteng ein Warnungszeichen zu erteilen. Der Banteng aber fasste es nicht, im Gegenteil, er wurde mehr und mehr betrübt, und erwartete nicht Anderes als den Tod; schon hatte er seinen Geist dem Schöpfer empfohlen; der Badjul aber war sehr froh.

Der Kidang sprach: „Wie gross auch, ist doch der Banteng dumm; trotz seiner scharfen Hörner ist er sehr albern; er ist nicht auf seiner Hut und überlegt nicht. Das Wasser ist doch nicht sein Wohnsitz; hätte er doch vorher sich davor gehütet, in des Wassers Tiefe zu gehen! selbstverständlich musste er dort halb ersaufen. Anders ist es mit dem Badjul; der fühlt sich ganz bequem im Wasser, weil es sein Haus ist."

Wieder lief und hüpfte der Kidang hin und her.

Es stand da ein *Tjangkring* [1])-Baum; davon stiess er einen Zweig ab, und warf ihn mit den Hörnern auf; vom Norden warf er ihn zum Süden, und liess ihn also hin und her fliegen. Dann holte er ihn wieder und brachte ihn nach seinem alten Platz zurück. Indessen sprach er leise: „Tjangkring, kehre wieder nach deiner alten Stelle, von der ich dich geholt."

Auf diese Weise versuchte der Kidang dem Banteng einen Wink zu geben; vergebens aber war sein Bemühen: der Banteng fasste es nicht, wie sehr auch der Kidang ihm durch Kopfnicken seine Absicht verständlich zu machen versuchte.

Er sprach zu sich: „Dass ich hin und her lief, und mit meinen

---

[1]) Erythrina fusca Lour.

Beinen den *Senggugu*stamm anstiess, war mit der Absicht, dass der Banteng meinen Beispiel nachfolgen [1]), und den Wink verstehen sollte. Dann, um es ihm auf andere Weise verständlich zu machen, brach ich einen Zweig vom Tjangkring-Baume, warf ihn mit den Hörnern auf sodass er weit hinwegflog; darauf holte ich ihn wieder und stellte ihn an seinen alten Platz. Noch fasste der alberne Banteng die Anspielung nicht. O, Banteng, du hast das Gute beabsichtigt und gethan, der Badjul aber hat es nicht anerkannt und will es mit Bösem vergelten. Nicht gedenkt er mehr der Zeit als er, vom Baume beklemmt, fast krepierte. Hätte nicht der Banteng den Baum entwurzelt, so wäre der Badjul einen elenden Tod gestorben. Wenn jetzt der Badjul das Gute nicht anerkannen will, so geziemte es dem Banteng, ihn zurückzubringen nach der Stelle, ihm den Baum wieder auf den Rücken zu laden."

Lange stand der Kidang noch am Ufer, bangend ob der Büffel noch seine Anspielung nicht gefasst habe; dieser aber blieb regungslos.

Grollend sprach der Kidang: „Ist der Banteng doch ein Schafskopf; meine Anspielungen versteht er nicht. Doch ist es kläglich, ihn zu sehen; er, der einem Anderen wohlgethan, ist von diesem betrogen worden; ich *muss* dem Armen doch helfen."

Also sprach er mit freundlicher Stimme:

„Mein Freund, der Banteng, bittet um Recht, und gestattet noch nicht, dass sein Buckel vom Badjul aufgefressen werde. Ich kann den Streit nicht entscheiden, bevor ich weiss dass beide Parteien sich in einem rechtfertigen Urteil fügen wollen. Sonst wäre es wie wenn man Jemand, der nach dem Norden gegangen, nach dem Süden nachlaufen will; gewiss wird man ihn nicht ertappen; desgleichen wird Einer, der nach dem Süden geht, nicht ereilt, wenn man nach Norden ihn verfolgt. So ist's auch mit eurer Sache: leicht ist's mir, ein Urteil zu sprechen, wenn ihr nur an mich glaubet. Folge meinem guten Rat, du Badjul, und gewiss du wirst, wenn es dir geziemt, den Buckel ruhig, ungestört auffressen können. Spreche ich das Urteil, so übernehme ich auch die richtige Ausführung

---

[1]) Nachfolgen — Jav. anggugu — Anspielung auf Senggugu.

desselben. Und auch du, Banteng, sollst dich mir zuvertrauen."

Der Badjul sprach: „Ja, Kidang, ich werde deinem Urteil gehorchen, wenn es nur mit meinem Wunsche, den Buckel zu verzehren, stimmt."

Der Kidang fuhr fort im Reden: „„Sei unbesorgt, o Badjul, unzweifelbar wirst du des Banteng's Buckel verschlingen können, wenn es nur ist mit dem Willen des Schöpfers.""

Darauf sprach wieder der Badjul leise: „Ja, Kidang, ich vertraue dein Vorhaben; sprich nur schnell das Urteil, mein Herz brennt vor Begierde, den Buckel aufzufressen; wird der herrlich fett sein!"

Der Kidang antwortete: „Ich freue mich deiner Worte." Weiter sprach er: „Wohlan, Banteng! Jetzt nur schnell den Badjul aufgehoben und ans Land gebracht. Lass die Sachlage genau so werden wie vorher, lass daran nicht das Geringste geändert werden. Wenn du ans Land gekommen bist, so lege den Badjul auf seinen alten Platz, wo er, vom Baume beklemmt, ausgestreckt lag; ahme es genau nach, wie es zuvor war. Wenn der Badjul auf der Erde liegt, ahme dann weiter die Lage nach, als du den Baum entwurzeltest, lass alles genau so sein, wie zur Zeit als du dem Badjul geholfen. Wenn nun das einmal geschehen ist, so wird es für mich ganz leicht sein, Recht zu sprechen, ein rechtfertiges Urteil zu fällen."

Schnell machte sich der Banteng auf, den Badjul auf dem Rücken; nachdem er aus dem Wasser geklommen, und die Stelle auf dem Ufer, wo der Badjul vorher unter dem Baume lag, erreicht hatte, hiess er ihn absteigen. Der Badjul gehorchte, stieg ab von seinem Sitz, und streckte sich auf seinem alten Platz aus, wo er regungslos liegen blieb. Indessen stieg der Banteng schnell auf den Hügel, wo die früher von ihm aufgeworfenen Baumwurzeln noch lagen, und trug sie wieder nach der ehemaligen Stelle.

Blitzschnell rannte der Kidang den Hügel hinauf; dort angekommen sprach er freundlich: „Wohlan, Badjul, ist es jetzt gerade wie es aussah, als du im Anfang das Unglück bekommen hattest?"

Der Badjul sprach: „So ist es, Kidang, es fehlt nicht das Geringste dran, und so werden dir die Umstände genügend

klar sein. Sprich daher schnell dein Urteil aus, damit die Sache vor sich gehen könne, und ich des Banteng's Buckel fresse."

Indem er auf seiner Hut war, antwortete der Kidang: „Folgender, Badjul, ist mein Urteilsspruch, der ganz leicht zu fällen ist:

Während du zur Erde gestreckt liegst, soll auch jetzt noch der Baum auf dich fallen, bis du durch seine Schwere ganz kaput bist; dann aber wird der Banteng nicht, wie zuvor, dir helfen! Dies, o Badjul, ist mein Urteil. Du wünschest des Banteng's Buckel zu fressen? Wohlan, mache ihm selbst den Vorschlag, ob es ihm gefallen würde. Giebt er ihn dir nicht, so hast du nicht das Recht ihn zu nötigen; es steht ihm frei, es ist doch ja sein eigner Buckel. Wer würde je seine Besitzungen verderben lassen? Und sei es nur ein Buckel, auch der hat ja seine feste, passende Gestalt; würde von des Banteng's Buckel etwas hinweggenommen, so wäre sein ganzer Körper eingefressen, und empfände grossen Schmerz. Wäre sein Buckel von dir verschlungen, so wäre seine ganze Gestalt geändert, seine Schönheit verringert; drum ist est ganz recht, wenn es der Banteng nicht gestattet.

Aber du, Badjul, hast Unrecht, deine Habsucht durchbricht alle Schranken und ist ausserordentlich! Rücksichtslos bist du in deinen Forderungen."

Der Badjul antwortete jähzornig: „o, Du behender Kidang, du verstehst es, Einen bei der Nase zu führen. Mir versprachst du ein günstiges Urteil, dessen Ausführung du beaufsichtigen solltest, und schliesslich lässt du mich im Stiche, und willst dem Banteng nicht Unrecht geben. Was versprachst du mir nicht so eben! Wenn du es mir so eben nur gestattet hättest, wäre des Bantengs Buckel schon lange von mir verschlungen, der so von mir ersehnte Buckel! Zwar gewährte es mir der Banteng nicht, als wir im Wasser waren; aber an der Stelle wär's mir leicht gewesen, ihn zu zwingen; du aber hast es mir verwehrt, und mir befohlen, an das Ufer zu steigen. Du verstehst es, Einen zu betrügen, und sein Herz zu täuschen. Wärest du nicht hier gewesen, so hätte ich schon längst des Bantengs Buckel aufgefressen."

Leise sprach der Kidang: „Sieh da, Badjul, der Banteng

ist ja noch anwesend; so verschlinge seinen Buckel, wenn du dich erkühnst."

Und zum Banteng sprach er: „Banteng, gehe schnell mit dem Kantjil, und antworte dem faselnden Badjul auf seine rücksichtslose Bitte."

Schnell brachen Kantjil, Kidang und Banteng auf; letzterer ging hintenan, die anderen gegen alle Gefahr zu schützen, blasend und schnaubend, fortwährend den Kopf umdrehend. Wütend tobte und raste er, alles auf die Hörner nehmend, Kletterpflanzen von den Bäumen reissend und emporwerfend, sodass alles in wildem Gewirre durch die Luft flog; schrecklich war er anzuschauen, wie er mit ausgestrecktem Halse fortging.

Der Badjul war inzwischen weiter an das Ufer geklommen, und rief: „Halte ein, Kidang, welches auch dein Urteil sein möge, da du mir nicht Recht gegeben hast, so wirst du der Stellvertreter werden; ich will dir den Kopf zerschmettern, dich mit Haut und Haar verschlingen."

Der Kidang antwortete ihm: „Ja, Badjul, später darfst du mich mal hinunterschlucken, wenn nur erst die Zeit gekommen ist, und es der Wille des Allerhöchsten ist. Wenn es nicht der Wille des Schöpfers des Lebens ist, so werde ich sogar nicht altern, geschweige denn sterben. Und jetzt, da wir uns trennen müssen, will ich nicht dass es mit Zank sei. Der Banteng und du sind nun getrennt, willst du jetzt noch einen Wortstreit führen, es ist mir recht, nur sei es mit gegenseitiger Zustimmung."

Eben kam da der Banteng in voller Wut angerannt, und schrie mit lauter Stimme: „o, Badjul, du Badjulskind, du Krokodilenbrut; pfui, du bist der Auswurf der Welt! Wohlan, lasst uns als Helden streiten, und auf dem Ufer unsren Mut zeigen! Wer unterliegt wird es mit dem Halse bezahlen."

Bestürzt machte sich der Badjul aus dem Staube, und ging eilig in das Wasser, so sehr war er erschreckt, als er den wütenden Banteng kommen sah.

Sogleich kehrte der Banteng um, und die drei Freunde, Banteng, Kantjil und Kidang machten sich auf den Weg, den ganzen Weg entlang in angenehmer Unterhaltung. Stets war der Banteng hintenan, als Schutz gegen alle Gefahren des Weges.

Fortwährend erteilte der Kidang guten Rat; der Banteng war ihm wegen seiner Hilfe sehr dankbar. Noch lange lebten sie in Glück und Wohlfahrt; die drei waren in inniger Freundschaftsbeziehung unter sich verbunden, sie waren eines Willens und eines Herzens, und niemals entstand irgendwelche Trennung unter ihnen.

Der Jüngling Aruman und die böse Stiefmutter.

Vor Zeiten wohnte in der „Residentie" Pasuruan ein junger Knabe, Aruman genannt. In seiner Jugend traf ihn das Unglück dass er seine liebe, gute Mutter verlieren musste. Nach kurzem schon nahm Arumans Vater sich eine andere Gattin, Ma Kaloan mit Namen.

Nicht lange war Aruman's Vater mit ihr verheiratet, so fing die böse Ma Kaloan an, den Sohn ihres Mannes grausam zu misshandeln. Aruman klagte dem Vater seine Not; dieser aber liess sich von seiner Gattin leicht überzeugen, dass Aruman ein ganz unartiger Knabe sei, und sie ein Recht habe, ihn derb zu bestrafen.

Als wieder einmal die Quälereien und Prügel der Stiefmutter Aruman gar zu schlimm geworden waren, suchte er aufs neue beim Vater seinen Trost. Auch diesmal kam er eben so schlimm davon, denn der bethörte Vater überhäufte ihn mit Vorwürfen, und hiess ihn schliesslich, die Beschuldigungen widerrufen. Und als dies Aruman verweigerte, so wurde er auch vom Vater tüchtig geprügelt.

In dieser Not floh der beklagenswerte Knabe zu seiner *Babu* (Kindermagd) Sumar, und klagte an ihrer treuen Brust alle seine jugendlichen Schmerzen aus, mit welchen sich in traurigem Gegensatz die Erinnerung an die Holdseligkeit und Liebe seiner früh verstorbenen Mutter verknüpfte.

Sumar, die noch stets mit Liebe und Ehrfurcht ihrer verstorbenen Herrin eingedenk war, deren Zärtlichkeit so scharf mit der Härte und dem Stolz der Ma Kaloan kontrastierte, versuchte mitleidsvoll seinen Schmerz zu lindern mit Erzählungen über seine Mutter, bis er ruhig einschlief.

Nun begab sie sich zu Aruman's Vater, und bemühte sich,

ihn seines Unverstandes zu überzeugen. Vergebens aber — der Mann war so verwirrt in den Netzen der schlauen Ma Kaloan, dass er ihr unbedingt glaubte, und seinen Sohn für einen so entarteten Knaben hielt, wie sie ihn abmalte.

Am Ende, sein wiederholtes Klagen müde, und von der schlechten Stiefmutter angehetzt, fasste der unnatürliche Vater den Entschluss, sich seines Sohnes, dessen Dasein er schon als ein Missgeschick zu betrachten gelernt hatte, zu entledigen.

Eines Tages als Aruman betrübt am Ufer des Flusses sass, über sein trauriges Los nachgrübelnd, sah er seinen Vater näher kommen, eine Leine in der Hand. Aruman, von kindlicher Anhänglichkeit getrieben, stand auf um seinem Vater zu begegnen. Dieser aber beantwortete seinen ehrfurchtsvollen Gruss mit argwöhnischem Runzeln der Stirn, warf den arglosen Knaben zur Erde, band ihm Hände und Füsse, und warf ihn so in den Fluss, mit den Worten: „du bist das Unglück meines Lebens; verschwinde auf ewig meinen Blicken."

„„Vater, Vater"", schrie der arme Knabe, „„gewiss, du wirst mich einmal wiedersehen!"" Bevor er etwas weiteres hinzufügen konnte wurde er von schnellem Strome fortgerissen; wundervoller Weise aber sank er nicht, sondern hielt sich über dem Wasser.

Während dieses traurige Ereignis stattfand, waren ein grosser Fisch und ein Alligator in ein lebhaftes Gespräch verwickelt über den Mangel an Essen in jener Zeit. „Nichts" so sagte einer zum andren, „ist seit Wochen den Fluss herabgekommen; was mag wohl davon die Ursache sein?"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so schwamm Aruman an der Stelle vorüber. Und dennoch, trotz ihres heissen Hungers, fiel es den beiden Ungeheuern nicht ein, ihm auch nur ein Haar zu krümmen.

„Warum" so sprach Aruman, der ihre Worte gehört hatte, „warum verzehrt ihr mich nicht, mich, unglücklichen Knaben, der, von der Stiefmutter misshandelt, vom Vater angefeindet, mich nach dem Tode sehne?"

„„Nein, das mögen wir nicht, das können wir nicht,"" war die Antwort, „„deiner harrt eine grosse Bestimmung.""

Nach diesen Worten führten sie ihn in Sicherheit ans Ufer, und lösten da die Seile, mit denen er gebunden war.

„„Warte einen Augenblick" sagte der Alligator, tauchte in den Fluss, und kam bald wieder herauf mit einem Paar Wasserschuhen, welche er Aruman an die Füsse befestigte, zugleich ihn benachrichtigend, dass er mittels dieser Schuhe den breitesten Fluss und das grösste Meer eben so bequem überschreiten könne alsob er auf dem Trocknen spazierte.

Aruman dankte dem Alligator und dem Fische recht herzlich, und, den Fluss betretend, fing er seinen Spaziergang stromabwärts an.

An der Mündung des Flusses angelangt, wagte er es auch, auf hoher See zu gehen, mit gleich günstigem Erfolg.

Als er hier während einiger Tage ganz absichtslos umhergestreift hatte, wandelte ihm die unwiderstehliche Lust an, wieder einmal ein menschliches Wesen zu erblicken.

Folglich, als er weit entfernt ein Schiff erspähte, wandte er seine Schritte dahin. Der *Nakoda* (Kapitän) hatte ihn schon aus weiter Entfernung mittels seines Fernrohres gesehen, hielt ihn aber anfangs für ein Gespenst.

Je mehr Aruman sich dem Schiffe näherte, je klarer wurde es dem Nakoda, dass er ein Mensch von Fleisch und Blut sei, und als er beim Schiffe angelangt war, wurde er vom Kapitän freundlichst eingeladen, an Bord zu steigen. Hier wurde er bewirtet mit gekochtem Reis und gesalzenem Fisch. Die Matrosen aber, denen die Sache noch nicht ganz richtig war, hielten sich scheu beiseite.

Während der Mahlzeit, welche sich Aruman ausgezeichnet schmecken liess, erzählte er von seinen schmerzlichen Widerwärtigkeiten; die traurige Geschichte erregte das Mitleid und die Empörung seiner Zuhörer.

Der Nakoda aber hatte nicht nur zugehört, sondern auch scharf um sich gesehen; und so war er bald der Wasserschuhe des Aruman ansichtig geworden. Er sann auf Mittel, diese sich anzueignen.

„Wozu nützen dir diese Schuhe?" so sagte er. „Sei meiner Worte eingedenk: eines Tages, wenn du dich eben am sichersten wähnst, werden sie dich sinken lassen. Gieb sie mir, und ich schenke dir dafür diese Jacke *Unta-kusumô*, mit der du sicher über Land und Meer fliegen kannst. Mit dieser Jacke wirst du im Stande sein, über dem Wasserspiegel zu schweben

wie eine Schwalbe, oder bis in die Wolken empor zu steigen mit Adlerflug."

„„Ganz recht"" antwortete Aruman begierig, „„geben Sie mir die Jacke, und hier sind meine Schuhe.""

Der Kauf wurde geschlossen, und Aruman, nachdem er seinen Fluganzug angelegt hatte, flog pfeilgerade davon. Dem Nakoda aber verging es gar schlimmer. Als er versuchte, auf der Oberfläche des Wassers zu spazieren, sank er sogleich, und, wäre er nicht ein vorzüglicher Schwimmer gewesen, so hätte er jämmerlich ertrinken müssen. Fast erschöpft erreichte er sein Schiff, und wurde von seiner Mannschaft an Bord gezogen.

Als Aruman, der Wolkenwandrer, die trübselige Lage des Nakoda's erspähte, näherte er sich wieder dem Schiffe, und schaute mitleidsvoll auf den Nakoda hinab. Dieser aber, grollend über seine Enttäuschung, und bitterlich seinen Kauf bereuend, fing an, ihn Schelm und Spitzbuben zu schimpfen.

Als nun Aruman ihn nur belachte, steuerte der Kapitän sein Schiff nahe ans Ufer, und nachdem er in einen kleinen Kahn gegangen war, forderte er den Jüngling zum Einzelkampfe heraus. Aruman kam herab, mit dem Zwecke, durch freundliche Worte des Nakoda's Zorn zu besänftigen. Vergebens aber.

„Fange nur an" so schrie dieser, „ich will bald mit dir fertig sein!"

Zugleich zog er seine Kris, keinen Augenblick darüber in Zweifel stehend, dass der Kampf in seinem Vorteile entschieden werden würde.

Aruman aber, obwohl jung, war kräftig gestaltet, und ihm stand ungemeine Muskelstärke zur Verfügung. Zum Widerstand genötigt, griff er den Kapitän an, und erschlug ihn.

Darauf erhob er sich wieder in die Luft, und flog in die Richting von seines Vaters Wohnung. Auf unermesslicher Höhe zog er über Thäler und Wälder, erspähte aber mit sonderbarer Augenschärfe sogar die dunklen Felsengrotten unter den schattigen Ästen der riesigen Bäume. Von Neugier angeregt, hielt er inne, um sich eine dieser Höhlen anzusehen. Der Eingang derselben war schwarz wie die Nacht. Kaum stand er einige Augenblicke da, so erschien plötzlich eine

Gestalt die den Eingang blitzhell erleuchtete. Als sie hinaus kam, verwandelte sich die Gestalt in eine schrecklich-ausschauende Hexe, eine Taube in der einen, einen Schädel in der anderen Hand. Während sie letzteren einige Minuten über ihr Haupt hielt öffnete sie unter dem Murmeln einer Beschwöringsformel, ihre knöcherne Hand, der die Taube entflog. Im Steigen beschrieb der Vogel Kreise in der Luft, nahm aber plötzlich, zum Entsetzen des Jünglings, die Form eines Mannes an, dessen Antlitz das Zeichen der Reue und der Gewissensbisse eingeprägt war.

Die alte Hexe stellte nun den Schädel auf einen Altar, auf dem Weihrauch brannte; sogleich schlugen Flammen aus den Augenhöhlen und die entfleischten Backen entlang und gaben dem Schädel ein fürchterliches, gespenstisches Aussehen.

Die Hexe nahm sodann kleine Steinchen mit denen sie den Schädel zu werfen anfing. Als diese zur Erde fielen, wurden aus ihnen zwerghafte Soldaten, die in tollem Herumdrehen mit kopflosen Körpern um den Altar herum tanzten bis sie schliesslich erschöpft zur Erde fielen.

Neben diesen auf der Erde liegenden Zwergen erschien die Gestalt eines jungen Mädchens, von reizender Schönheit wie eine *Widôdari* (Himmel-nymphe).

Erstaunt und entzückt schaute Aruman diese Vision an; plötzlich aber war alles seinen Blicken entschwunden und stand er in nachtschwarzer Finsternis ganz allein.

Von Schrecken ergriffen versuchte er möglichst schnell diese grauenhafte Zauberwelt zu entfliehen; seine Füsse aber glitten aus auf dem sumpfigen Boden, gerieten verwickelt in Gebüsch und Dornen, oder stolperten über scharfeckige Steine.

Glücklich wurde seiner ängstlichen Lage von der alten Hexe, die ihn fortwährend unsichtbar bewacht hatte, bald ein Ende gemacht. Sie schickte zwei Tiger zu ihm ab, damit sie ihm zur Seite gingen; und bei dem Lichte, welches aus ihren hell-blitzenden Augen strahlte, fand er seinen Weg aus dieser unheimischen Gegend.

Aruman, des Umherschweifens satt, wandte sich jetzt nach seinem väterlichen Heim. Unweit seiner Wohnung begegnete er seinem grausamen Vater. Sein Anblick machte in Aruman die

Erinnerung der gelittenen Misshandlungen und Quälereien wach, und erregte seinen heftigen Zorn.

Seinen Vater greifend, würde er ihn mit der Kris erstochen haben, wäre er nicht durch die fremdartige Vision der Taube, welche ihm fortwährend vor dem Geist schwebte, davon abgehalten. So gab er den unglücklichen, von Reue und Gewissensbissen erschütterten Mann frei, und sprach zu ihm: „Gehe nach Mekka, und reinige dein Herz in den Gewässern des *Zem-Zem*-Brunnens!"

So schnell er laufen konnte machte sich Aruman's Vater aus dem Staube; und niemand hörte jemals mehr etwas von ihm.

Als Aruman sodann in das Haus trat, fand er seine Stiefmutter, Ma Kaloan sitzen, beschäftigt mit ihren Schmucksachen. Aufs neue fasste ihn ein wilder Zorn; aufs neue aber wurde er beruhigt durch die vor seines Geistes Augen auftauchende Vision der Taube, welche ihm so drastisch die folternde Reue des Mörders vorgezeigt hatte. Zuerst band er sie nur steif mit Seilen.

Mitternachts wurde er von einer flüsternden Stimme erweckt, die ihm sagte, was er mit seiner Stiefmutter thun solle.

Folglich stand er auf, und, nachdem er die Unglückliche entfesselt hatte, hiess er sie ihm folgen.

Nach stundenlanger Wanderung erreichten sie das Innere des Waldes; viele Stimmen hörten sie dort erklingen, sahen aber weder Mensch noch *Djin* (Geist).

Von unsichtbaren Händen aufgehoben wurde jetzt die entartete Stiefmutter noch tiefer in den Wald geführt, und da zwischen zwei Felsblöcke gestellt, über einem gähnenden Schlund. Und dort (sagt der Volksglaube), verweilt sie noch heutzutage, vor Hunger und Durst und vor der Schwere des sie erdrückenden Felsens seufzend und stöhnend. Keiner wagt es, sich dem Schreckensort zu nähern, und ihre Geschichte erweist sich häufig als eine tüchtige Warnung für alle bösen Stiefmütter.

Einige Zeit lebte Aruman ruhig in seiner Wohnung, von der treuen Sumar versorgt und gepflegt. Die Kunde aber seiner Schmerzen und wunderbaren Abenteuer kam auch dem König von Java zu Ohren. Der mutige Knabe, jetzt zu einem tüchtigen, schönen Jüngling herangewachsen, wurde eingeladen, den fürstlichen Palast zu besuchen.

Und seht, da in dem Palaste des Königs erblickt er mit Staunen in des Königs einziger Tochter das Ebenbild der lieblichen Mädchengestalt, welche ihm einst in der Grotte der Hexe in Entzückung gebracht hatte.

Der König, der aus den wunderbaren Ereignissen und übernatürlichen Kräften des Arumans den Schluss zog, dass er ein Liebling der Götter sei, zögerte nicht lange, ihm die Hand seiner Tochter zu schenken.

Nicht lange nach der Hochzeit wurde der alte König krank und starb; Aruman folgte ihm nach, und regierte lange und glücklich, von seinen Feinden gefürchtet, von seinen Unterthanen geliebt. Und sie, die ihn in Tagen des Schmerzens und Leidens getröstet hatte, die treue Sumar, wurde auch in den Tagen seiner Grösse und Ehre von Aruman nicht vergessen, sondern als *Babu* seiner Kinder zu sich genommen.

Die Legende des Bôrô-Budur-Tempels.

Der Reisende in Java's Innerem wird an mancher Stelle, zumal in Mittel- und Ost-Java, getroffen vom Anblick der Trümmer kolossaler Gebaüde: Tempel, Betörter, Bildergruppen, u. s. w., welche, so durch architectonische Structur und Schönheit wie durch Umfang einen schroffen Gegensatz bilden zu den niedrigen, einfachen, oft ärmlichen Hütten der Landesbevölkerung in der unmittelbaren Nähe.

Es sind dies bekanntlich die Überreste der Gottesverehrung der Hindu, welche so tiefe Spuren ihrer Anwesenheit in der ganzen javanischen Gesellschatt hinterlassen haben. Zwar findet heutzutage, späteren Untersuchungen, besonders sprachwissenschaftlicher Art, entsprechend, die Meinung Anklang, dass Vieles, dessen Einführung auf Java früher der Hindukolonisation zugeschrieben wurde, in der eigenen, alt-javanischen Kultur seinen Ursprung habe; überhaupt bleibt aber der in mancher Hinsicht von den Ariern auf Java geübte Einfluss noch unzweifelbar gross.

Aus den Auffindestellen derartiger Denkmäler geht einleuchtend hervor, dass besonders Mittel-Java (teilweise auch Ost-Java) der Schauplatz der eingreifendsten Wirksamkeit der vorderindischen Arier gewesen ist. Nirgendwo sind die hinterlassenen Denkmäler von so grosser Zahlreichkeit und Schönheit wie gerade in den mittleren „Residentiën" (Provinzen) der Insel.

Die Folgerung ist gemacht worden, dass die Hindu-kolonisten es vorgezogen hätten, mit Hintansetzung des westlichen Teils der Insel, und der am nördlichen Seeufer gelegenen Städte, sich gerade in den mittleren Teilen so massenhaft anzusiedeln, weil eben da eine schon festgestaltete, javanische, von den vorderindischen aber nicht so weit verschiedene, Gesellschaft gegründet wäre.

Jedenfalls befindet sich hier, in Mittel-Java, in der „Resi-

dentie" Kadu, dem „Garten Java's" das herrlichste und riesenhafteste Denkmal der hindu-javanischen Baukunst und Skulptur, welches die ganze Insel aufzuweisen hat: der Hügel-tempel des Bôrô-Budur.

Genau gesprochen ist die Benennung „Tempel" für dieses Gebäude, desselben Form und Bestimmung nach, nicht eine ganz richtige. Denn es fehlt hier ein innerer Raum, weil das Bauwerk nicht *auf*, sondern *um* den Gipfel eines 46 M. hohen Hügels errichtet ist.

Auf einer quadratischen Terrasse als Unterbau, deren etwa 150 M. lange Seiten zwei Mal rechteckig nach aussen vorspringen, erheben sich amphitheaterweise fünf von Ringmauern versehene Gallerien von schwarzgrauem Steine (Lava-trachit). Diese Ringmauern sind mit 432 Nischen ausgestattet, die einmal eben so viele Bilder des Buddha enthalten haben, und abgewechselt werden von dazwischen gestellten steinernen Glocken mit Kegeln gekrönt. Die Glocken, Kegel und andere Verzierungen sind grössenteils hinuntergestürzt; von den Buddhabildern aber ist noch eine genügende Anzahl übrig, um die Meisterschaft der mittelalterlichen hindu-javanischen Skulptur zu zeigen.

In den Basreliefs, mit denen die Ringmauern geradezu verschwenderisch ausgestattet sind, sind die vornehmsten Ereignisse der Buddha-legende, nebst den in Stein verdolmetschten Darstellungen aus altindischen Fabeln, leicht zu erkennen.

Von den Gallerien türmen sich wieder drei kreisrunde Terrassen empor, deren oberste eine glockenförmige Kuppel von riesenhaften Abmessungen trägt. In dieser Kuppel ist ein Raum gelassen welcher ein unvollendetes Buddhabild enthält, während auf den drei Terrassen sich karrierte Glocken in durchbrochener Arbeit befinden, in welchen ebenfalls Bilder des Buddha sitzen.

Dem heutigen Javaner ist der Tempel nach Ursprung und Bestimmung ein verschlossenes Buch; wo aber die Geschichte schweigt von dem Baumeister so wie von der Zeit des Errichtens, da hat die Volksphantasie die Lücken auszufüllen versucht, und beleuchtet das Entstehen des Bôrô-budur mit einer Legende, wie sie von J. F. G. Brumund in der Tijdschrift voor Nederlandsch-Indie 1858 etwa folgendermassen erzählt wird.

In der „Djaman-budô," der buddhistischen Zeit, herrschte ein mächtiger Fürst, der Sohn eines hohen Priesters, über den mittleren Teil Java's. Der König — Dewa Kusuma war sein Name — hatte einst einen seiner Höflinge schwer beleidigt. Glühend vor Ingrimm sann dieser nur noch auf Mittel, um sich aufs schrecklichste zu rächen, seinen Beleidiger aufs kränkendste zu treffen.

Dewa Kusuma hatte ein einziges Kind, ein zwei-jähriges Mädchen, schön und hold, des Vaters Augapfel, das Glück seines Lebens.

Eines Tages ist das Kind plötzlich verschwunden. Tausende Diener suchen und thun nach allen Seiten Nachfrage. Das ganze Reich ist bald in Erregung, um dem unglücklichen Vater sein Kind wiederzubringen — vergebens aber ist alle Mühe und Eifer, nicht die geringste Spur des armen Kindes wird entdeckt.

Niemals war ein Verschwinden so geheimnissvoll vor sich gegangen; ein Schleier so wundervoller Verborgenheit lag darüber, dass sogar die Kühnsten zagten, wenn sie davon reden hörten, und die Mütter ängstlich ihre Kinder im Hause einschlossen, und sich nicht mehr getrauten, sie draussen spielen zu lassen.

Untröstlich verliess der unglückliche Vater Palast und Residenz, durchstreifte sein ganzes Reich, die ganze Insel Java, um sein Kind zu suchen. Nicht eher würde er ruhen, nicht eher von Weinen und Klagen ablassen, bevor er es wiedergefunden und an das Herz gedrückt hätte.

Jahre vergingen nach Jahren.

Eines Tages begegnet der einsam umher Irrende einem blühenden Mädchen von reizender Schönheit. Es ist sein verlorenes Kind! Der Vater aber erkennt seine Tochter, die Tochter ihren Vater nicht wieder.

Von stürmischer Begierde überwältigt, bewirbt er sich um die Hand des schönen Mädchens; sie bewilligt ihm seinen Antrag, und sie werden Mann und Weib.

Aus der blutschänderischen Heirat wird ein Kind geboren.

Nun erst ist die Rachgier des Beleidigten völlig befriedigt. Er eilt zum König und offenbart ihm das fürchterliche Geheimnis.

Alsob er vom Donner betroffen wäre steht Dewa Kusuma,

und bescheidet sofort die Priester zu sich, damit er sich erkundige, wie die Rache der Götter abzulenken sei.

Die Priester aber behaupten, für derartiges Verbrechen, und wenn auch unbewusst begangen, sei keine Verzeihung. Zur Strafe soll der Fürst, mit Mutter und Kind zwischen vier Mauern eingeschlossen, den Rest seines Lebens in Busse und Gebet verbringen.

Kann nichts sie der Strafe entziehen?

Ja, noch ein Rettungsmittel ist möglich.

Falls er innerhalb zehn Tage zur Ehre Buddha's einen Tempel darstellt, dessen Entwurf ihm vorgelegt wird, ausgestattet mit Buddha-bildern, Gallerien, Glocken und Basreliefs, dann nur ist Verzeihung, ist Erlassung der Strafe möglich.

Sofort geht Dewa Kusuma an die Arbeit mit allen seinen Künstlern und Arbeitern. Was war einem Fürsten des alten Java's unmöglich? Sogar nicht der Bau eines *Bôrô-Budur*, innerhalb zehn Tage!

Noch ist die ihm gesetzte Frist nicht beendet, so prunkt schon der Tempel hoch um des Hügels Gipfel mit seinen Statuen, Glocken, Basreliefs und *Dagoben.*

Selbstzufrieden führt Dewa Kusuma seine Priester und Würdenträger durch die Gallereien und zeigt ihnen stolz seine Riesenarbeit.

Was ist aber das? Warum erblasst des Fürsten Antlitz und zittern ihm die Glieder, und warum weichen alle vor Entsetzung zurück? Es fehlt ein Bild! Wie ist es möglich? Offenbar hat auch dieses der unversöhnliche Kinderräuber gestohlen.

Jedenfalls, nichts ist jetzt mehr im Stande, den unglücklichen Fürsten zu retten. Zwar steht da *Bôrô-Budur* vollendet, eine Augenweide jedem Beobachter, das eine Bild aber fehlt, und die Aufgabe der Priester ist nicht erfüllt. Mit Weib und Kind wird er eingemauert, und im schönen Tempel von *Mendut*, unweit des *Bôrô-Budur* gelegen, findet der Volksglaube versteinert sie zurück in den drei kolossalen, acht Fuss hohen Statuen, welche wahrscheinlich den Buddha und zwei ihm huldigende Fürsten darstellen.

Die untreue Ehegattin.

EINE LEGENDE VON NABI ISA. [1])

Es lebte einmal ein gläubiges Ehepaar, durch gegenseitige Liebe innig an einander verbunden. Nach einigen glücklichen Jahren aber starb die Frau.

Mit tiefer Trauer entkleidete der Mann die Verstorbene, und bestattete den Leichnam. Und als er ihn in die Grube hinuntergelassen hatte, setzte er sich neben das Grab, und verweilte dort Nacht und Tag, die Geliebte zu bewachen, alsob er hoffte sie noch einmal lebendig wiederzubekommen.

Vierzig Tage lang hatte er also mit unerschütterlicher Treue beim Grabe seiner Gattin Wache gehalten, ohne zu essen oder zu trinken, als Nabi Isa eben da vorüberging, und ihn nach der Ursache seinesAufenthalts zwischen den Gräbern fragte.

„Ach, mein Freund," erwiderte der Mann, „ich sitze hier beim Grabe meiner Ehefrau; wir standen durch herzinnige Liebe in engster Verbinding mit einander; und jetzt, nachdem sie gestorben ist, kann ich so gar von ihrem Leichnam mich nicht trennen. Darum, und wenn ich es auch mit dem Tode bezahlen müsste, will ich mich von ihrem Grabe nicht entfernen, sondern sie hier beweinen, so lange ich lebe."

Hierauf fing Nabi Isa wieder an: „„Wenn ich dein verstorbenes Weib einmal wieder lebendig machen könnte, würdest du dann in mir glauben?""

„O, Herr", sagte der Mann freudvoll, „wenn das einmal geschehen könnte, gewiss würde ich dann in Dir glauben, denn daraus würde es sich mir ergeben dass Du der Prophet *Isa Almasih* (Jesus der Messias) bist, der von Gott Begnadigte und Gesegnete."

Nabi Isa befahl nun dem Witwer, ihm das Grab seiner

---

[1]) Vgl. S. 24.

Frau zu zeigen; als dieser es gethan hatte, sprach Er mit lauter Stimme zum Leichnam: „„Werde wieder lebendig, und erstehe aus dem Grabe!""

Plötzlich spaltete die Erde oberhalb der Grube auf, und eine schwarze Männergestalt von ausserordentlicher Grösse erhob sich aus dem Grabe. Sogleich warf sich dieser Mann dem Propheten zu Füssen, und bekannte seinen Glauben an Gott und den Propheten Isa.

Unterdessen war der betrübte Ehemann von schwerem Schrecken betroffen, als er sah dass der Wiederlebendiggewordene keineswegs seine Frau war. Er that dies dem Nabi Isa kund, mit der Bemerkung, er habe sich gewiss bei der Anweisung des Grabes geirrt; er zeigte dem Propheten deshalb die richtige Stelle.

Nabi Isi hiess zunächst den schwarzen Mann zum Tode wiederkehren, und als dies geschehen war, näherte Er sich dem Grabe, und sprach zu dem da ruhenden Leichnam desgleichen: „„Werde wieder lebendig, und erstehe aus dem Grabe!""

Wieder öffnete sich die Erde, und jetzt erschien eine Frau von ungewöhnlich schönem Äusseren.

„„Ist denn dies deine Frau?"" fragte der Nabi den Mann. Dieser bejahte die Frage, und bekannte, gleich wie seine Gattin, seinen Glauben an Gott und an den Propheten Isa.

Nabi Isa fuhr fort im Reden: „„Wohlan, beharrt immer bei diesem Glauben; denn dass ist der Weg zum Glücke. Und lebt jetzt in ungestörter Einigkeit und Liebe wieder mit einander fort.""

Nach diesen Worten verliess Nabi Isa die Stelle und setzte seine Reise fort.

Kaum hatte sich Nabi Isa entfernt, so wandte sich der überglückliche Mann an seine Gattin, und sagte: „Liebe Frau! weil ich dich jetzt wieder lebendig sehen darf, so ist mein Schmerz vorüber; was ich nun bedarf, ist nur Nahrung und Ruhe. Du musst wissen, ich habe während vierzig Tage in Fasten und Wachen bei deinem Grabe gesessen; zunächst will ich drum ein wenig schlafen, wache du nun einmal bei mir."

Also sprechend legte er seinen Kopf in ihren Schoss, und schlief bald ein, zur Seite, an einer schattenreichen Stelle.

Nicht lange schlief er da, so kam eine fürstliche Person denselben Weg. Es war der Sohn des Königs, der ohne irgend ein Gefolge einen Ausflug machte.

Als er der Frau ansichtig wurde, ritt der Prinz, von ihrer Schönheit bezaubert, auf sie zu, fragte sie wer sie sei, und aus welchem Grunde sie ihren Mann an *der* Stelle und auf *der* Weise bewache. Die Frau erzählte alles, was ihr und ihrem Gatten widerfahren war; mit Staunen hörte der Prinz zu, wandte aber seine Blicke keinen Augenblick von ihr ab.

„Frau" so sprach er auf einmal, „du bist aussergewöhnlich schön, zu schön für einen solchen Mann. Im Palaste des Königs, dort ist dein Platz! Sage nur, willst du mir dorthin folgen? Ich will dich dort zur Gattin nehmen, und dich möglichst glücklich machen; denn ich bin des Königs Sohn und der Thronerbe."

Geschmeichelt durch eine so schöne Aussicht, gab die Frau dem Wunsche des Fürstensprösslings nach. Sanft schob sie ihres Mannes Kopf von ihrem Schosse, und stieg dann hinter den Prinzen auf dessen Pferd, um sich mit ihm nach dem königlichen Palaste zu begeben. Noch war sie in der unmittelbaren Nähe des Ortes, wo sie ihren Gatten zurückgelassen hatte, als letzterer erwachte. Bemerkend, dass sein Weib von einem Reiter entführt wurde, lief er ihr schnell nach, und hatte die Reitenden bald ereilt. Geschwind griff er die Zügel des Pferdes und sprach zum Reiter: „Wer bist du, der du dich unterwindest meine Frau zu entführen, die ich eben durch Nabi Isa's Wundermacht aus dem Tode zurückbekommen habe?"

Und er erzählte die Schicksale seiner Frau in allen Einzelheiten vom Anfang bis zum Ende.

Der Prinz aber erwiderte: „„Freund, merke dir dies: ich bin des Königs Sohn, und die Frau, welche ich hinter mir auf dem Pferde habe, ist durchaus nicht deine Gattin, sondern meine Sklavin.""

Und die undankbare Gattin bestätigte nachdrücklich des Prinzen Worte, und riet dem Mann, seine Frau irgendwo anders zu suchen. Es half dem tief-gekränkten Gatten nichts, sie der Untreue zu beschuldigen, und sie an die Worte, beim Abschied von Nabi Isa gesprochen, zu erinnern . . . das Weib beharrte bei ihrer Behauptung, sie sei nicht die Seinige, sondern eine Sklavin des Prinzen, dem sie folgte.

Nicht wissend was anzufangen, sah der Mann plötzlich Nabi Isa herannähern. Er eilte Ihm entgegen, und gab seinem Herzen Luft durch einen vollständigen Bericht seines Unglücks.

Nabi Isa antwortete nicht, wandte sich aber an die Frau, und fragte sie, aus welchem Grunde sie ihren Gatten für einen anderen Mann verlassen habe?

Aufs neue aber behauptete sie, dass sie des Prinzen Sklavin sei, und weit entfernt mit „dem Manne" verheiratet zu sein, ihn sogar ihr Lebtag niemals gesehen habe.

Da sprach Nabi Isa: „O, Weib! weil du mich verleugnet hast, so nehme ich das dir geschenkte Leben wieder von dir hin; kehre zu deinem Todesschlafe zurück!"

Und sogleich gab die Frau den Geist auf.

Den Prinzen aber fassten Angst und Schrecken, und schweigend ritt er von dannen.

Nun sprach Nabi Isa zu dem Manne, der jetzt auf ewig sein Weib verloren hatte: „Der schwarze Mann war früher in seinem Unglauben gestorben: durch Gottes Gnade aber aus dem Tode erweckt, starb er danach im wahren Glauben. Deine Frau im Gegenteil, die erst in dem Glauben gestorben war, hat jetzt in ihrem Unglauben den Tod gefunden."

„„Ja Herr, Du hast recht!"" antwortete der Mann, „„und was mich angeht, ich will hier vor Dir das feierliche Gelübde ablegen, mich mein Lebtag nicht mehr nach einer Frau umzusehen.""

Nach diesen Worten begab er sich nach dem Gipfel eines Berges, um dort als Einsiedler den Rest seines Lebens zu verbringen.

Der Kantjil und der Königstiger.

Eines Tages, als der Kantjil ruhig im Walde sass, hörte er plötzlich die Stimme eines Königstigers — es war ein gewaltiges, dumpfes Heulen, mit dem sich dann und wann ein schreckliches Gebrüll mischte, sodass die Erde davon bebte. Heftig erschrak der Kantjil und bebte zusammen, sodass ihm die Haare sträubten.

Schnellgefasst griff er ein abgefallenes Baumblatt, und bewegte dasselbe hin und her, wie einen Fächer, über den Auswürfen eines wilden Büffels. Also sass er, den Körper unbeweglich, und schwang nur unaufhörlich die Arme hin und her.

Nach kurzer Weile kam schon der Tiger und schrie: „Ei, Kantjil, ich wollte dich fragen, was ist der vor dir liegende Gegenstand, welcher also von dir befächelt wird? Mir scheint, du hast eine schwere Aufgabe, dass du den Kopf auf dem Genick hin und her drehst, und, so klein du bist, auf den Beinen wackelst. Du ahmst die Grossen und Vornehmen nach, es passt dir nicht, so vornehm aufzutreten; du musst dich nur dadurch auszeichnen, Kleiner und Niedriger, mit kurzen Schrittchen schnell zu laufen. Nun, was ist es, das du, den Kopf drehend, da befächelst?"

Der Kantjil antwortete: „„o, Diese Dummheit! Matjan (= Tiger) du verstehst es nur, Ferkel aufzuhetzen; fern sei es mir, deine Befehle zu befolgen! Alles willst du sehen und wissen; schweige nur lieber, du Tölpel! Dasjenige, das ich hier bewache und befächle ist eine Art von Brei; und ich thue das auf Befehl des Propheten-Königs. Glaub' es mir nur frei, dass Nabi Soleiman (Salomon) mich beauftragt hat diesen herrlichen Brei zu bewachen. So stellt es sich jetzt heraus, dass du, mit deinen Streifen und Strichen, ganz gestreift bis zu dem Kopf, einem kleinen Kantjil nicht gleich kommen

kannst, der das Vertrauen seines Fürsten hat, seine Geheimnisse vernehmen darf, und von ihm bevollmächtigt worden ist.''"

Der Tiger sprach darauf: „Wie schmeckt denn das, welches du vor dir hast, und so befächelst? Ach, gestatte mir doch ein wenig nur davon zu kosten."

Ergrimmt erwiderte der Kantjil: „Was soll ich dagegen, Matjan, wenn du darauf bestehst? Du, mit deinen Streifen und Strichen bist nicht so dumm; du kannst deine Begierde nicht zurückhalten und willst das von mir Bewachte stehlen! Ach, der herrliche Brei! Ich, der ich denselben immer vor mir habe, habe nicht die Macht ihn zu berühren, und habe noch niemals etwas davon gegessen — und du, der du ihn eben erblickt hast, willst so gleich darüber her! Gewiss, ich fürchte mich vor meinem Sender und Herrn, Salomon, dem König alles Lebendigen. Es scheint mir, o Matjan, alsob du dich nicht fürchtest; gewiss, dein Kopf wird mit neunundzwanzig Reisstämpfern gestampft werden, bis derselbe ganz und gar zerschmettert und zermalmt ist! Versuche es nur einmal, diesen Brei zu stehlen, unzweifelbar werde ich dir das Maul mit Dreck stopfen.''"

Als er dies gehört hatte, öffnete der Tiger wütend seine Tatzen, seine Hauzähne wurden sichtbar und er schrie: „o Kantjil, gleich werde ich dir den Kopf abbeissen. Meinst du, dass ich vor dir mich fürchte? Was fällt dir ein, wenn du freundlich und sanft angeredet wirst, so viel Redens zu machen? Du lädst mich zum Wettkampf ein? Wohlan, auf welche Weise du nur willst, wohlan, lasst uns hier die Kraft unsrer Knochen prüfen; nur geschwind, säume nicht länger."

Der Kantjil antwortete leise: „„Ach, Tiger, lege doch meine Worte nicht übel aus; wenn du so eindringlich darauf bestehst, den Geschmack dieses herrlichen Breies zu kosten, so giebt's wohl ein Mittel dazu, damit du deinen Wunsch erfüllt sehest. Wohlan, ich will nachgiebig sein, ich will von hier gehen; sobald ich hinweggegangen, und schon weit entfernt bin, darfst du schnell das von mir Bewachte stehlen. Verzehre es nur ganz und gar, dass nichts mehr übrig bleibt, sei nur ohne Scheu. Merke dir nur dies, dass du nicht den Kopf nach mir umwendest; ich übernehme die Verantwortlichkeit, falls der Prophet sich erzürne; allein, meine Augen dürfen

es nicht sehen, dass du den Brei isst, sonst würde ich gewiss mir Allah's Strafe zuziehen." "

Sofort entfernte sich darauf der Kantjil.

Jetzt ist zu erzählen von dem, der zurückgeblieben war. Der Königstiger eilte herbei, und fing sogleich an, den vermeintlichen Brei aufzuschlürfen; ohne Zögern, ohne Schmutzen verschluckte er den Büffeldreck, der einem Brei glich. Kaum aber war der in seine Kehle gekommen, noch nicht einmal war derselbe in seinem Bauche angelangt, so verspürte er einen abscheulich bitteren Geschmack! Der Tiger fing so heftig sich zu erbrechen an, dass es war, alsob er seine Galle mit seinem Eingeweide zugleich ausspie.

Mürrisch brummend sprach er: „o, Du elender Kantjil, könnte ich dich nur einmal erwischen! Du verstehst es ja, einen an der Nase herumzuführen, und ihn erpicht zu machen! Die Auswürfe eines wilden Büffels malt er ab, alsob es ein Brei wäre, den er „Brei des Fürsten" nennt!"

Schnell lief der Tiger davon um den Kantjil aufzuspüren...

II. SUNDANESISCHE FABELN UND MARCHEN.

Die vier westlichen „Residentien" (Provinzen) der Insel Java (Bantam, Batavia, die Preanger-Regentschaften und Cheribon) werden unter dem Namen „Sunda-Länder" dem übrigen Teile der Insel, dem eigentlichen Java, gegenübergesetzt. Mannigfaltig sind die Unterschiede zwischen den Sundanesen und den Javanern, so wohl in Bezug auf Gestalt und Aussehen, Wohnung und Kleidung, wie auf Sitten und Eigenarten der Bevölkerung. Im Allgemeinen ist der Sundanese mehr einfach und dem ursprünglichen, indonesischen Charakter treu geblieben als der Javaner, scheint aber auch der höhern Bildung und Kultur nicht so leicht zugänglich wie letzterer. Unzweifelbar verknüpft sich die erwähnte Begebenheit mit der historisch nachweisbaren Thatsache, dass die Kultur der Hindu, welche der ganzen Gesellschaft in Mittel- und Ost-Java ein so starkes Gepräge aufgedrückt hat, die Sunda-Länder nur flüchtig berührt haben muss.

Auch die sundanesische Sprache ist eine von der javanischen ganz verschiedene, wenn sie auch die unverkennbaren Spuren naher Verwandtschaft trägt; und der umfangreichen javanischen Litteratur had die sundanesische nur eine sehr geringe Anzahl von Werken gegenüberzustellen. Die Volkssage aber, das Märchen, die Legende, die ungeschriebene Litteratur gedeiht im Westen der Insel eben so üppig wie im Osten, ja zeichnet sich dort besonders durch grosse Naivetät aus.

Das erstfolgende ist ein solches Märchen, wie es des Abends von irgend welchem *Aki* (älterer Mann, Grossvater) im Kreis der Dorfsgenossen erzählt wird, und begierig lauschende Ohren findet.

Die arme alte Frau und der Fisch auf dem Trocknen.

Es war einmal eine alte, bedürftige Frau, die in grosser Not lebte, sie trug zerrissene, zerlumpte Kleider, kaum genug um ihren Körper zu bedecken. Essen und trinken that sie stets nur einmal am Tag; ja, es geschah sogar öfters, dass ihr nichts mehr übrig war, sodass sie in ein oder zwei Tagen keine Nahrung zu sich nahm, und nur Wasser trinken musste.

Sich an der Reisernte zu beteiligen, dazu war sie auch längst nicht mehr im Stande; man sah das ausserdem auch nicht gerne, weil sie schon so alt war, und nicht geschwind bei der Arbeit.

So lebte sie ausschliesslich von dem von ihr auf dem Felde und in den Bambu-gärten Eingesammelten. Was sie so bekam, tauschte sie mit ihrem Nachbarn um gegen Reis und *Tjangkaruk.* [1])

Ihr Haus war nur eine Art von Abdachung, gegen das Haus ihres Nachbarn gelehnt, durch Dach und Mauern sickerte es hindurch, weil keiner ihr helfen wollte, wieder auszubessern; denn sie hatte weder Familie, noch Kinder oder Enkel, und lebte einsam und verlassen.

Diese Frau nun, obwohl schon so alt und grau, wusste nichts von dem Herrn *Allah,* that nicht nach Seinen Gesetzen, kannte nicht Seine Verehrung, und dachte, Erde und Himmel seien von selbst entstanden.

Eines Tages hatte sie schon während zwei Tage keine Nahrung genossen, besass auch nichts was zum Umtauschmittel gegen Reis dienen könnte. Darum sass sie traurig nieder in ihrem Hause und seufzte: „Wie unglücklich ist doch mein Geschick!

---

[1]) Gekochter Reis, welcher in der Sonne getrocknet ist; er kann lange aufbewahrt werden, und wird von Pilgern auf der Reise mitgenommen.

jetzt muss ich vor Hunger sterben." Noch einmal wenigstens wollte sie versuchen, ins Freie zu gehen um Blätter oder junge Pflanzen zu finden, die ihr dienen konnten, ihren heissen Hunger zu befriedigen. Zu diesem Zwecke ging sie geradeaus nach einem Glagah-feld, welches vor kurzem abgebrannt war, und unweit eines Meeres lag, mit schroffem Bergabhang an der einen Seite, und tiefer Schlucht.

Dort angekommen sah die Alte eine grosse Menge Fische, welche aus dem Giessbach der Schlucht nach dem Meere schwimmen wollten. In der Mitte aber war dieser durch die starke Sonnenhitze ausgetrocknet; die Fische blieben folglich im Schlamme stecken, und konnten nicht fortkommen. Es war also unzweifelbar, dass alle auf das Trockne geraten und sterben mussten.

Als dies die alte Frau sah, war sie ganz froh, und sagte: „Ist das ein Fund! denn die vielen Fische kann ich teilweise selbst verzehren, teilweise gegen Reis umtauschen." Wie erstaunt aber war sie, als sie *einen* Fisch sah, der weit grösser war als alle andere, und voran schwamm. Gewiss war das der König; und reden konnte er auch, denn er sprach: „Wir flehen dich um Regen, o Allah, wir flehen dich um Regen!" Unter diesen Worten blickte er 'gen Himmel.

Als der Alte den Fisch also reden hörte, war sie neugierig zu wissen, was weiter geschehen würde. Etwa eine halbe Stunde wartete sie, und wirklich da kam ein gewaltiger Gussregen, der in der Schlucht einen Bach bildete. Die Fische waren nun im Stande fortzuschwimmen, thaten dies auch möglichst schnell. Die Alte aber fror vom kalten Wasser, sie musste nach Hause kehren ohne etwas mitbringen zu können.

Zu Hause sann sie über den fremden Vorfall nach, und sagte zu sich: „Wenn ich einmal um Geld flehte zu dem, der *Allah* heisst, vielleicht würde auch mir die Bitte gewährt werden. Ich aber muss anders reden als der Fisch, denn ich will um *Geld* flehen."

Gesagt, gethan. Sie setzte sich, in der Haltung eines Flehenden, die Blicke gen Himmel geschlagen, und sprach, den Fisch nachahmend: „Allah, ich flehe dich um Geld! Ich flehe dich um Geld!"

Sie fuhr tagtäglich damit fort, und meinte, ihr Gebet zu

Allah würde dadurch kräftiger werden; auf nichts Anderes achtete sie.

Der Mann aber, gegen dessen Haus ihre Hütte angelehnt war, wurde sehr aufgebracht durch diesen Vorgang. Es verdross ihn ungemein und machte ihm grosse Langweile, die alte Nachbarin jeden Tag ohne Aufhören dieselben Worte murmeln zu hören. Aus diesem Grunde fuhr er sie grob án, und sagte jähzornig: „Höre doch auf, denn es wird mir schon zuwider, dass du nicht etwas Anderes zur Hand nimmst. Allah wird wohl nicht hierherkommen, dir Geld zu schenken. Besser wäre es, du gingest Brennholz oder Blätter holen aus dem Walde, das giebt gewiss mehr Vorteil. Willst du aber auf meine Mahnung nicht hören, so packe dich mit deiner elenden Hütte und kleistere sie gegen eine andere Wohnung."

Die Mahnung des Nachbars aber wurde von der alten Frau nicht zu Herzen genommen; sie fuhr nur fort, Allah um Geld anzuflehen und beharte in ihrem Vorhaben.

Am fünften Tage aber wurde der Hausherr so böse über ihren Starsinn und das nicht Befolgen seines Befehls zum Wegziehen, dass er den Entschluss fasste, die Alte zum besten zu haben.

Er sammelte Topfscherben und derartiges Zeug, stampfte es fein, und füllte damit einen Sack; den wollte er von oben her auf die Alte fallen lassen, damit sie glauben würde, Allah gäbe ihr das Geld. Wenn sie dann irgendwo auf ihrem Rücken davon getroffen würde, so würde ihr das Vergnügen, ihr Gebet fortzusetzen, schon gründlich verdorben sein.

Zu der Zeit als die Alte schlief, brachte er den Sack zum Speicher, und stürzte ihn von da auf ihren Rücken hinunter. Das arme Mütterchen fiel in Ohnmacht vor Schmerz und Schrecken.

Als sie sich wieder erholte, und den Sack liegen sah, war sie herzlich froh, und dachte, er sei ihr von Allah gesandt und mit Geld gefüllt. Der Hausherr aber, der sie belauschte, lachte, als er sah, wie sie vor Freude hin und her stolperte. Im Voraus freute er sich schon drauf, zu sehen wie enttäuscht und verschämt sie sein müszte, sobald es sich herausstellen würde dass im Sache nur Scherben waren.

Unterdessen wurde der Sack wie eine Gottesgabe von der

Alten angebetet indem sie sprach: „Ich danke dir, o Gott, ich danke dir! Welch eine Masse Geld hast Du mir geschenkt! Bleibt Dir selbst nun noch wohl etwas übrig?"

Schnell öffnete sie nun den Sack, und seht! durch den Willen des erhabenen Allah waren alle die Scherben in Geld umgewandelt worden. Gold und Silber waren da, und durch seine Allmacht war alles schon zu spanischen Matten und *Guinea's* gemünzt.

Am anderen Tage kamen alle Nachbarn und Nachbarinnen, sie zu besuchen, und wunderten sich sehr darüber dass sie auf einmal reich geworden war und so viel Geld erhalten hatte, und zwar durch Vermittlung einer Neckerei. Sogar der *wedana* [1]) stattete ihr einen Besuch ab; und als er in der Hauptstadt zurückgekommen war, erzählte er da die wunderbare Geschichte vom Anfang bis zum Ende.

Nun wurde es ratsam geurteilt, dass die alte Frau nicht länger in dem Dorfe wohnen blieb, denn leicht könnte ihr da das Geld gestohlen werden. So wurde für sie ein Haus mit vollständigem Hausgeräte gekauft.

Die so plötzlich steinreich gewordene alte Frau wurde von den Vornehmen sehr geliebt, weil sie bescheiden blieb, und stets freundlich war gegen Jeden. Auch von den anderen Menschen war sie geachtet, und sie bekam viele Freunde, weil sie den Armen und den in Noth sich Befindenden half. Stets war sie der Zeit eingedenk, als sie selbst noch arm und bedürftig war.

Den Mann aber, welcher der Topfscherbensack hatte fallen lassen, fasste auch die Begierde nach Geld, als er gesehen hatte, dass die alte Nachbarin so reich geworden war, in folge seiner Fopperei mit den Scherben. Drum beschloss er, auf nämliche Weise zu handeln. So begab er sich zu seiner ehemaligen Nachbarin mit dem Zwecke sie zu überreden, sie möchte ihn ihrerseits mit einen solchen Sack, mit Topfscherben gefüllt, treffen. Er sprach zu ihr: „Mütterchen, eigentlich ist all dein Geld entsprossen von den Scherben, die ich in den Sack gethan, um dich zu necken, weil es mir Langweile machte, dich tagtäglich den Herrn Allah um Geld

[1]) Inländischer Verwalter eines *district's*.

anflehen zu hören. Zufallsweise sind die Scherben nun zu Geld geworden. Aus diesem Grunde bitte ich dich, mich auch mit einem Sack voll Scherben werfen zu wollen: gewiss werden auch die in Geld umwandlen, wie es früher geschehen ist. Ich aber wünsche von *zwei* grossen Säcken getroffen zu werden, damit ich noch reicher werde als du."

Die Alte antwortete: „„Sehr gut, gehe nur heim, und bete, wie ich es früher gethan.""

Nun kehrte der Mann heim, und fing da zu beten an, die Art und Weise der Frau nachahmend, indem er sagte: „Ich bitte um Geld, wenn's dir gefällt, o Allah, ich flehe um Geld!"

Indessen dachte er bloss, wie vornehm er werden und welch hohen Rang er bekleiden würde, wenn er von Allah zwei Säcke voll Geld bekommen hätte.

Am fünften Tage kam die alte Frau zu ihm, und fand ihn noch mit Beten beschäftigt. Sie hatte zwei Säcke mit feingestossenen Topfscherben mitgebracht; diese liess sie auf den Speicher bringen. Von da stürzte sie die Säcke auf des Mannes Rücken hinunter.

Auch er fiel vom schweren Schlage in Ohnmacht, um so mehr, weil eine seiner Rippen gebrochen war. Als er wieder zu sich gekommen, hiess er sein Weib, schnell den Weihrauchbrenner herbeibringen. Nun wurde der Sack beweihraucht, und als das gethan, angebetet mit den Worten: „Ich danke Dir, o Allah, ich danke Dir. Welch eine Masse Geld hast Du mir geschenkt! Bleibt Dir selbst nun noch wohl etwas übrig?"

Nach diesen Worten öffnete er den Sack..... darin aber waren noch stets die Scherben, welche sich nicht in Geld hatten umwandeln wollen.

Der Mann geriet ausser sich vor Wut und Ärger; ja er weinte sogar über seine Enttäuschung. Zuletzt fing er an, Allah zu beschimpfen: „Wie, Allah, erwählst Du Dir Deine Lieblinge, und machst Geld für sie? Warum gehöre ich nicht unter sie? Oder giebt's vielleicht jetzt einen andren Allah? Der ehemalige konnte ja Geld aus Scherben machen; dieser Allah aber kann das offenbar nicht."

Von der Zeit an wurde der Mann schwer krank, und litt

fortwährend Pein in den Lenden. Viele Ärzte behandelten ihn, und durch Gottes Gnaden genas er endlich, blieb aber verstümmelt. Sein Rücken wurde krumm, so dass er nicht tüchtig für seinen Lebensunterhalt arbeiten konnte. Er wurde je länger je ärmer, wie früher die alte Frau, ja, es schien wohl, ihr Elend sei auf ihn übergegangen.

Sang Kuriang, oder das Entstehen des Berges Tangkuban Prahu (= der umgekehrte Kahn).

Im Südosten der „Residentie" Batavia, unweit der Grenzen der Preanger-Regentschaften liegt in herrlicher Gegend, auf einem Plateau von über 600 M. Höhe, die *Dessa* (Dorf) Tenger-Agung, ehemals der hergestammte Sitz des Landherrn der „Pamanukan und Tji-Asem-Länder", dessen Landhaus sich noch heute da befindet. Entzückend ist der Anblick, den man, von dem Lusthause aus, noch Norden und Süden geniesst. Gen Norden, im Vordergrund, ein grosser, kreisrunder Rasenplatz, links und rechts von herrlichen Bäumen wie umrahmt; über welchen hinweg der Blick auf die ländlichen Hütten des Dorfes Segala Herang frei bleibt, bis er auf das Tĕmbakan-Gebirge stösst. Aber die Aussicht ist nicht ganz verschlossen, denn zwischen den Abhängen der Hügel hindurch schweift der Blick in die unendliche Ferne, und vermag vielleicht das blosse Auge, bei wolkenlosem Himmel, die Rauchwolke eines zufällig auf dem Java-Meer vorüberfahrenden Dampfers zu erspähen.

Im Süden aber ist es eine grossartige und zugleich liebliche Berg- und Waldlandschaft, die sich dem Auge des entzückten Beobachters entschliesst. Wie Meereswogen türmen sich die Wälder und Gelände hinauf bis zu den Gipfeln der Berge und Hügel, die ihren Höhepunkt erreichen in dem 2000 M. hohen Tangkuban Prahu, das heisst: „der umgekehrte Kahn", so genannt, weil die Form des Berges thatsächlich den Eindruck eines Schiffes macht, das mit dem Kiele nach oben liegt.

Wie dieser Berg, sowie die ihn umgebenden Bukit Tunggul, Bukit Burangrang, und Tĕmbakan-Gebirge entstanden sind, davon weiss die Volkssage Folgendes zu erzählen:

Es regierte in uralter Zeit, in der Regentschaft Galoe ein

Prinz, der eine einzige Tochter hatte, namens *Putri* (= Prinzessin) Dajang Sumbi. Vom Rufe ihrer Schönheit gelockt, kamen Jünglinge edlen Blutes und Königssohne aus aller Herren Ländern nach Java, um sich um ihre Hand zu bewerben, mussten aber unbefriedigt wieder abziehen. Denn Putri Dajang Sumbi hatte nur *eine* Leidenschaft: die Jagd, nur derentwillen sie die Liebe jedes Mannes verschmähte. Des Morgens früh zog sie tagtäglich zu Holze auf die Hirsch- und Schwarzwildjagd, nur von ihrem grossen treuen Hunde begleitet, um erst nach Hause zu kehren, als die Sonne sich hinter die Berge senkte.

Eines Abends aber erwarteten ihre Hofdamen sie vergebens: die Prinzessin kehrte nicht zurück, und mit ihr war auch ihr treuer Jagdhund verschwunden. Alle Wälder wurden von Dienern durchsucht, von der Putri aber keine Spur: also war die einzige Nachricht, welche dem untröstlichen Vater erteilt werden konnte.

Bereits waren sechs Jahre vergangen, sodass niemand mehr daran zweifelte, dass die verwegene Jägerin den Klauen eines Tigers, oder dem Drucke einer Riesenschlange erlegen war. Da plötzlich kehrte sie wieder, zum Staunen aller die sie sahen, schöner als je zuvor, begleitet von ihrem Hunde, und von einem hübschen Knaben. Diesen Knaben, Sang Kuriang genannt, erzog sie als ihren Sohn; niemals aber erwähnte sie seines Vaters. Mit der Mutter teilte er die Liebe zur Jagd, und sobald er Bogen und Spiess hantieren konnte begleitete er sie in Wald und Wildnis um das Wild zu spüren. So wuchs auch Sang Kuriang zu einem mächtigen Jäger heran.

Eines Tages setzte er sich seiner Mutter zu Füssen, und fragte sie: „Mutter, sage mir, wer und wo ist mein Vater."

Das Antlitz der Putri erblasste; sie bog sich zu ihrem Sohne, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr...... Voll Schauer und Grauen sprang er auf, rief den Hund, und verschwand mit ihm im Walde. Des Abends kehrte er nicht heim; vergebens harrte Dajang Sumbi seiner, auch am nächsten Morgen und während der folgenden Tage. Den Hund aber fand man erlegt im Walde, eine *Kris* (= Jav. Dolch) bis zum Griffe im Herzen. Als das Tier, so wie man es gefunden, zu der

Putri gebracht wurde, erkannte diese mit Schrecken die Waffe ihres Sohnes, sagte aber keinem ein Wort darüber.

Viele Jahre kamen und gingen, konnten aber der Putri die Schönheit nicht rauben; denn erhört von Gott Siwa war ihr Gebet um ewig-jugendliche Schönheit, welches sie zu ihm empor gesandt hatte, von Opferspenden seltener Blumen und des Weihrauchs begleitet. Nach dem Verschwinden ihres Sohnes hatte sie die Hauptstadt Galoe heimlich verlassen, um sich auf dem Berge Karang-Pĕnganten (= Brautspaar-Fels) anzusiedeln, wo sie, in stiller Zurückgezogenheit, ihre Tage am Webstuhle verbrachte.

Nach längerer Zeit wurde die Umgebung des Karang-Pĕnganten von einem fremden Ritter besucht, dessen Ruf von Schönheit und Tapferkeit ihm schon vorangeeilt war. Auch nach der Einsiedelei der schönen Putri Dajang Sumbi kam er, und gastlich empfing diese den ritterlichen Helden, in dem das Mutterauge sogleich den verlorenen Sohn erkannte. Sang Kuriang aber war es unmöglich, in der stolzen Jungfrau seine Mutter wiederzuerkennen, und von ihrer blendenden Schönheit bezaubert, regte sich in ihm die heisse Begierde, sie als sein Weib zu besitzen. Ohne ihr Geheimnis zu offenbaren, blieb die Putri jedoch taub für alle seine Bewerbungen; nur gestattete sie ihm, sie täglich zur Jagd zu begleiten, und ergab sich, in Gesellschaft ihres Sohnes, wieder nach Herzenslust ihrer alten Leidenschaft.

Eines Tages, als die beiden wieder in den Wald geritten waren, wurde Sang Kuriang von ihrer ausserordentlichen Schönheit dermassen entzückt, dass er sich ihr zu Füssen warf, und sie flehte, die Seinige zu werden.

Da streckt die Putri die Hand aus, und indem sie auf die weite Ebene zeigt, welche sich vor ihnen ausdehnt, spricht sie also: „Wenn du in *einer* Nacht, vor Tagesanbruch, diese Ebene in einen See umwandelst, und ein fürstliches Fahrzeug baust, zur Lustfahrt auf dem See mich abzuholen, so werde ich die Deine werden."

Die scheinbar unmögliche Aufgabe der Dajang Sumbi war dem Sang Kuriang nicht zu schwer; denn durch der Götter Gnade stand ihm übernatürliche Kraft zur Verfügung. Zwei Tage später schon kam ein Bote ihres Sohnes zu ihr, mit der

Kunde: „diese Nacht, vor Tagesanbruch, wird ein königliches Schiff fertig liegen, auf dem See, der durch des Sang Kuriang's Machtwort entstanden sein wird."

Die Putri erblasst vor Entsetzen; sie versinkt in stille Betrachtungen und Gebet, um sich noch höhere Wundermacht als die ihres Sohnes zu erflehen.

Die Nacht bricht herein; und schon vernimmt ihr Ohr die Stimme vieler Gewässer: alle Flüsse der Umgebung werden wie durch Riesengewalt aufgestaut, um zu einem ausgedehnten See anzuschwellen, von den umliegenden Bergen eingemauert. — Indem das Wasser beständig steigt, arbeitet Sang Kuriang rastlos an der Anfertigung des fürstlichen Fahrzeuges. Nur kurze Frist ist ihm noch gesetzt; aber auch das Werk nahet schon seiner Vollendung; und als Putri aus dem Hause tritt, naht er sich ihrer siegesbewusst, um den Lohn seiner Riesenarbeit entgegenzunehmen. Da aber erstreckt Putri die Hand gen Osten...... erhört haben die Götter ihr Gebet, denn am Horizont leuchtet es purpurrot, und *Surjô* (= die Sonne) wirft seine Strahlen auf den See mit dem unvollendeten Schiff. Verzweifelt wirft sich der Prinz zur Erde, denn die Aufgabe ist nicht erfüllt. Seine Mutter aber, indem sie die *Kris*, womit er einmal den Hund erstochen hatte, zum Vorschein holt, ruft ihm zu: „Begrabe dich, du Sohn der Schande und des Unglücks, begrabe dich auf den Boden dieses Sees. Deine Mutter ist es, die du zur Gattin begehrst, und es ist dieser, dein Dolch, mit dem du den Vater erstochen."

Sang Kuriang verschwand, man sah ihn nimmer wieder. Die fast vollendete Prau (Schiff) aber, und was er weiter zurückgelassen hatte wurde zu Bergen umgewandelt. Der Rest des Baumstammes, dem er das Holz für den Kahn entnommen hatte, wurde der Bukit Tunggul (= Baumstamm-Berg), die angehaüften Zweige und Blätter bildeten den Burangrang (*rangrang* = die gefallenen Blätter und Zweige); das unvollendete Schiff, noch mit dem Kiele nach oben liegend, um die Fugen auszufüllen, wurde der Tangkuban-Prahu; und der Damm, welcher an der Nordseite den See abschliessen sollte, wurde Gunung Tĕmbakan (= das Damm-Gebirge.).

Die Otter und die Krabbe.

Dies ist eine Erzählung von der Otter, aus der Zeit als die Tiere noch sprechen konnten.

Es wird erzählt dass die Otter ein Junges hatte, nur drei Tage alt. Die Mutter legte es nieder am Wasserrande und ging hinaus um sich Nahrung zu suchen.

Während ihrer Abwesenheit kam eine Krabbe, und fand die junge Otter; sie stach derselben in den Bauch, sodass das Blut hinausfloss; dieses sog sie auf, und das Tierchen starb.

Hierauf versteckte sich die Krabbe in eine Grube.

Nach kurzer Weile kam die Mutter zurück; aus der Ferne entdeckte sie schon, dass ihr Junges tot war. Bei genauerer Beobachtung stellte es sich heraus, dass sein Bauch aufgerissen war. Sie sann und grübelte, konnte aber die Ursache nicht fassen. Umherschauend fiel schliesslich die Grube ihr in die Augen, und sieh! da war eine Krabbe drin!

„Komme mal her, Krabbe, ich habe dich nach etwas zu fragen!"

Die Krabbe kletterte aus der Grube und sagte: „Ach, Otter, setze dich hierher, wofür noch weiter?"

Der Otter sprach: „Ach, meine Freundin, mir ist ein grosses Unglück geschehen; als ich hinaus ging um Essen zu suchen, hatte ich mein Kind dort niedergelegt, unweit deiner Wohnung. Heimgekommen, finde ich es tot, mit zerrissenem Bauch. Vielleicht hast du gesehen, wer mein Kind misshandelt hat? Rede frei heraus, denn ich *will* es wissen!"

Nun antwortete die Krabbe: „„Verzeihung! ich wusste sogar nicht, dass dein Kind da war; nur eines weiss ich: dass eben einer vorübergegangen ist, nämlich der Rehbock, und ich sah, dass er aussergewöhnlich schnell lief. Vom Töten deines Kindes oder etwas ähnliches aber habe ich nichts bemerkt, nur dies dass er möglichst schnell lief. Ist denn nun dein

Kind tot und sein Bauch zerrissen, so ist es vielleicht vom Rehbock unter die Füsse getreten, weil die Wunde im Bauch die Spuren seiner Füsse trägt.""

„So will ich es dem Rehbock heimzahlen", sagte die Otter; „aber wie soll ich das unternehmen? Denn ich *will* Entschädigung haben."

„„Nun"" erwiderte die Krabbe, „„das ist ja ganz leicht. Gehe nur nach der Hauptstadt, um ihn zu verklagen, zeige die Sache an beim König Krokodil in *Muhara,* ich werde dein Zeuge sein. Erhalte ich mein Lohn dafür, so thue ich es sogar gern; was versprichst du?""

„Ich verspreche dir einen schwarzen *Batik* [1])-gürtel. Komm, lasst uns zur Stadt ziehen!"

Hierauf reisten die Beiden ab nach der Hauptstadt.

Von den Ereignissen unterwegs wird nicht gesprochen, nur wird erzählt dass sie auf den *Paseban* (Audienz-platz) anlangten um dem König ihre Aufwartung zu machen.

Die Beine kreuzlings und mit gelenktem Kopfe sassen die Tiere auf dem Boden.

Zunächst wurden sie grob angefahren von der Schildkröte, dem *Djaksa* (eingeborener Staatsanwalt-Gehilfe) der stolz da sass, einen Fuss auf dem Schenkel, und die Hände auf den Hüften.

Beide zitterten, als sie gefragt wurden: „Woher kommt ihr, und wie sind eure Namen? Was wollt ihr, dass ihr so unangemeldet vor mir erscheint?"

Vor Furcht und Schrecken konnten sie anfangs kein Wort ausbringen. Am Ende, nach längerem Warten, sprach die Otter: „Wenn es mir gestattet ist, die Frage meines Herrn zu beantworten: mein Name ist Otter, und diese hier ist die Krabbe. Ich wage es, vor meinem Herrn zu erscheinen, weil ich eine Anzeige zu machen habe. Ich hatte ein Junges, nur drei Tage alt. Ich legte es nieder am Wasserrande und ging hinaus um Essen zu suchen. Nicht lange währte es, so kam ich zurück, um mich nach meinem Kinde umzusehen, und

---

1) „Batikken" heisst eine javanische Art die Leinwand zu färben, wobei man, mittels geschmolzenen Wachses und Harzes, jedesmal einen gewissen Teil des Stoffes bedeckt, damit dieser nicht von dem Farbstoff berührt wird.

sieh! ich fand es tot! Bei genauerer Betrachtung war es mir klar, dass es misshandelt sei und sein Bauch aufgerissen. Ich stand ganz bestürzt und konnte gar nicht fassen wie es möglich wäre, dass mein Kind, so eben noch frisch und munter, jetzt tot war und verstümmelt. Darauf schaute ich umher nach allen Seiten, ob vielleicht einer in der Nähe war, den ich fragen könnte. Da erspähte ich eine Grube, und sieh! die Krabbe sass drinnen. Meinem Rufen zufolge kletterte sie zu mir herauf. Ich fragte sie, ob ihr vielleicht der Mörder meines Kindes begegnet sei, weil es in der Nähe ihres Hauses stattgefunden hatte. Die Antwort der Krabbe war: „Verzeihung, ich wusste sogar nicht, dass dein Kind da war, und demjenigen, der es misshandelt, bin ich nicht begegnet. Allein, eben ist einer hier vorübergegangen, der Rehbock, und er lief sehr schnell jenen Weg hinauf. Wenn nun die junge Otter tot ist und ihr Bauch zerrissen (so hat die Krabbe gesagt) so ist wahrscheinlich sein Tod dem Rehbock zuzumessen, der es unter die Füsse getreten hat."

Aus diesem Grunde wende ich mich an meinen Herrn, um mir Recht zu erflehen, denn dies ist der Weg dafür.''"

Die ganze Geschichte der Otter wurde vom Djaksa, der Schildkröte, aufgeschrieben, und dem König Krokodil zur Kenntnis gebracht.

Als es dieser gelesen und verstanden hatte, beauftragte er unmittelbar den Djaksa, den König Tiger zum Besuche einzuladen.

Der Djaksa eilte zur Paseban und befahl einem Würdenträger, (Namens Kröte Dickbauch, der über Land gehen konnte) dem König Tiger den Einladungsbrief zu übermitteln.

Die Kröte Dickbauch ging sogleich auf Marsch.

Von ihrer Reise wird nicht gemeldet, nur wird erzählt, dass sie zum König Tiger kam und ihm den Brief überreichte, der vom Fürsten angenommen wurde. Er las ihn und zog daraus den Schluss, dass er von S. M. Krokodil zum Besuche eingeladen sei.

Alsdann beschied S. M. Tiger seinen Djaksa zu sich, den Affen Mandah, mit dessen *Pandakawan* (Page, Diener) dem Kantjil, der als Gerichtsdiener fungierte. Weiter beschied er noch mehrere Würdenträger, nämlich: den *Lutung* (schwarzer

Affe), den *Owa* (Schleuderaffe), den *Surili* (grauer Affe) und den Falken. Sie allen sollten zum Besuche bei S. M. Krokodil in Muhara mitgenommen werden.

Als die hohe Gesellschaft in Muhara angekommen war, wurde grosse Versammlung abgehalten auf einem felsigen Boden, damit die Anklage der Otter mitgeteilt werden könnte.

Die schriftliche Klage der Otter wurde vom Djaksa Schildkröte vorgelesen in Gegenwart des festländischen Djaksa's, des Affen Mandah. Letzterer verstand den Inhalt.

„Das ist eine ganz wichtige Sache" so sagte er; „der Rehbock beschuldigt von Mord, begangen an dem Jungen der Otter!"

Darauf wandte er sich an seinen Pandakawan mit den Worten: „Kantjil, höre mit den Ohren und horche recht gut! Du musst den Rehbock rufen, und ihn hierher begleiten. Sollte er widerspenstig sein, so fessele ihn nur. Bringe ihn sofort hierher, und bleibe nicht lange aus; verweile nirgendwo unterwegs, weder bei Tag noch bei Nacht, denn der Kidang (= Rehbock) ist in eine Gerichtssache verwickelt, von der Otter angeklagt wegen des Mordes an seinem Kinde. Aus diesem Grunde musst du den Rehbock hierher führen."

Der Zwerghirsch eilte von dannen, mit grossen Augen allenthalben herumschauend und murrend.

Seine Schicksale unterwegs werden nicht erwähnt: allein wird erzählt dass er beim Rehbock anlangte. Anfangs konnte er nichts ausbringen: er stand verlegen da und gaffte den Rehbock nur an. Dies dauerte eine lange Weile, bis der Rehbock seinem Erstaunen Luft machte mit den Worten: „Guck, da giebt's einen Kerl der mit offnen Augen gafft, ohne ein Wort zu sagen!"

Schliesslich sprach der Zwerghisch knurrend: „Hör' mal, Kidang, du bist vom Djaksa, dem Affen Mandah, und vom König beschieden, nicht nach unserer Hauptstadt sondern nach Muhara, weil du vom König Krokodil in eine Sache verwickelt bist. Und zwar folgende: du bist von der Otter beschuldigt, dass du ihr Kind unter die Füsse getreten und getötet hast; die Krabbe hat es bestätigt. Aus diesem Grunde wirst du eilig aufgefordert; solltest du Widerstand leisten so

musst du gefesselt werden, weil du doch ganz bestimmt zu Muhara gehängt wirst."

Der Rehbock erschrak und grübelte über diese Worte nach; zwar war er völlig sich seiner Unschuld bewusst, die Schwierigkeit des Ableugnens aber war gar gross weil ein so belastender Zeuge vorhanden war. Darum beriet er sich mit dem Zwerghirsche.

„„Wie soll ich es unternehmen, frei davon zu kommen? Weisst du vielleicht ein Mittel dazu?""

„O, das ist sehr leicht" war die Antwort. „Den Mord musst du aufs nachdrücklichste ableugnen, nur gestehen dass du schnell gelaufen hast, und vorgeben, dass deine Eile veranlasst worden sei durch das laute Schreien des Pfaues welches dich erschreckt habe. Dies genügt; komm, lasst uns gehen!"

Dem Rehbock leuchtete dies ein und er reiste ab, vom Kantjil geführt.

Ohne weitere Abenteuer kamen sie in Muhara an und begaben sich nach der Ratsversammlung auf dem Felsen.

In gebückter Haltung trat der Beschuldigte vor, setzte sich, die Beine kreuzlings, machte eine Sembah, [1]) und so, in demütiger Haltung mit gesenktem Kopfe, betrug er sich wie einer der sehr beklemmt ist.

Der Djaksa fing ihn zu vernehmen an. „Rehbock, im Namen des Königs wirst du vernommen werden; rede frisch von der Leber weg, ohne Leugnen, Lügen oder Ausflüchte; sprich nur die Wahrheit! Du bist von der Otter bezichtigt — ihr Zeuge ist die Krabbe — ihr Kind getötet zu haben, weil du in schnellem Laufe seinen Bauch zertreten haben solltest. Wie ist es, gestehest du das ein? Gewiss, man wird dich dafür zur Verantwortung ziehen."

Die Antwort war: „„Keineswegs gestehe ich ein, die junge Otter getötet zu haben. Nur dies gestehe ich, dass ich schnell gelaufen habe. Der Grund aber meines schnellen Laufens war Furcht, weil ich den Pfau schreien hörte.""

So gab der Djaksa Befehl den Pfau herbeizuholen.

„Kantjil, mache dich wieder auf, und fordre den Pfau auf. Er ist verwickelt in die Sache vom Tode der jungen Otter. Mache

---

[1]) Vgl. S. 10.

Eile, und verweile nirgendwo, weder bei Tag noch bei Nacht. Sollte er widerstreben, so fessele ihn."

Der Zwerghirsch ging von dannen, um den Pfau zu rufen.

Bei ihm angekommen, sagte er: „Pfau, du wirst gerufen von unsrem Herrn Djaksa, dem Affen Mandah; im Auftrag des Königs soll ich dich mitführen, denn eine sehr wichtige Sache ist anhängig. Du bist verwickelt in den Mord an der jungen Otter. Dem Zeugnisse der Krabbe zufolge, sei das Tierchen vom Rehbock totgetreten, als er schnell vorüberlief; letzterer aber hat so schnell gelaufen weil er dich schreien gehört."

Der Pfau antwortete: „„Wie muss ich es doch anfangen, dem König Rede zu stehen?""

„Nun, das ist ganz einfach, du sagst: „„ja, ich habe geschrieen weil ich den *Dudut*-Vogel Lärm schlagen hörte.""

Dies war dem Pfau gut, und er liess sich vom Boten zum König führen.

Bald waren sie angekommen, und zogen auf zur Ratsversammlung.

Der Djaksa schaute den Pfau an und sprach: „o, Pfau! du wirst beschuldigt von Mord, begangen an der jungen Otter; die ist totgetreten — die Krabbe ist Zeuge — vom Rehbock, der in schnellem Laufe vorüberging; der Rehbock lief so schnell weil er dich, Pfau, schreien hörte."

Der Pfau erwiderte: „„Ja, das stimmt, ich habe geschrieen, aber nur weil ich den Dudut-Vogel Lärm schlagen hörte.""

Der Dudut, der eben zugegen war, gestand: „„Ja, ich habe Lärm geschlagen, weil ich die *Kunang-kunang* [1]) mit einer Fackel laufen sah.""

Der Djaksa schaute wieder seinen Patjalang (Boten) an, indem er sagte: „Du musst aufs neue gehen, und zwar sehr geschwind, und nicht lange ausbleiben."

Der Zwerghirsch machte sich wieder auf, um die Kunang-kunang zu rufen.

Die Ereignisse unterwegs werden nicht erwähnt, nur dies dass er ankam.

„Hör' mal, Kunang-kunang! du bist beschieden vor dem Herrn Djaksa, im Auftrag des Königs, weil du verwickelt

---

[1]) Feuerfliege.

wirst in die Sache der Tötung einer jungen Otter; die Krabbe ist in dieser Sache Zeuge. Der Otter Tod ist veranlasst vom schnellen Laufe des Rehbocks der ihn unter die Füsse getreten hat."

Der Rehbock hat so schnell gelaufen weil er den Pfau schreien gehört.

Der Pfau hat geschrieen weil er den Dudut Lärm schlagen gehört.

Der Dudut hat Lärm geschlagen, weil er dich mit einer Fackel hat laufen sehen."

„„Dass ich mit einer Fackel gelaufen habe kann ich nicht ableugnen; was kann ich dem König antworten?""

„Das ist ja ganz leicht; du sagst: „„Ja, ich habe mit einer Fackel gelaufen, weil ich die Libelle durch die Luft fliegen sah.""

Die Kunang-kunang verstand es und reiste ab.

Nun wird erzählt, dass sie die Hauptstadt erreichte, und vor dem Djaksa erschien.

Dieser fing an, sie zu vernehmen. „Kunang-kunang, du bist angeklagt wegen Mordes an dem Kinde der Otter, auf Zeugnis der Krabbe:

Die junge Otter ist getötet weil der Rehbock sie unter dem schnellen Laufen zertreten hat.

Der Rehbock hat so schnell gelaufen weil er den Pfau schreien gehört.

Der Pfau hat thatsächlich geschrieen, und zwar weil er den Dudut Lärm schlagen gehört.

Der Dudut schlug Lärm weil er die Kunang-kunang mit einer Fackel laufen sah."

„„Sie haben ganz recht, ich habe mit einer Fackel gelaufen, aber nur weil ich die Libelle durch die Luft fliegen sah; aus diesem Grunde lief ich mit einer Fackel umher.""

Abermals sprach der Djaksa zu seinem Patjalang: „Rufe mir die Libelle, bringe sie geschwind und ohne Zögern hierher."

Der Patjalang brach mit Eile auf. Was ihm auf dem Wege widerfuhr wird nicht erzählt, nur dies, dass er ankam.

„Hör' mal, Libelle, du wirst vom Herrn Djaksa zu Muhara aufgefordert. Du wirst gerichtlich belangt in der Sache der

Tötung einer jungen Otter, welches von der Krabbe bestätigt wird.

Die Otter ist vom Rehbock im schnellen Laufen zertreten.

Der Rehbock hat so schnell gelaufen weil er den Pfau schreien gehört.

Der Pfau hat geschrieen, weil er den Dudut Lärm schlagen gehört.

Der Dudut hat Lärm geschlagen weil er die Feurfliege mit einer Fackel laufen gesehen.

Die Feuerfliege hat mit einer Fackel gelaufen weil sie die Libelle durch die Luft fliegen gesehen."

„„Freilich, ich habe durch die Luft geflogen"" sprach die Libelle; „„was muss ich antworten, o Patjalang?""

„„Das ist ja ganz einfach; sage, „„ich habe durch die Luft geflogen, weil ich die Krabbe mit ihren Scheren den Fluss auf und ab ziehen sah.""

Der Libelle war's schon verständlich und sie machte sich zur Abreise fertig.

Darauf gingen die beiden nach der Hauptstadt. Dort angekommen erschienen sie vor dem Djaksa, dem Affen Mandah.

Der Djaksa sprach: „Libelle, du wirst gerichtlich belangt in der Sache des Mordes an einer jungen Otter, in welcher die Krabbe Zeuge ist.

Die Otter ist getötet worden vom Rehbock, der im schnellen Laufen sie zertreten hat.

Der Rehbock aber hat so schnell gelaufen, weil er den Pfau schreien hörte.

Der Pfau schrie, weil er den Dudut Lärm schlagen gehört.

Der Dudut schlug Lärm weil er die Feuerfliege eine Fackel tragen sah.

Die Feuerfliege trug eine Fackel, weil sie dich, Libelle, durch die Luft fliegen sah."

„„Ja, ich habe durch die Luft geflogen und zwar weil ich die Krabbe mit Scheren bewaffnet auf und ab gehen sah; und sie kniff ein Kind in seinem Bauch, und sog sein Blut aus.""

Sodann wurde vom Djaksa nach der Meinung der fünf versammelten Würdenträger gefragt. Diese war, dass kein

Grund zum Zweifel mehr übrig sei; denn es sei ganz leicht, die Sache bis zum Anfang nachzuforschen.

Nun wurde S. M. der König Tiger vom Djaksa benachrichtigt dass es fünf Personen gäbe, welche als Zeugen auftreten könnten. Darum war sein Vorschlag, am folgenden Tage grossen „Landesrat" [1]) abzuhalten in Gegenwart S. M.; dabei sollten die Fürsten und Häuptlinge alle versammelt werden, ohne einen zu übersehen.

Nun werde erzählt von der Landesrat-session zu Muhara.

Da nahmen Sitzung:

1°. S. M. der König Krokodil.
2°. Der *Tumĕnggung* — Hai.
3°. Der *Rangga* — Karpfen.
4°. Der *Dĕmang* — Aal.
5°. Der Haupt-*Djaksa* — Schildkröte.

Weiter die Otter als Ankläger und die Krabbe als Zeuge.

Alle diese, Einwohner des Landes, waren schon in bestimmter Reihenfolge gesessen.

Darauf kamen die Gäste von dem Festlande:

1°. S. M. der König Tiger.
2°. Der *Tumenggung* Lutung (schwarzer Affe).
3°. Der *Rangga* Owa (Schleuder-Affe).
4°. Der *Mantri* Surili (grauer Affe).
5°. Der *Demang* Falke.
6°. Der Affe Mandah als Djaksa.
7°. Der Zwerghirsch als Patjalang,

nebst den fünf Angeklagten: Rehbock, Pfau, Dudut, Feuerfliege und Libelle.

Es wird erzählt dass der Djaksa Schildkröte die Beschuldigten vernahm in Gegenwart des Djaksa's, des Affen Mandah.

Er sprach zur Otter: „Otter, tritt vor!"

Als diese vorgetreten war fuhr der Djaksa fort im Reden:

---

[1]) Die „Landesräte" (Holl.: „Landraden") sind die gewöhnlichen täglichen Gerichtshöfe für die Eingebornen auf Java, welchen in erster Instanz die Rechtsprache über alle Civil- und Kriminalsachen zusteht, insofern diese nicht anderen Collegien übertragen ist. Ausser dem holländischen Präsidenten und dem Gerichtsschreiber haben mehrere eingeborene Würdenträger darin Sitzung.

„Otter, unterrichte uns, wie die Sache sich zugetragen hat vom Anfange an."

Während sie eine Sembah machte fing die Otter also zu sprechen an:

„In Erwiderung auf meines Herrn Frage möge dienen, dass Folgendes der Sache Anfang ist: Ich hatte ein Junges, nur drei Tage alt. Ich legte es nieder am Rande des Flusses, und ging selbst hinaus, um Essen zu suchen. Als ich nach kurzer Zeit wiederkam, um mich nach meinem Kinde umzuschauen, so war es tot und verstümmelt, weil sein Bauch aufgerissen war. Ich stand ganz bestürzt, und wollte Nachfrage thun, sah aber niemand in der Nähe. Darauf nach allen Seiten umherschauend, fiel mir eine Grube in die Augen, und darin sass die Krabbe. Meinem Rufen zufolge kletterte sie zu mir herauf. Da sprach ich: „„Hör' mal, Krabbe, mir ist ein Unglück widerfahren; so eben habe ich hier mein Kind niedergelegt, in der Nähe deines Hauses; und als ich zurückkam war es tot, und sein Bauch zerrissen. Vielleicht weisst du, wer es so misshandelt hat."

„„Ich bitte sehr um Verzeihung"" war ihre Antwort, „„aber ich wusste sogar nicht dass dein Kind hier war; und mir ist keiner begegnet, der ihm etwas zu Leid gethan. Jedoch, ich habe einen nach jener Seite gehen sehen, und er lief aus aller Macht. Das war der Rehbock: wahrscheinlich ist er derjenige, der deinem Kinde den Bauch zertreten hat; unmöglich kann es Jemand anderes gewesen sein, weil kein anderer da vorübergekommen ist."" „Also war der Sache Anfang, Herr Richter."

Zunächst vernahm der Djaksa die Krabbe: „Was ist dir von der Sache bekannt?"

„„Was mich angeht, es ist gerade so wie die Otter gesagt hat; meiner Ansicht nach ist es der Rehbock, welcher die Misshandlung begangen hat."""

Der Krabbe wurde befohlen zurückzutreten, und der Rehbock wurde aufgerufen.

Der Djaksa fragte: „Sag' mal Rehbock, wie ist es, hast du die Beschuldigung der Krabbe gehört?"

„„Jawohl,"" sagte der Rehbock, „ich habe sie gehört, kann aber keineswegs meine Schuld an dem Mord eingestehen.

Zwar habe ich schnell gelaufen, aber nur weil ich den Pfau schreien hörte.""

Nun musste der Pfau vorkommen. „Wie ist es, Pfau, hast du des Rehbocks Worte gehört?"

„„Ich habe sie gehört, und gestehe, ich habe geschrieen, aber nur weil ich den Dudut-Vogel Lärm schlagen hörte.""

Als der *Dudut* vorgekommen war, wurde er gefragt: „Dudut, hast du die Aussage des Pfaues verstanden?"

„„Jawohl; ich habe Lärm geschlagen, weil ich die Feuerfliege mit einer Fackel laufen gesehen.""

Nun trat die Feuerfliege auf. „Feuerfliege, hast du gehört, was der Dudut eben gesagt?"

„„Jawohl, Herr, ich habe es gehört, und gestehe, eine Fackel getragen zu haben weil ich die Libelle durch die Luft fliegen sah.""

Die Libelle, vorgekommen, wurde gefragt: „Hast du der Feuerfliege Worte gehört?"

„„Jawohl, Herr, ich habe sie gehört, und gestehe, durch die Luft geflogen zu haben, weil ich die Krabbe im Wasser auf und ab gehen sah mit Scheren bewaffnet; und sie stach einem Kinde in den Bauch, und sog sein Blut auf. Dies war die Ursache, dass ich plötzlich hinweg flog in die Luft.""

Nun wurde abermals die Krabbe vernommen. „Krabbe, rede nun mal frei heraus ohne Lügen oder Ausflüchte. Antworte sofort."

Die Krabbe geiferte und konnte kein Wort herausbringen, schrumpfte aber vor Furcht zusammen.

Alle die Haüptlinge des Festlandes jauchzten. Alle die Assessoren waren einig darüber, die Krabbe habe ihren Prozess verloren, und ihre Schuld sei bewiesen worden.

S. M. der Tiger sprach: „Assessoren, welche Strafe gebührt ihr, über deren Schuld alle so einig sind?"

Der erste Assessor gab sein Gutachten von sich: „Die Krabbe soll durch Aufhängen vom Leben zum Tode gebracht werden." So war auch das Gutachten der übrigen neun Assessoren. Nur der dritte fügte noch hinzu, die Strafe könne ersetzt werden durch Bezahlung des Blutgeldes.

S. M. Krokodil und S. M. Tiger sprachen darauf das Urteil

aus, die Krabbe sei des Mordes schuldig und sollte mit dem Tode bestraft werden. Demzufolge wurde sie aufgefressen, und dies ist die Ursache, dass auf ewig die Krabbe mit ihren Kindern und Nachkömmlingen der Otter zur Nahrung dient.

III. BALINESISCHES VOLKSGEDICHT.

Die von Java nur durch schmale Meeresenge getrennte Insel Bali wird durch eine Bevölkerung bewohnt, welche, in gewisser Hinsicht, den stammverwandten Insulanern gegenüber eine Einzelstellung einnimmt. Bekanntlich finden sich in den religiösen Anschauungen von fast allen Indonesiern viele, (oft sehr entarteten), Überreste der Religionssysteme der Hindu vor; nirgendwo aber hat sich, wie auf Bali, bis in die Gegenwart der Hinduismus aufrecht erhalten können. Offenbar mussen schon früh die vorderindischen Kolonisten sich auf Bali angesiedelt, und die einheimische Bevölkerung sich unterworfen haben. Fortwährend stand die Insel in engster Beziehung mit den Hindureichen Java's, und als, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, der Islam auf Java völlig gesiegt hatte, fanden diejenigen der Hindujavaner, welche der altväterlichen Religion nicht untreu werden wollten, auf Bali einen letzten, sicheren Zufluchtsort. Folglich findet man auch heutzutage auf der genannten Insel noch das Kastenwesen, brahmanistische und buddhistische Priester, çiwaitische Tempel, Bilder von Göttern aus dem Hindupantheon, die Sitte der Leichenverbrennung u. s. w.

Die eigentliche balinesische Volkssprache ist zwar mit den Sprachen Java's sehr nahe verwandt, zeigt aber doch auch viele Unterschiede mit den letzteren. Fast ausnahmslos der javanischen Sprache entnommene Wörter aber findet man in der „hohen" Sprache, in der der gemeine Mann die Mitglieder der drei höchsten Kasten anredet, wie in der „vornehmen" Sprache, welche erforderlich ist, wenn von den Verrichtungen, Besitztümern, Familienglieder u. s. w. eines „wong menak" (Mitglied der höchsten Kasten) die Rede ist.

Kräftige Einwirkung hat selbstverständlich auch die javanische

Sprache auf die balinesische Litteratur geübt, nicht nur materiell, insofern javanische Werke ins Balinesische übersetzt oder darin bearbeitet wurden, sondern auch formell, weil die Werke von javanischen Wörtern überfüllt sind. Doch giebt's einige unter diesen „Kidung" und „Gaguritan" (Volkserzählungen und Gedichte), in welchen die eigentlich balinesischen Wörter vorherrschen. Solch eine Kidung, von J. de Vroom ins Holländische übersetzt (in der: Tijdschrift voor Indische Taal-, land- en volkenkunde, Th. XXI) wird hier ins Deutsche übertragen.

Bemerkenswert ist schliesslich noch dass das Balinesische noch immer auf Lontar-Blätter [1]), mittels eines schmalen, spitzigen Messers geschrieben wird: die Schriftzeichen werden *in* das Blatt gekerbt.

---

[1]) Der Name ist eigentlich entstanden aus ron-tal = Blätter der Talpalme.

Treue Liebe belohnt.

1. Dies ist ein Lied, eben fertig geworden, am Tage Pon der fünftägigen Woche, welcher ist Freitag der siebentägigen Woche Kowantil (vierte Woche des balinesischen Jahres) am siebenten Tage des abnehmenden Mondes.

Der Stoff des Gedichtes ist das Betragen welches dem Menschen geziemt, der in die Periode des ehelichen Lebens gekommen ist.

Dasjenige was die Schriften sagen sollt ihr befolgen; vergesst nicht die Geschichte, die euch zur Belehrung geschenkt wird.

2. Ihr Beide, Mann und Weib! — damit ihr wissen möget die Pflichten des ehelichen Lebens — so lasst nicht verloren gehen den belehrenden Inhalt der Erzählung. Die Frau, vom Gatten geliebt, bringe ihm Verehrung entgegen; sie beobachte sein Antlitz und zeige ihm ein freundliches Angesicht. Wird es wohl gehen, so diene sie ihrem Gatten und sei ihm in allem unterworfen.

3. Das Wort der Gattin sei höflich und ehrfurchtsvoll. Den Gatten verehrend, nennt sie ihn ihren Herrn und Meister. Es geziemt sich nicht dass die Frau dem Gatten widerspenstig sei. Unsäglich schwer ist das Urteil, welches die widerspenstige Frau trifft: sie wird im Jenseits gepeinigt.

4. Die Frau, welche in der Gegenwart ihre Pflicht leistet, bekümmre sich nicht um den morgenden Tag: sie schätze das Sterben nicht schwer. Fürchte dich nicht, sei unbeschwerten Herzens. Es giebt aber auch solche die also reden: „Lebe für das Heute — was sollen dir die Schriften? Wer weiss von morgen und übermorgen? Dem Gatten, den du heute hast, versuche ihm zu gefallen.

5. Dies aber ist die Erwägung einer solchen, die sich um nichts oder niemand kümmert, die sagt: „Lass nur hingehen!" und sich um das Ende nicht kümmert. Wollt doch einem solchen Betragen nicht nachfolgen.

6. Die ausgezeichnete Gattin sei euch zum Exempel. Ihre Verehrung ist innig, wesentlich, herzlich. Einer solchen geziemt ein liebevolles Antlitz, wenn sie ihrem Gatten dient. Ihr fällt Freude anheim, nicht nur in diesem irdischen Leben, sondern auch in einer folgenden Incarnation — dann wird sie abermals die geliebte Gattin sein.

7. In Freude und Schmerz, in Lieb und Leid — was dir auch von deinem Gatten widerfährt, dass es dir nicht auf das Antlitz geschrieben sei. Ob du die Verschmähte bist unter deinen Mitbuhlerinnen, oder die Geliebteste, betrage dich in ähnlicher Weise. Sei nur unerschütterlich in deinem Bestreben, dem Gatten wohlgefällig zu sein; das Gute und das Böse sei dir gleichgültig. Bist du die Weniggeliebte, sei nicht besorgt, halte dich alsob du die Meistbegnadigte wärest — lass es die deinem Gatten gebührende Treue nicht beeinträchtigen.

8. Die Verehrung des Gatten sei getreu; gieb üblen Anstiftungen nicht Gehör, bösem Geschwätze (der Nachbarn oder Freunde) keine Antwort, werde nicht zornig, noch betrübt. Halte deinen Gatten in hohen Ehren. Merke dir dies: das Ende wird das schwerste sein.

Jetzt folgt die Geschichte eines Mannes, der zwei Frauen hatte:

9. Der Mann hiess Hi Djatiraga; er war sehr klug und weise, verlegte sich auf die Ausübung aller Tugenden und suchte in allem das Gute. Nur war er seiner zweiten Frau gar zu nachgiebig; dieselbe war sehr stolz, reizbar und eingebildet, wurde aber ihrer Schönheit wegen von ihm geschont.

10. Die erste Frau dagegen — Tan Porat — brachte dem Gatten ergebene Verehrung dar; wie auch verschmäht, betrug sie sich alsob sie sich für die Schönste, die Geliebteste der Frauen

ansehen dürfe. Sie war der Schriften, sie war ihres Mannes eingedenk: er lebte in ihrem Herzen. Befand er sich auf der Reise und von unbekannten Gefahren umringt, so war sie seiner in ihren Gebeten eingedenk.

11. Dann bat sie zu Hause: „Mächtiger Gott! meine Bitte ist, es möge doch meinem Gatten auf dem Wege nichts Übeles begegnen; Herr, lass ihn unverletzt bleiben."
Und wenn er dann wieder heimgekommen war, so eilte sie herbei, um ihm die Füsse zu waschen, sie mit ihren Haaren zu trocknen und zu sagen: „Dir, wie immer, meine Huldigung!"

12. Drĕman (die andere Frau) aber, setzte sich dann auf die Balé (Ruhebank), obwohl doch ihr Platz an des Gatten Füssen hätte sein sollen. Dann, in zorniger Empörung, versuchte sie den Mann gegen ihre Mitbuhlerin aufzuhetzen, und behauptete, sie selbst habe während seiner Abwesenheit die meiste und schwerste Arbeit verrichten müssen, und Tan Porat sei es gelungen, die ganze Sache leicht aufzunehmen.

13. Und dennoch war's gerade Tan Porat gewesen, die, obwohl die Schwächste, tagtäglich die schwerste Arbeit hatte verrichten müssen; trotzdem wurde sie so grob angefahren. Sie aber zog trotz alles Zankes nur ruhig ihre Strasse, indem sie das Betragen ihrer Mitbuhlerin bedauerte.

14. Ein solches schlechtes Betragen einer Frau ist ganz verwerflich; was sollen wir noch mehr dazu sagen? Dies ist unsere Folgerung: die Frau merke sich in diesem Leben nur Eines: dass sie ihrem Manne treu sei und ihm gegenüber wahr, nie von seiner Seite weiche.
Nur dann geziemt ihr der Name einer mächtigen Frau. Dass sie sich nicht einbilde, mächtig zu sein dadurch dass sie den Meister über ihrem Gatten spielt.

15. Die Frau herrsche nicht! Alles Gute teile sie mit ihrer Mitbuhlerin; aber gewiss! die nur zu herrschen wünscht und ihren Mann gegen die Mitbuhlerin aufhetzt — ihr wird es reuen . . . .

16. Frech zu sein gegen ihren Gatten, gleich wie Hi Drĕman, und nur hinauszugehen — das zeigt grosse Entsittlichung. Wie viele schönen Kleider sie auch bekam, niemals war sie zufrieden, und führte nur immer einen hohen Ton.

17. Also, nachdem sie beide geraume Zeit mit dem Manne verheiratet waren, war Tan Porat völlig die Untergeordnete geworden. Unterworfen diente sie, sich den alten Geboten treu erweisend. Sie verehrte ihren Gatten, und blieb genau dieselbe, ob er zu Hause war oder abwesend; sie erflehte die Segnungen des Himmels für ihn, wenn er sich auf der Reise befand. Bei seiner Heimkehr eilte sie ihm entgegen, kauerte vor ihm zur Erde und bezeigte ihm Ehrerbietung.

18. Dann beeilte sie sich ihm die Füsse zu waschen, trocknete sie mit ihrem Slendang (Shawl) ab; danach verabschiedete sie sich, um sich aufs neue mit dem Haushalt zu beschäftigen. In Freude und Schmerz änderte sich ihre treue Verehrung nicht um das Geringste.
Hi Drĕman aber wurde dann wie verrückt vor Neid und Eifersucht.

19. Was auch der Mann bekam, es kümmerte sie nicht. Sie brachte alle seine Besitzungen durch, verschwendete alles für schöne Kleider und Leckerbissen.
Der Mann war schliesslich ein rechter Pantoffelheld geworden, fürchtete sich vor ihr und wusste nicht mehr, was anzufangen. Schon längere Zeit war also die Sachlage gewesen, als Drĕman krank wurde; sie konnte nicht mehr essen.

20. Hi Djatiraga war herzlich betrübt; es schien wohl alsob es mit dem Tode enden würde. Und jetzt gönnte sich die gute Tan Porat keine Ruhe; sie lief allerorten um für ihre Mitfrau Heilmittel su suchen. Ihr Herzenswunsch war: Ach, möchte doch meine geliebte jungere Schwester am Leben erhalten bleiben; ach, wäre ich doch so glücklich, ein gutes Heilmittel für sie zu bekommen.

21. Zu Hause gekommen, eilte sie ihr die Heilmittel auf

die Haut zu blasen (nach Sitte der Eingebornen); sie blies ihr in die Ohren (die Lebensgeister wieder rege zu machen) rieb ihr die Beine mit wohlriechenden Kräutern und flehte ehrerbietig also: „o, Mächtiger Gott! behalte meine Mitfrau am Leben; sie, die alle Mühe mit mir teilt, die mit mir dem Ehegatten dient. O, Gott, sei uns gnädig."

22. Die Erkrankung aber wuchs an Kraft; die Leidende wälzte sich auf dem Ruhebette herum; ihr ganzer Körper war fieberdurchglüht; sie riss und zerrte an allem was ihr in die Hände kam, da sie in Ohnmacht lag. Im hitzigen Fieber raste sie, um sich herum tastend, alsob sie wissen wollte wo sie war. Schliesslich lag sie in den letzten Zügen; weder lebend noch tot, mit glühender Haut in sich immer steigerender Fieberhitze; bis sie endlich völlig das Bewusstsein verloren hatte.

23. Es wird erzählt dass die Kranke starb; da lag sie leblos ausgestreckt. Der Mann wehklagte und weinte; und grollend sprach er: „Grosser Gott! wie hast du mir meine Zierde entrissen; meine jüngere Schwester ist hinweggenommen, gleichwie eine Blume, die eben ihre herrlichsten Düfte spendet, vom Stengel abgerissen wird."

24. Auch Tan Porat weinte und klagte mit lauter Stimme ihr Leid; wegen der Liebe, die sie für ihre Mitfrau hegte, brach sie in Jammerklagen aus: „Meine jüngere Schwester! so bist du denn doch vor mir gestorben; ach, warum bin ich nicht dir vorangegangen! So bist du uns entrissen wie eine noch nicht geöffnete Blume!"

25. Nun wird nicht mehr der Trauer des Mannes und seiner Frau erwähnt; erzählt wird, wie es der Seele der Hi Drĕman im Jenseits erging.

Ganz furchtsam und bebend harrte sie ihres Verhängnisses. Da kam der Gott Sang Djogar Manik, mit einer Keule bewaffnet. So gleich schlug er drein und spaltete der Seele der Hi Drĕman das Haupt, sodass das Gehirn hervorkam, und sich zerstreute.

Dann kam Sang Tjikra Bala; der raffte alles zusammen,

und fügte alle einzelnen Teile wieder gehörig aneinander; die Seele wurde folglich wieder lebendig.

26. Dann erschienen andere Höllengeister, Diener des Gottes Jama, des Gottes des Totenreiches. Sie ergriffen die Seele, und schleppten sie hin zur Hölle: mit starken Bindfäden wurde sie gefesselt. Da wurde sie über dem grossen, hellauflodernden Feuer an den fürchterlichen Höllenbaum aufgehängt. So wurde die Seele gepeinigt, hin und her gezogen, bald über, bald in dem entsetzlichheissen Feuer.

27. Bald war sie ganz gesengt und schwarz, so dass sie vor Schmerz aufschrie. Ja, nun fühlte sie Reue und beweinte sie ihren Stolz. So geht's aber: die Reue kommt zu spät, und so ergeht es der Seele des Menschen, der hier auf Erden nur sich selbst zu erheben versuchte.

28. Schweigen wir jetzt von der Seele, wie sie über dem Höllenfeuer, entsetzliche Schmerzen leidend, aufgehängt war. Reden wir abermals vom Mann, wie er ebenfalls erkrankte, starb, und in das Leiden geriet. Die Höllengeister kamen herbei, und schleppten auch ihn zur Hölle.

29. Die Füsse gefesselt, wurde seine Seele in den Kessel geworfen; das Feuer wurde tüchtig geschürt, das Wasser kochte gewaltig. Die gepeinigte Seele schrie laut auf vor Schmerz. Ja, Mann und Frau wurden jetzt gepeinigt, den Lohn ihrer Sünde findend.

30. Dann wird von ihren Seelen weiter nicht geredet: ein Los widerfuhr ihnen beiden.
Tan Porat war ausser sich vor Traurigkeit. Jetzt wollte auch sie nur sterben; was sollte sie sich weiter um das Leben kümmern? Das Leben könnte ihr jetzt nur noch mehr Leid bringen, weil doch keiner, ihrer Liebe würdig, mehr da war.

31. Ihr Herz wurde duch unsägliches Leid bedrängt. „Wer liebt mich jetzt noch" so sprach sie zu sich. Ach Gott! wann wird es mir beschert sein, meinen Gatten, den Geliebten

meiner Seele, wiederzusehen? Wohlan, nimm jetzt auch mich hinweg; lass mich nur völlig unglücklich werden; was nützt mir jetzt noch das Leben?"

32. Lange beharrte sie in ihrer Trauer, und wollte nicht getröstet werden, — bis endlich auch sie starb. Sie aber starb sanft, ohne Schmerzen, leise küsste sie der Tod.
Da traten der heimgegangenen Seele im Jenseits schöne, überirdische Geschöpfe entgegen, und sie zeigte sich dort in der Fülle der Schönheit, anmutig lächelnd mit denjenigen die sie umringten.

33. Ja, es stieg eine aus höheren Regionen zu ihr hinab, schön wie die Göttin des Mondes, auf den Händen einen Wasserkrug tragend, den sie Tan Porat erhrfurchtsvoll darreichte. So erreichte Tan Porat schliesslich das herrliche Reich der Götter, Tan Porat, die den rechten Tod des Aufrichtigen gestorben war in Verehrung ihres Gatten.
Da erschienen vierzig himmlische Jungfrauen, die beauftragt waren, ihr entgegen zu gehen und sie feierlich zu empfangen.

34. Eine von ihnen trug einen Wasserkrug von glänzendem Golde, mit Wasser gefüllt, dessen Geschmack, — und wär's nur ein Schluck — ein Jahr nachher blieb.
Eine andere trug einen chinesischen Fächer; alle waren froh und heiter, lachten und scherzten — und so ging's weiter, mit zierlichen, eleganten Bewegungen unterm Gehen — um Tan Porat feierlich zu empfangen.

35. Auch war da eine Unzahl der Götter, die sich drängten um sich bei dem Aufzug anschliessen zu können. Als sie der Tan Porat begegnet waren, entstand ein Wetteifren unter den Nymphen, wer ihr am ersten die Füsse umfassen dürfe. Alle grüssten sie mit ehrerbietigen, schmeichlenden Worten: „Bei Gott! seht da unsre Herrscherin; sei uns willkommen, erhabene Seele!"

36. Bald wurde sie von einer umfangen, bald von einer anderen vom Boden aufgehoben und getragen. Diejenige,

welche den Wasserkrug trug, reichte ihr das klare Wasser dar; die den Fächer trug, wehte ihr Kühle zu. Alle lachten vor Freude, und verdrängten sich um der schönen Seele, welche in vollkommner Verehrung aus dem Leben geschieden war, Dienste zu leisten.

37. Der Seele aber war alles gleichgültig: sie war voll Trauer um ihres Gatten Willen. Daher sprachen die Nymphen freundlich: „Göttliche Gusti (Herrin)! warum noch so traurig; wohlan, lass er dir gefallen weiter zu gehen. Du gehst ja zum Himmel, zum vollseligen Himmel; was wird dir dort fehlen? Nach Befehl des hohen Gottes dürfen wir dich bitten etwas Eile zu machen, damit du möglichst schnell der himmlischen Seligkeiten teilhaft werdest.

38. Die Seele Tan Porat antwortete: „Was nützt es mir, wenn ich doch allein sein muss? ich werde traurig sein und bleiben; . . . . . . wo ist mein Gatte? So lange ich nicht meinem Herrn begegnen darf, so lange wird mich in meiner Einsamkeit weder Glanz noch Herrlichkeit freuen können."

39. Da ergriffen die Götter das Wort, und antworteten: „Erhabene Gusti! wir haben dort deinen Gatten gesehen in der Hölle, gefesselt, zappelnd, sich sträubend, krümmend, siedend im Kessel."

Als dies Tan Porat vernahm, schrie sie laut: „Eilig dann, begleite mich schleunigst dahin, das ist mein Begehr."

40. „O, nicht dorthin, erhabene Fürstin! Schone dich; es ist das kein Ort, würdig von dir betreten zu werden."

Da antwortete Tan Porat: „Ihr alle, kehrt zurück, gebt dem hohen Gott kund, ich will mit meinem Gatten vereint werden. Ist *er* verdammt, so werden wir zusammen verdammt sein.

41. Was hat er denn früher begangen? War nicht ich seine Geliebte, als er noch am Leben war?"

Und schnell lief sie davon; die Nymphen und Götter aber folgten ihr; vorn, hinten, unten, zur Seite, verdrängten sie sich, liebeerfüllt für die verklärte Seele.

42. So kam sie an die Stelle, wo sich die Seele ihres Mannes befand. Ganz erschöpft sah er aus, wie einer, der schon viel erduldet hat. Er stiess lautes Schreien aus vor Schmerz; die Hände und Füsse waren ihm gefesselt, und er wurde im Kessel gekocht. Als ihn die verklärte Seele sah, schrie sie, indem die Zähren ihren Augen entflossen: „Ach, verehrtester Freund! ergeht es dir also?

43. Ich habe meine Treue nicht verleugnet; jetzt komme ich zu dir, lasst uns zusammen die Schmerzen tragen, ich folge dir in den siedenden Kessel."
Zu gleicher Zeit wollte sie nach dem Kessel eilen, und hinunter springen; wurde aber von den herbeistürzenden Göttern daran verhindert, damit sie sich nicht in das Unglück stürze.

44. „„Wie könntest du dahin deinem Manne folgen wollen? er bleibe dort; es ist dort sein Platz, er büsst da seine Sünden. O, folge ihm nicht in den Kessel hinab! Der Hohe Schicksallenker aber will, dass der treuen Seele ein anderer Platz bereitet werde.

45. Also ist der Befehl des Allmächtigen.""
Die ihrem Manne getreue Seele aber antwortete: „Schon gut, verschwendet nicht weitere Worte, ich werde dennoch eintreten, damit ich nur mit ihm vereinigt sei, mit ihm, dem Manne der auf Erden der Meinige war; ich liebe ihn bis in die Schmerzen der Hölle."

46. Die Nymphen alle sprachen schmeichlend, klagend: „„Ach, Gusti! folge doch nicht; sei dir selbst gnädig, du bist zu schön für ein solches Los." Tan Porat aber achtete nicht auf die leisen, vorwurfsvollen Bitten der Nymphen.

47. Als sie darauf beharrte, eintreten zu wollen, wurde ihr der Eintritt von mehreren Göttern verwehrt; und wie sehr sie auch drängte, und sich ihren Angriffen zu entringen versuchte, so gaben sie die Götter doch nicht los.

48. Da trat aus der Unsichtbarkeit der erhabene Schick-

sallenker hervor. Er sprach: „Wie ist es, o du treue Seele? Fürwahr, du bist wohl sehr getreu! Lass ihn dennoch dort bleiben; sein Los ist seinem Leben entsprechend. Du aber, gehe weiter auf deinem Wege zum Himmel.""

49. Schnellgefasst, aber ehrfurchtsvoll antwortete die erhabene Seele mit herzerweichender Stimme: „o Allmächtiger Schicksallenker, ich flehe um Erlaubnis mit meinem Gatten vereinigt im Kessel gekocht zu werden."

Dann verschwand der Erhabene, hiess aber Götter hinuntersteigen, um Näheres mit der verklärten Seele zu reden.

50. Als diese Götter zurückgekehrt waren, wurden sie vom Obergott gefragt: „„Wie steht es jetzt mit der treuen Seele, die von ihrem Manne nie getrennt werden will?"" Da antworteten sie: „Sie beharrt darauf im Kessel mit ihrem Manne zusammen gekocht zu werden; sie ist zu nichts anderem zu bewegen."

51. Der Oberherr sprach: „„Ist dies ein schwieriger Fall! Ich kann sie doch nicht dem Verderben preisgeben. Da sie in vollkommner Verehrung getreu geblieben ist, und beim Guten beharrt hat, ist es auch selbstverständlich, dass sie geseligt werde; es gebührt ihr, in den Himmel hineinzugehen, und der himmlischen Seligkeit teilhaft zu werden.""

52. Die sämmtlichen Götter antworteten: „Wir erkühnen uns, Dir das Folgende in Erwägung zu geben;

„Die treue Seele will in Freude und Leid, im Himmel und in der Hölle nicht von ihrem Gatten getrennt sein;....

53. So könnte der Mann erlöst, und mit ihr zusammen in den Himmel aufgenommen werden."

Diesem Vorschlage wurde vom Oberherrn beigestimmt.

„„Ja, gewiss, das wäre recht! Wohlan, eilet, ihren Ehegatten zu erlösen.""

So wurde die Seele des Djatiraga freigegeben, und aus dem Kessel herausgezogen.

54. Als die Gestaltverwechslung des Djatiraga geschehen war, so war er ganz verschönert. Fürwahr, er glich wohl jetzt dem Gott der Liebe in eigner Person.

Die unglückliche Drĕman aber schrie und seufzte, damit auch sie erlöst und angenommen würde. Sie rief ihrem Gatten zu und sprach mit süsser, schmeichlender Stimme: „Ach, Herr, ich beschwöre dich, errette mich.

55. Ich leide unerträgliche Schmerzen, weil ich schon so lange hier aufgehängt bin. Was soll ich anfangen, um mein entsetzliches Los zu lindern? Ich bin meiner früheren Sünden eingedenk; diese Schmerzen aber sind unerträglich: gesengt, gehängt, ausser mir wegen der schrecklichen Glühhitze.

56. Meine Augen, mein Gehirn, meine Eingeweide sind ausgestürzt. O, mein Freund! gedenkst du denn nicht mehr der Liebe, die du zu mir hegtest zur Zeit deines Lebens?"

Der Mann aber vermochte nicht, ihren Bitten Gehör zu leisten; zwar liebte er sie noch in seinem Herzen, musste sich aber von ihr abwenden des Gottes wegen.

57. Weiter ist von der Seele der Drĕman nicht mehr die Rede; wie ein Höllengeist schrie und rief sie, es war aber alles umsonst.

Von der, mit ihrem Manne vereinten, treuen Seele wird weiter erzählt. Beide brachten sie, in ehrfurchtsvollen Worten, dem Gotte Anbetung und Dank dar. Dann wurde ihnen Wasser aus dem goldnen Kruge hingereicht.

58. Unbegreiflich süss war ihnen der Geschmack dieses Wassers; Honig blieb hinter ihm weit zurück. Zuerst trank der Mann; dann die Frau. Kaum hatte die Süssigkeit des Wassers, nachdem man es in den Mund genommen, die Zähne berührt, so drang es durch bis zum Gemüte.

59. Als die beiden getrunken hatten, so sagten die Nymphen: „„Erhabene Geister! geht jetzt gefälligst weiter; der grosse Schicksallenker harret eurer Ankunft, schon ist Er euch voran.""

In gehobener Stimmung gingen jetzt die beiden Seelen weiter.

Tan Porat sprach ehrerbietig zu ihrem Gatten: „Gehe du voran, mein Freund!

60. Ich folge dir auf dem Fusse." Der Mann that nach ihrem Wunsche, und so wanderten sie, die Eine hinter dem Anderen weiter. Mann und Frau glichen wohl zwei schönen Blumen, einem Dewa (Gott) und einer Dewi (Göttin) — so war ihre Erscheinung wo sie hintraten.

IV. MALAYSICHE LEGENDEN, TIERFABELN UND MÄRCHEN AUS WEST-BORNEO, SINGAPURA UND MALAKKA (ODER RIOUW?).

Die malayische Sprache ist die weitverbreittetste, wenngleich nicht die von den meisten Menschen gesprochene der indonesischen Mundarten. Als „lingua franca" des ganzen Archipels ist sie das Mittel des geistigen Verkehrs zwischen den Kaufleuten aller Nationen und den Eingebornen der verschiedenen Inseln; zwischen den holländischen Beamten und den eingebornen Fürsten und Regenten, kurz, zwischen allen im Archipel die sich in ihrer eignen Mundart einem andren nicht verständlich machen können.

Selbstverständlich hat sich diese Sprache unter diesen Umständen nicht von fremden Elementen frei erhalten können, und sind auch ihre grammatischen Formen, zufolge der ihr gesetzten Aufgabe, eine leicht erlernbare Umgangssprache für alle zu sein, bis auf einige ärmliche Überreste zusammen geschrumpft.

Man muss aber scharf unterscheiden zwischen diesem, kosmopolitischen Malayischen, und der Sprache der Riouw-Inseln (östlich von Sumatra), zumal aber des Reiches Djohor auf Malakka; letztere hat eine reiche Litteratur aufzuweisen, und gestattet in der gebildeten Umgangssprache, eben so wenig wie sonst irgendwelche Sprache auch, die Vernachlässigung ihrer grammatischen Formen.

Die Malayen von Sumatra und Malakka, geborene Kaufleute und kühne Seefahrer, streiften im Mittelalter im ganzen Inselmeere umher, knüpften allenthalben Handelsbeziehungen an, ja einige von ihren Häuptlingen gewannen sogar die Obergewalt über mehrere, auf niedriger Kulturstufe stehenden

Insulaner. So geschah's auch auf Borneo: die im Inneren wohnhaften Dajaksstämme erkennen meistens die Oberherrschaft der an den Küsten und Hauptströmen angesiedelten malayischen Radja's an. Folglich ist auch auf Borneo die malayische Sprache weit verbreitet, und zwar in einer, von der gebildeten Djohorsprache nicht so sehr verschiedenen Form.

Die erstfolgenden Produkte sind eine Auslese der bei dieser Malayisch-sprechenden Bevölkerung West-Borneo's geläufigen Fabeln und Erzählungen, welchen sich ein Fragment aus dem Djohor'schen „Pĕlanduk Djinaka" dem Reineke Fuchs der Malayen, und eine Kantjil-Erzählung von Singapura (Singapore) anschliessen.

Das versteinerte Schiff.

Im Oberstromgebiete des *Rapun*-Flusses (W. Borneo, Abteilung *Tajan*) liegt inmitten des hohen Urwaldes eine prächtige Felspartie. In einem düsteren Thale liegen mächtige Steinklumpen zerstreut; zwischen den rauhen, phantastischen Felsen quillt das kristallreine Wasser hervor, und sammelt sich in ein Wasserbecken, in dem die stille, finstere Rimba (= Wildnis) sich spiegelt. Einer dieser Felsen macht genau den Eindruck eines Schiffes; die eigentümliche Form hat stark eingewirkt auf die Volksphantasie, welche in der folgenden Sage das Entstehen desselben zu erläutern weiss:

In uralter Zeit war die ganze Insel Borneo noch Meer; dazumal war der Berg *Lantjak* eine Insel mit zahlreicher Bevölkerung.

Es lebte einmal auf dieser Insel eine arme Witwe, die einen einzigen Sohn hatte, namens Linggi. Es war dieser ein recht boshafter, unartiger Bube, der seiner Mutter gar viel zu schaffen machte. Eines Tages, als sie am Webstuhl sass, quälte er sie wieder fortwährend, ja, nahm ihr sogar den *Tropong* (Schiessspuhl) mit dem er sich aus dem Staube machte. Beim Spiele verletzte er sich mit demselben so sehr, dass er eine tiefe Wunde in der Stirn bekam. Die Wunde heilte bald, hinterliess aber ein breites Wundmal.

Als der Linggi das Jünglingsalter erreicht hatte, verliess er seine Mutter, und reiste nach fernen Gegenden. Jahre und Jahre vergingen, ohne dass die Witwe die geringste Nachricht von ihrem Sohne bekam. Schon war sie alt und grau geworden und noch immer kehrte der Linggi nicht heim.

Nach längerer Zeit endlich warf ein grosses Schiff den Anker vor Lantjak aus. Da zog Alt und Jung zum Meeresufer, und als man den *Djuragan* (Schiffskapitän) sah, riefen Viele: „Seht, da ist der Linggi heimgekommen! Ja, gewiss, er ist es, seht

nur die Narbe an seiner Stirn!" Und froh stolperte auch das alte Mütterchen herbei, ihren langersehnten Sohn zu bewillkommen. Der Linggi aber, stolz auf seine erworbenen Reichtümer, rief: „Ihr seid alle verrückt, ich habe euch niemals gesehen. Und die Alte da kenne ich auch nicht, sie ist keineswegs meine Mutter."

Der armen Witwe drangen die Worte des entarteten Sohnes wie ein Dolch ins Herz, und empört schrie sie: „Bist du wirklich ein Fremder, so geh's dir wohl; hast du aber einmal meine Milch getrunken, so sei verflucht, dann möge Allah's Zorn dich treffen!"

Entsetzt hörten die Umstehenden dem Mutterfluch zu; der Sohn aber stand mit hönischem Lachen auf dem Schiff, und befahl, den Anker zu lichten, um fortzusegeln.

Kaum aber war das Schiff in voller See, da sandte Allah einen tobenden Sturm, der Wand und Segel zerriss; haushoch türmten sich die Wogen, und überstürzten das Fahrzeug, sodass es zu sinken anfing.

„Mutter" rief Linggi in Todesnot, „Mutter! Gnade, hilf mir, ich bin dein Kind." Für ihn aber war die Gnadensfrist vorüber, allmählich sank das Schiff mit Mann und Maus, und die Wellen schlossen sich über dem entarteten Sohn.

Und später, als das Meer sich von Borneo zurückgezogen hatte, da fand man das Schiff, versteinert wie es sich noch heute im stillen Thalgrunde des Rapuns befindet.

Der Pĕlandoek [1], die Tiere und der Gargasi (böser Dämon).

„Darf ich mit dir gehen zum Fischfang?" fragte die *Labi-labi* (Süsswasserschildkröte) ihren Freund den Pĕlanduk, als sie ihn eines Tages in einem riesenhaften Kahn rudern sah. Er hatte *Toba*-[2])wurzeln, Wurfgarn, Fischreusen, Treibgarn und Senkgarn mit sich in den Kahn genommen.

„„Ganz gewiss", antwortete ihr der Pĕlanduk, „kann's einer, so können es auch zwei.""

Eine Strecke weiter fragte ihn desgleichen der Hirsch, und freundlich willigte der Pĕlanduk die Bitte ein: „„Sind zwei gut, so auch drei.""

So ging es fort, bis auch der Elephant, die Kuh, das Schwein und noch viele anderen Tiere ihn begleiteten.

An eine fischreiche Rantau [3]) gekommen, errichtete der Pĕlanduk gewand eine Hütte, und der Fischfang begann.

Die Beute war so bedeutend, dass beschlossen wurde, den Fisch zu räuchern auf einem Gerüste, welches jeden Tag, der Reihe nach, von einem der Tiere bewacht werden würde, während die anderen neuen Vorrat einheimsen sollten.

Eines Tages hielt der Elephant Wache. Das Feuer loderte hoch auf, und der Wächter hielt sein Schläfchen, als plötzlich ein donnerndes Getöse in dem Urwald, ein Krachen und Stürzen der Bäume und Äste ihn aus süssem Schlummer

---

[1]) Ein dem Kantjil ähnliches, aber etwas grösseres Tierchen; im Malayischen werden aber die beiden Namen öfters verwechselt.

[2]) Durch Klopfen dieser Wurzeln und Auspressen des weissen, scharfriechenden Milchsaftes ins Wasser werden die Fische betäubt; zumal bei heisser Witterung kommen die Fische an die Wasseroberfläche, und werden dann mittels eines Tiruk (Stock mit längerer, eherner Spitze) harpuniert, oder mit Garnsäcken gefangen.

[3]) Gerader Teil eines Flusses.

erweckte. Kaum hatte er sich ein wenig erholt, so sah er einen schauerlichen Gargasi auf sich zukommen, höher als der höchste Kaju-ara (wilder Feigenbaum); einen entwurzelten Baumstamm hatte er als Wanderstab in der Faust.

„Von wem ist dieser Fisch?" brüllte der Gargasi.

Der Elephant antwortete: „„Er gehört unserer Gesellschaft, essen Sie gefälligst nicht davon, sonst würde es mir vom Pĕlanduk übel genommen werden.""

Als einzige Antwort versetzte der Gargasi dem Elephanten einen Fusstritt, dass er in die Krone des höchsten Baumes anlangte; darauf verschluckte er alle Fische, und spazierte dann wieder in den Wald hinein.

Als die übrigen Tiere an die Stelle kamen, waren sie sehr erstaunt, das Feuer ausgelöscht und die Fische mitsamt dem Bewacher verschwunden zu finden.

Ein Ächzen und Stöhnen aus dem Gipfel des höchsten Baumes zog ihre Aufmerksamkeit dem verloren gewähnten Gefährten zu.

Sie stellten sich Einer auf den Anderen, und so gelang es ihnen, den Elephanten aus seiner bedrängten Lage zu befreien, wonach er ihnen sein Unglück erzählte.

Und jeden Tag kam der Gargasi und frass dem Bewacher die Fische vor der Nase weg.

Jetzt war die Reihe an dem Pĕlanduk, die von seinen Gefährten herzlich belacht wurde, als er behauptete, er wüsste die Fische schon besser zu verteidigen als sie alle.

Als die Anderen hingegangen waren, schürte er das Feuer einmal tüchtig auf, schnitt dann vier Pfählchen und flocht aus Rotang vier starke Ringe.

Noch war er mit dem letzten davon beschäftigt, als der Gargasi kam. Als dieser sah, dass der Pĕlanduk sogar nicht von seiner Arbeit aufblickte, fragte er neugierig, was er doch mache?

„Ach", erwiderte ihm der Zwerghirsch, „meine Freunde, die grossen Tiere, haben häufig Schmerzen in den Gelenken und Muskeln wegen ihrer schweren Arbeit; jetzt fertige ich ihnen ein Heilmittel an."

„„Ha, das trifft sich gut"" rief der Gargasi, den Fisch vergessend, „„denn ich habe immerfort Schmerz in den Muskeln und Lenden; hilf mir doch auch!""

„Sehr wohl" sprach der Pĕlanduk gleichgültig; „lege dich denn nur auf die Erde, so werde ich dich zuerst massieren."

Und als der Gargasi den mächtigen Körper auf den Boden ausgestreckt hatte, hies ihn der Pĕlanduk die Arme möglichst stark in den Ellenbogen biegen, und die Kniee möglichst hoch aufziehen.

Der Gargasi that es, und behend schob ihm der Pĕlanduk die vier Ringe über die Ellbogen und die Kniee, und schlug danach die Pfählchen in den Boden, um das Abschieben der Ringe zu verhindern.

Als dies geschehen war, so setzte sich der schlaue Kantjil neben das Feuer, und erwartete ruhig die Ankunft seiner Gefährten, ohne sich an die Drohungen des Ungeheuers und seine vergebliche Mühe, der Ringe loszuwerden, zu kümmern.

Als die Tiere zurückkehrten und der Gargasi ihrer Gnade und Ungnade überliefert sahen, so beschmutzten, bissen, stachen und vertraten sie ihn, bis das Leben dem Riesenkörper gänzlich entwichen war.

Als man nun den Fischfang fortsetzen wollte, widerriet der Pĕlanduk ihnen das nachdrücklich, aus Furcht, dass die weibliche Gargasi komme, ihren Gatten zu suchen.

Deshalb wurde beschlossen die Beute zu teilen. Jeder, so setzten es die grösseren Tiere fest, sollte ein seiner Grösse entsprechendes Teil bekommen. Selbstverständlich gingen der Pĕlanduk und seine Freundin, die Schildkröte, ziemlich leer aus.

„Macht nichts, Labi-labi" flüsterte ihr das Hirschlein ein, „diese Nacht reisen wir ab; setze du dich auf das Vordersteven, ich steuere. Merke dir meine Worte: wir werden den Vielfrässen 'mal einen Streich spielen!"

Dann fing er einen Raung [1]) und versteckte ihn unter seinen Platz in dem Nachen.

Ruhig schwamm man abends den Fluss hinab.

Als um Mitternacht alle Tiere schliefen oder schlummerten, fing der Raung zu singen an: krang-krung, krang-krung! so klang es, die nächtliche Stille unterbrechend.

„Aduh! (Ach!) der Gargasi!" gellte der Pĕlanduk, und in

[1]) Riesenfrosch.

Todesschrecken warfen die Tiere sich über Bord, ausgenommen die Schildkröte und der Kantjil.

„Ja so" sprach der Pĕlanduk, „Labi-Labi, jetzt heisst es rudern!" Und mit einem fischgefüllten Nachen kamen sie nach Hause.

Die gefoppten Tiere waren ausser sich vor Wut, und setzten bald dem Pĕlanduk nach, um sich zu rächen.

Als dieser einmal in der Rimba (Urwald, Wildnis) stand und sich eine grosse Schlange ansah, die aufgerollt am Fusse eines Baumes lag — da überfielen ihn plötzlich der Elephant und das Schwein, und wollten ihn angreifen, mit den Worten: „Da ist der Dieb unserer Fische!"

„„Ei was!"" war seine Antwort, „„was wollt ihr, ich kenne euch gar nicht. Ihr irrt euch offenbar, ich bin nur ein Kawan [1]) des Fürsten, und muss seinen Gürtel bewachen. Seht nur!"" und er zeigte auf die schlafende Riesenschlange.

„„Ist dies der Gürtel des Fürsten? dürfen wir ihn einen Augenblick umhängen?" fragten die neugierigen Tiere.

„„Wartet nur! ich werde hingehen, den Radja darum zu bitten; wenn ich gleich rufe: bolèh! (= es darf!) so bindet ihn nur um!""

Als er eine Strecke weiter gelaufen war rief er mit lauter Stimme: „bolèh!"

Der Elephant ergriff nun den vermeintlichen Gürtel; die wirkliche Schlange aber versetzte ihm einen tödlichen Biss, und verfolgte dann das Schwein, das kaum entfliehen konnte.

Als es die anderen Tiere hörten, waren sie gründlich abgeschreckt; allein der Hirsch und die Kuh erkühnten sich noch, den Pĕlanduk zu suchen.

Als sie ihn in der Rimba antrafen, begegnete er auch ihren Vorwürfen mit der Behauptung, dass sie sich in der Person irrten, da er ein alter Sklave des Fürsten sei, der dessen grössten *Gong* (kupfernes Schlagbecken) bewachen müsse. Zugleich zeigte er auf ein riesenhaftes Wespennest.

„„Ist es auch uns gestattet, darauf zu schlagen?""

„Darum will ich zuerst den Radja bitten!" und zugleich

---

[1]) Einer, der wegen Schulden in Leibeigenschaft geraten ist.

machte er sich aus dem Staube. Aus der Ferne rief er: „Pukullah!" (schlagt!).

Kräftig stiess der Hirsch das Geweih in das Wespennest; Tausende Wespen griffen ihn wütend an, und er musste es mit dem Tode bezahlen.

Die Kuh aber setzte die Verfolgung fort; als am Ende der Pĕlanduk nicht mehr laufen konnte, streckte er sich wie tot aus unter einem Kĕmbang-sĕpatu-Baum, einige der abgefallenen roten Blätter im halbgeöffneten Munde.

Die gutmütige Kuh hielt es dafür, dass der Pĕlanduk der da unter dem Baume, die Zunge aus dem Munde und blutend, niederlag, wirklich tot sei und zog ihre Strasse; im Grunde hatte sie doch Mitleid mit einem solchen kleinen Tier, das sich durch Laufen getötet hatte!

Der Gesang des Kritjauwai's.

In der Nähe und an den Ufern der Flüsse ertönt häufig der Gesang, oder vielmehr das Geschrei eines Vogels, das nicht auffällt durch Schönheit, sondern durch die Glut und die Kraft der Stimme.

Das ist der *Kritjauwai;* die Eigenart seines lebhaften Gesanges wechselt ab mit der Gegend, wo man es vernimmt.

In der Tajan-Landschaft wiederholt der Vogel deutlich vernehmbar den ersten Takt der Kreutzerétude N°. 27 für Violine; das Moderato ist aber ein ungestümes Presto. Flott rollen die Töne durch einander, jeder an sich jedoch rund, hell und voll. Zornig singt der Vogel, er schimpft einen aus...... die Schildkröte, der er in uralten Zeiten die Schildplatte geliefert, die ihm aber immer den Preis schuldig geblieben ist.

Und jeden Tag fordert er die träge, rätselhafte Schildkröte zur Bezahlung der Schuld auf, und jeden Tag verschiebt sie diese, und überhäuft sie der Vogel mit einer Flut von Schimpfwörtern.

Radja Bajan.

(Der König der Papageien.)

Auf einem riesenhaften Baume, am Ufer eines klaren Wildbaches war der Wohnsitz des Königs der Papageien mit seinen Ministern und zahlreichen Unterthanen. Sie lebten dort einträchtig und in Frieden.

Eines Tages beschied der König seine Minister zu sich und sprach:

„Ich will zur Ruhe gehen; mir aber ahnt etwas Böses. Drum haltet tüchtig Wache, und wenn ein Vogel kommt mit schwarzen Federn, roten Augen und kugelrunder Stirn, der auf unserem Baume ruhen will, so verwehre es ihm aufs strengste, sonst wird es uns Unglück bringen!"

„„Zu Befehl, Herr"" war die Antwort der Minister, und der König entschlummerte.

Nicht lange nachher kam da ein Vogel, der gerade der Beschreibung des Radjas ähnlich war, und setzte sich auf einen Ast des Baumes, nahe an den Stamm — es war der *Pĕrling* [1]).

Geschwind eilten die *Mantri* (= Minister) zu ihm, und verwehrten es ihm, dort auszuruhen.

„Ach", flehte der Pĕrling, „ich bin so ermüdet; lasst mich nur einen Augenblick, ich werde hier ruhig sitzen bleiben."

Und die Mantri, in der Meinung, ein einziger Augenblick schade durchaus nicht, gewährten es dem Pĕrling.

Wirklich verweilte er auch nur einen Augenblick auf dem Baume — in dem Augenblick aber hatte der Vogel seine Notdurft gethan.

Als der Radja erwachte, und hörte was geschehen war, wurde er sehr verdriesslich, und sagte, sie alle würden, der Ungehorsamkeit der Mantri wegen, schwer heimgesucht werden.

---

[1]) Eine Art von Star.

Und seht, mit wunderbarer Lebenskraft entspross den Auswürfen des Pĕrlings ein wilder Feigenbaum, [1]) der nach kurzer Zeit den grossen Baum erstickte.

Und zur Zeit, als der Feigenbaum Frucht trug, kamen alle Vōgel des Waldes, um seine Früchte zu essen, und störten die ruhige Einsamkeit der Bajan (= Papageien).

In der Nähe des Baumes wohnten zwei Brüder, Vogelfänger, und als sie sahen welch eine Unzahl von Vögeln die Früchte des Baumes frassen, waren sie sehr überrascht. Sie stellten deshalb dort ihre Leimruten und fingen unzählige Vögel, auch alle Papageien und ihren Radja.

Der Fang war so gross, dass die Brüder die Papageien um fünf Pfennig pro Stück verkauften. Als sie aber um den Preis auch den Radja lassen wollten sprach er zu ihnen: „Verkauft mich nicht unter tausend Dollar."

Die Vogelfänger erschraken gewaltig, als sie den Vogel sprechen hörten, und fassten den Entschluss, einmal zu versuchen den vom Radja genannten Preis für ihn zu bedingen.

Zuerst gingen sie zum Fürsten, und fragten ihn, ob er Lust habe, ihren Bajan um tausend *Ringgit* (= Dollar) zu kaufen?

Der König aber schimpfte sie Narren, und verschämt zogen sich die Brüder zurück.

Nun wagten sie es noch einmal bei einem braven Kaufmanne. Dieser stand zwar erstaunt als er sie den hohen Preis nennen hörte, kaufte dennoch den Radja Bajan, als ihn dieser anflehte: „Kaufen Sie mich doch, *Sudagar* (Kaufmann), ich werde mich Ihnen sehr nützlich machen!"

Der Kaufmann befestigte den Papageien zu Hause auf eine hölzerne Stange, in der Nähe eines *Nuri* (eine kleinere Papageienart). Als er ihn schon seit einem Jahre besessen hatte, und dennoch keine Ausdehnung seines Handels bemerken konnte, so sprach er zum Papageien: „Es reut mich, tausend Dollar für nichts bezahlt zu haben". Da sagte der Bajan: „Kaufmann, während dieser ganzen Zeit habe ich nur gedacht an meine

---

[1]) Die reifen Früchte des wilden Feigenbaumes werden oft von Vögeln auf andere Bäume übergebracht. Der Samen keimt schnell, Wurzeln werden nach unten gesandt und das üppig gedeihende Bäumlein wird so gross, dass allmählich die Bäume, auf denen es entstanden, durch seine Wurzeln erstickt werden.

armen Gefährten, die auch von den beiden Brüdern verkauft worden sind. Verzeihen Sie mir meine Vergesslichkeit, und ich werde Sie reich machen. Vertrauen Sie mich, geben Sie mich nur frei von dieser Stange, und ich werde überall umherwandern, um auszufinden, wo Sie mit Vorteil Handel treiben können; und danach werde ich zurückkommen und können Sie mich wieder an die Stange fesseln".

Der Kaufmann gab den Vogel los und dieser verschwand in die Luft.

Nach einiger Zeit kam er wieder und brachte die Nachricht, er sei in einem Lande gewesen, wo ein Gantang (Mass) Reis einen Ringgit gelte. Zugleich deutete er dem Kaufmann den Weg nach dem erwähnten Lande aus.

Bald reiste der Kaufmann hinweg mit einem grossen, mit Reis und anderen Handelsartikeln gefüllten Schiffe; den Radja Bajan und den Nuri liess er zurück als Schützer seiner jungen, schönen Frau und seines Hauses.

Eines Nachmittags sahen der Bajan und der Nuri, die Frau habe sich schön aufgeputzt mit köstlichen Kleidern und glitzernden Diamanten, und wolle ausgehen — und sogleich war es ihnen klar dass sie schlechte Absichten habe.

Der Nuri sprach zu ihr: „Allah! sind Sie schön gekleidet; wohin wollen Sie?"

„„Ich gehe hinaus, um zu baden"" war die Antwort.

„Nein" sagte der Nuri freimütig, „Sie haben andere Pläne, niemals sah ich Sie mit all diesem Schmuck ins Bad gehen."

Es waren diese Worte der Kaufmannsfrau doch gar zu schlimm, und sie schlug den frechen Nuri, bis er tot vom Stöckchen fiel. Als sie nun doch ausgehen wollte, so versuchte es der Bajan auf andere Weise:

„Allah! Sind sie schön! Gehen Sie ins Bad? Ach, hören Sie mich doch einen Augenblick an, ich erinnere mich eben eine so schöne Geschichte; vielleicht habe ich sie sofort wieder vergessen."

Die Frau stimmte zu, und der Papagei erzählte ihr eine so fesselende Geschichte, dass sie auf ihr Vorhaben, auszugehen, verzichtete, ihren Schmuck ablegte, und zu Hause blieb.

Und jeden Nachmittag, wenn die Frau schön ausgesmückt

das Haus verlassen wollte, gelang es ihm, sie mit seinen hübschen Erzählungen bis zum Tagesanbruch ans Haus zu fesseln.

Nach vielen Monaten kam der brave Kaufmann heim, entzückt über den Ausgang seiner Reise, denn er hatte Tausende damit gewonnen.

In der Fülle seiner Dankbarkeit dem Bajan gegenüber (der ihm allerdings noch grösseren Dienst als er wusste, geleistet), sprach er zum Vogel: „Bajan, frage mich was du wünschest, und ich werde es dir geben!"

„„So geben Sie mir die Freiheit zurück, und kaufen Sie alle meine Gefährten, die um fünf Pfennig verkauft sind, wieder los!""

So geschah es, und noch lange nachher herrschte der Radja Bajan über seine Unterthanen.

Das versteinerte Dorf.

Auf der Stelle, wo heutzutage in der stillen Rimba grosse, phantastische Felsblöcke, Höhlen und Spelunken bildend, zerstreut liegen, wo graue Fledermäuse umherstreifen und erschreckt den Besucher umflattern — dort war einst ein blühendes Dorf.

Eines Tages feierte man ein Fest, und als die Gäste um den Tisch sassen, kam ein kleiner Bube aus einem Nachbardorfe herbeigelaufen, setzte sich auch an den Tisch, ergriff einen hölzernen Löffel und wollte es sich gut schmecken lassen.

Die Festgenossen aber belachten den Jungen, stopften ihm ein Stückchen *Gĕtah* (Gummi) in die Hand, und sagten: „Da hast du ein Küchlein."

Verdutzt lief der kleine Kerl weinend zu seiner Mutter, das Stückchen Gĕtah abnagend.

Als aber die Mutter hörte, wie er belacht und gefoppt war, so fasste sie den Entschluss, sich zu rächen.

Sie fing einen grossen Raung (Riesenfrosch), legte ihm ein Bauchbändchen an, steckte darein eine kleine Kris und einen hölzernen Löffel, und befahl dem Kinde, das also ausgeschmückte Tier inmitten der Festgenossen freizugeben.

Und als dies das Kind gethan, und der Raung lustig umherhüpfte, die Kris und der Löffel gegen einander klatschend, so brachen alle in ein gellendes Gelächter aus.

Allein, Allah erduldet nicht dass seine Geschöpfe belacht werden, und von *einem* Blitzschlage wurden Häuser und Menschen in Stein umgewandelt.

Der Pělanduk, König der Ziegen, oder: warum der Běruk (Lampong-Affe) einen so kurzen Schwanz hat.

Eines gewissen Tages sah der Pělanduk auf einer weiten Ebene eine grosse Menge Ziegen beisammen, die trübe die Köpfe hangen liessen.

Seine Frage was ihnen fehle wurde durch sie beantwortet mit der Nachricht, es sei heute der Tag dass der Tiger, welcher jedes Jahr eine von ihnen als Zins aufforderte, kommen werde, um sein Recht zu fordern.

„Wenn ihr mich zu eurem Könige erwählen wollt, so werde ich euch für immer von der Plage befreien," so sprach der Pělanduk.

Die Ziegen stimmten freudig diesem Vorschlag bei.

Nun hiess sie der Pělanduk in den Wald gehen; dort sollten sie Gummi-bäume suchen und diese solange anstossen, bis der Gummi ausfloss; diesen sollten sie an den Hörnern mittragen.

Als die Ziegen zurückkamen, eine Jede mit ein wenig Gummi an den Hörnern, sollten sie dies auf die Haut des Pělanduk's abreiben. Gummibedeckt sprang der Zwerghirsch dann solange im Alang-alang-grase umher, bis ihm die Blütenfedern an dem Leibe klebten. Sein Umfang war dadurch ungeheuer ausgedehnt, und er war fast unkennbar geworden.

Dann setzte er sich unter einen Baum in der Mitte der Ebene, und die Ziegen sammelten sich erwartungsvoll um ihn.

Nach kurzer Zeit kam der Tiger, nur vom Běruk (der zu jener Zeit noch einen langen Schwanz trug), als Steuererheber begleitet.

Als der Tiger der wunderlichen Erscheinung unter dem Baume ansichtig wurde, erschrak er sehr und rief: „Ich getraue mich nicht weiter; die Ziegen haben einen König bekommen!"

„„Ach was!" erwiderte der Bĕruk, „es ist nur der Pĕlanduk, glaube es mir nur frei! Wohlan, lasst uns unsre Schwänze zusammen binden, und zusammen dahin gehen; vielleicht getraust du dich dann!"

So geschah's, und mit zusammengebundenen Schwänzen nahten sie.

Die Verzweiflung der Ziegen stieg; ihr neuer König aber rief: „Was ist denn das, Bĕruk? Habe ich dir nicht befohlen, mir sieben Tiger herbeizuschaffen, und nun bringst du nur diesen einen!"

Ein unsäglicher Schrecken fasste den Tiger, der sich vom Bĕruk verraten wähnte; aus aller Macht riss er sich los, und rannte dem Walde zu, den grössten Teil des Affenschwanzes mitführend.

Seitdem hat der arme Bĕruk nur noch ein winziges Stümmelchen von einem Schwanz; und so ist's bis zum heutigen Tage geblieben.

Warum die Krokodile angeschwollene Augenlider haben.

Budjang (= der Jüngling) Lonjok war in seiner Jugend ein rechter Taugenichts, der alle seine Besitzungen den Mädchen, später den Weibern wegschenkte, sodass ihm schliesslich nichts mehr als ein grosser *Sampan* (Nachen, Kahn) und ein Tiruk (Vgl. S. 131) übrig geblieben waren.

Da fasste er den Entschluss, in die weite Welt zu ziehen, und mit grosser Freude sahen ihn seine Eltern abreisen.

In seinem eigentümlichen Sampan — sieben Faden lang und sieben Faden breit — bewaffnet mit seinem Tiruk, trieb er den kleinen Sungai (= Fluss) Tĕbang, zunächst den Sungai Tajan hinab zum mächtigen Kapuas-Strome.

An dessen Ufer stand eine zahlreiche Menschenmenge vor einem grossen Hause: sie riefen ihm zu: „Wohin gehst du, Brüderchen?"

„„Nirgendwohin"" war Budjang's Antwort: denn er hatte kein bestimmtes Ziel.

„Steige denn herauf zu unserm Hause" so lud man ihn ein; und er befestigte seinen Sampan und bestieg mit den Leuten die Treppe ihres Hauses. Mit fester Hand trieb er seinen Tiruk in den Boden, gerade vor der Thür.

Als alle sich gesetzt hatten um Pinang und Sirih zu sich zu nehmen, fiel es Budjang auf, wie fremdartig die Bewegungen seiner Gastwirte waren, und wie sie ganz anders als andere Menschen ausschauten. Dazu tauschten sie fortwährend fremde Blicke unter einander, und plötzlich fiel ihm ein: „vielleicht sind's wohl Tiere — Krokodile in menschlicher Gestalt!"

Budjang war zwar kräftig und nicht feig, achtete aber doch genau auf die Bewegungen und Äusserungen dieser Personen. Bald war er im Stande ihre Identität festzustellen.

In der Unterredung wurde das „Bĕrpantun" [1]) aufs Tapet gebracht, und da sagte eins jener Geschöpfe zu Budjang:

---

[1]) Das Recitieren von „Pantun" = vierzeilige Liedchen.

„*Udang pĕrkara udang,*
Banjak udang didalam buluh.
Orang pĕrkara orang,
Banjak orang didalam tubuh."

(D. h.: Garnelen sind Garnelen,
Es werden viele Garnelen im Bambuköcher aufbewahrt.
Menschen sind Menschen,
Es giebt viele Menschen in unsren Körpern.)

„„Ja so!"" dachte Budjang Lonjok, „„das sind Krokodile"", und sofort antwortete er:

„„*Imbuk pĕrkara imbuk,*
Makan padi saraga-raga.
Tiruk pĕrkara tiruk,
Pakai mĕnikam blakang buaja!""

(D. h. *Imbuk* [1]) sind *Imbuk;*
Einen Korb Reis fressen sie auf.
Tiruk sind Tiruk,
Damit durchsticht man der Krokodile Rücken.)

Ein Todesschrecken ergriff die entlarvten Krokodil-menschen, sie fuhren auf und stürzten sich in das Wasser.

Budjang raffte nun alles, was sich im Hause befand, zusammen, lud es in seinen viereckigen Sampan, und kehrte nach Tĕbang zurück.

Die Krokodile aber liessen ihn nicht frei ziehen, sondern beunruhigten ihn fortwährend. Sobald aber sich ein Krokodilenkopf über dem Wasser zeigte, streute er ihm Kleie in die Augen, sodass die Ungeheuer sich halb-geblendet zurückziehen mussten. Demzufolge haben sie noch bis zum heutigen Tage angeschwollene Augenlider.

Der Budjang Lonjok war nun ein reicher Mann geworden, und noch heutzutage werden in den Dajak-Dörfern Tĕbang und Tjĕmpĕde sein Tiruk, nebst einem metallenen Kamm und einer schweren, grün-steinernen Schüssel als heilige, segenbringende *Pusaka* (Erbstücke) aufbewahrt und hoch verehrt.

[1]) Wilde Tauben.

Der König der Vögel.

Seit undenklichen Zeiten war der kleine *Kangkok* [1]) König der Vögel — und Frieden und Wohlfahrt herrschten unter ihnen.

Den *Tinggang* [2]) aber ärgerte es, dass er, der weit grösser und kräftiger war als der Kangkok, nur Unterthan war und keinen Titel trug. Darum sprach er zu den Vögeln:

„Was nützt euch doch ein so winziger *Radja* (König) — schaut meinen Körper an, und hört meine Stimme! Ich bin gross und stark, meine Stimme ist schwer — *mir* geziemt es, König zu sein. Ich trage ja auch eine Krone!" — und stolz erhob er den Kopf mit dem verdickten Schnabel.

Die Vögel wurden durch seine Grösse verblendet, und unterwarfen sich dem neuen Radja.

Geärgert und verschämt ging sodann der Kangkok zurück nach dem Lande seiner Väter: Java.

Der neue König aber und seine Verwandten waren so gefrässig, dass bald Mangel an Lebensmitteln entstand, und die einst so glücklichen Unterthanen führten ein trauriges Leben.

Als dies geraume Zeit gedauert hatte, berieten sich die tüchtigsten, um ihr trübseliges Los zu verbesseren.

Der *Ĕlang* [3]), der *Radjawali* [4]) der *Bubut* [5]) und die Krähe thaten den Vorschlag zur Zurückberufung des Kangkok von Java. Wer aber sollte es wagen, die lange Reise anzutreten?

---

[1]) Der Kangkok, ein dem Stare ähnlicher Vogel verdankt seinen Namen dem Rufe: *„kang—kang—kang—kok!"*, welchen er wiederholt, immer gleich und hellklingend, hören lässt. Der Behauptung der Malayen nach, hat er nur eine Pfote; er wird sehr selten gesehen.

[2]) Buceros rhinoceros.

[3]) Hühnergeier.

[4]) Schwarzer insektenfressender Vogel.

[5]) Centropus philippensis; ein grosser, rötlicher Vogel, der ausschliesslich im niederen Gehölze, in bewohnten Gegenden lebt.

Der Bubut bot sich dienstbeflissen an; einige *Kupu laut* (= grosse, weisse, schwarzbefleckte Schmetterlinge) aber, die gerade vorüber schwebten, sagten: „Lasst uns es nur thun, wir sind leicht und stark, und können unterwegs auf dem Schaume der Wellen ausruhen."

So gingen sie denn, fanden den Kangkok, erzählten ihm von der bitteren Not, die unter den Vögeln herrschte, und übermittelten ihm die Bitte, er möge zurückkehren und König sein.

Er aber konnte die ihm angethane Beleidigung nicht vergessen, und verweigerte die Bitte. Als aber die Schmetterlinge sehr in ihn drangen und ihn flehten, dass er ihre ferne Reise doch nicht vergebens sein lasse, wurde er insofern von Mitleid bewogen, dass er ihnen ein Ei seines Weibes schenkte, damit sie es nach Borneo überführten.

Achtzehn Tage dauerte die Heimreise der Schmetterlinge, und als sie mit dem Ei angekommen waren, herrschte grosse Freude unter den Vögeln.

Aber wer sollte jetzt das Ei ausbrüten?

Dies übernahm der Bubut; der Ĕlang, der Radjawali und die Krähe sollten bei ihm Wache halten.

Und der Bubut brütete und brütete, bis ihm der Unterleib kahl wurde — und bis zum heutigen Tage ist es so geblieben. Endlich — da borst das Ei auf, und der junge Kangkok wurde mit Jauchzen begrüsst.

Der Tinggang wurde nunmehr von Keinem anerkannt; der kleine König aber wuchs gedeihlich auf, und unter seiner Regierung herrschten aufs neue Wohlfahrt und Glück.

Nur höchst selten erspäht der Mensch den Kangkok. Am Orte aber, wo sein Ruf erklingt, da gedeiht das Reisgewächs, da herrscht nicht mehr der Hunger!

Der Pĕlanduk König der Tiere.

Der Löwe wollte das Reich der Tiere überwältigen.

Guter Rat war teuer! Es wurde eine grosse Versammlung abgehalten; Einer stellte diesen, der Andere jenen Antrag — praktisch erwies sich aber keiner geeignet — und man war der Verzweiflung nahe.

Schliesslich gab's einige, die auf des Pĕlanduk's Klugheit die Aufmerksamkeit der Versammelten lenkten. Er selbst aber war nicht anwesend: so wurde er gerufen, und ihm erzählt wie's um die Sache stand.

Einen Augenblick sann der Zwerghirsch nach: dann rief er den *Landak* (das Stachelschwein) und bat ihn um einen seiner Stacheln.

Als sich der Landak einen Stachel aus dem Körper gerissen hatte, überreichte er diesen dem Pĕlanduk.

Nun sandte der kluge Zwerghirsch einen Herold zum Löwen um ihm den Stachel zu übergeben, mit der Nachricht, dies sei nur ein Härchen vom Häuptling der Tiere, und diene zugleich als Kriegserklärung.

Das war dem Löwen zu arg; erschreckt sprach er zum Herolde: „Was? ist dies nur *ein* seiner Haare? Wie soll denn wohl sein Körper sein; nun wage ich nichts mehr!"

Als diese Botschaft den zurückgebliebenen Tieren überbracht wurde, ging ein fröhliches Jauchzen auf, und einhellig wurde der schlaue Pĕlanduk zum König aller Tiere ausgerufen.

Der Zwerghirsch war dennoch nur Schattenkönig. Zwar hatte er die Tiere aus der Gefahr gerettet, er war aber so winzig und klein, dazu so neckisch und beschwerlich, dass viele Tiere ihn zu töten oder ins Unglück zu stürzen versuchten. Alle aber standen ihm an Klugheit und Verstand nach; nur zwei, dem tölpischen Raung (Riesenfrosch) und der trägen Schnecke gelang es, ihn gelegentlich zum besten zu haben.

Klatin und Klaton

ODER:

ANAK KIDJANG UND ANAK RUSA (DAS KIND DES REHES UND DAS KIND DES HIRSCHES).

I.

Sĕklin und Omang, Prinzen von *Meçir* [1]), waren eines Tages in die Wildnis gegangen, um mit dem Blaserohr Vögel zu jagen. In des Waldes Innerem angekommen, setzten sie sich unter einem schattenreichen Baum mit reichverästelter Krone nieder, verrichteten da ihre Notdurft und gingen dann weiter.

II.

Noch nicht lange waren sie fort, so kamen ein Kidjang (Reh) und ein Rusa (Hirsch) an der Stelle vorüber, und leckten die von den Prinzen zurückgelassenen Spuren auf.

Und als später Kidjang und Rusa Junge kriegten, waren diese von menschlicher Gestalt, und brachten bei der Geburt jeder ein Schwert, einen Knotenstock, und Pfeil und Bogen mit, die *sakti* (von übernatürlicher Kraft) waren.

Das Kidjang-Kind hies Klatin, der Sohn des Hirsches Klaton.

Bald hörten sie, ihre Väter seien nicht Tiere, sondern Menschen.

Und als sie gross und kräftig geworden waren, fassten sie den Entschluss, den Beratungen der Mütter, die beschwerlich ihre menschenähnlichen Kinder ernähren konnten, entsprechend, ihre Väter aufzusuchen.

Bergauf, bergab führte sie der Weg, bis sie an ein trocknes Reisfeld kamen, wo man gerade mit dem *Menugal* [2]) beschäftigt war.

---

[1]) Eigentlich Ägypten; von den Malayen auch für: „fremdes Land" gebraucht.

[2]) *Menugal* = mittels eines Stockes Löcher in den Acker machen, in welche die Reiskörner gelegt werden.

Da sagten Klatin und Klaton zu einander: „Guck, diese Leute tragen Kleider, und wir sind nackt. Was sollen wir jetzt anfangen?"

Und Klatin fragte „Wer von uns beiden mag wohl sakti sein?"

„„Du"" antwortete Klaton, „„denn du bist tüchtig und gewandt.""

Da machte Klaton, der Kidjang-Sohn, einen Sprung und nahm zwei Hosen und zwei Jacken weg, mit welchen sie sich kleideten.

Als sie weiter gingen, begegneten ihnen mehrere Menschen, die ihnen zuriefen: „Ei, Jünglinge! woher kommt ihr?"

„„Wir suchen unsere Väter; wo stecken sie?""

Die Menschen konnten ihnen nicht helfen; nur schenkten sie ihnen Reisbrei, den sie aber, weil sie ihn nie zuvor gegessen hatten, nicht kosteten.

Und fort liefen sie wieder, bis sie auf einen sehr hohen Berg kamen.

Auf dessen Gipfel stand eine *Maligai* [1]), einem Taubenschlag gleich, auf einem Pfahle: darin war die Prinzessin des Reiches *Bordan* versteckt.

Als Klatin und Klaton die Maligai erblickten, verabredeten sie dass der, welcher mit seinem Pfeile die Maligai treffe, die drinnen befindliche Prinzessin für sich halten dürfe.

Klaton fehlte, Klatin aber traf den Taubenschlag, und zwar mit solcher Kraft, dass er schief überhing.

Zuerst gingen sie nun noch weiter, um Menschen zu begegnen. Unterwegs hörten sie hinter sich einen fürchterlichen Lärm und Getümmel, von der Richtung der Maligai herkommend.

So kamen sie schliesslich an ein Haus, darin wohnte ein altes Mütterchen, Nenek Kĕbajan genannt. Sie rüttelten die Pfosten des Hauses heftig hin und her, und die Alte rief ihnen zu: „Steigt herauf, Enkel, steigt herauf!"

III.

Unter dem Hause sass ein Kawan [2]) des Radja Bordan,

---

[1]) Maligai — eigentlich Pallast; auch: Frauengemach in einem Palaste, und Häuschen wo jungfräuliche Prinzessinnen abgesondert werden.

[2]) Vgl. S. 134.

der suchte Würmer um als Aas beim Fischfang zu verwenden; er hiess Angkat Muda Radja.

Als er die Jünglinge die Pfosten des Hauses schütteln sah, so erschrak er sehr, und noch mehr bestürzt war er, als er dem über ihm im Hause geführten Gespräche zuhörte.

„Was für ein Spektakel ist das doch da drüben" so fragten sie das Mütterchen.

„„Ach"", war ihre Antwort. „„Radja Bordan lärmt also; denn man hat mit einem Pfeile die Maligai seiner Tochter getroffen, sodass die Maligai jetzt überhängt und zu fallen droht.""

„O," antworteten die Jünglinge, „wenn wir die Prinzessin abholen, so ist sie im Nu herunter."

Als er diese Worte hörte, schnitt der Kawan mit seinem Messer ein Zeichen in einen der Pfosten, damit er das Haus wiedererkenne, und eilte, zum Tode erschrocken, zu dem Fürsten. Durch übermässige Anstrengung fiel er, beim Fürsten eingetroffen, bewustlos vor dessen Füssen zur Erde.

Als man ihn wieder zu sich gebracht hatte, erzählte er, was er gehört habe, and dass zwei Jünglinge die vom Drachen bewachte Prinzessin wegholen wollten.

Klatin und Klaton wurden also aus dem vom Kawan gemerkten Hause geholt, und vor den Fürsten geführt.

Da sprach Radja Bordan zu ihnen:

„Jünglinge, wenn es euch gelingt, meine Tochter aus der Maligai zu befreien, so sei sie eure Sklavin, um euer Essen zu kochen, ja sogar um eure Füsse zu waschen. Seid ihr aber nicht dazu im Stande, so töte ich euch beide mit dem Schwerte."

Und in voller Rüstung zog die ganze Bevölkerung mit nach der Maligai.

Klaton kletterte zuerst empor. Zur Hälfte gestiegen, sah er über sich ein Wimmeln von Tausendfüssen, Wespen und Schlangen; als ihn diese angriffen musste er zurück.

„Erfasst ihn" schrie Radja Bordan; „schlagt ihn tot!"

Klatin aber sprang vor Klaton, und schrie: „Wartet noch, der jüngere Bruder hat noch nicht geklommen; wenn auch ich sie nicht bewältige, so tötet uns beide."

Klatin kletterte geschwind in den Pfahl, und alles Ungeziefer floh vor ihm. Als er zur Thüre gekommen war, steckte eine

sehr giftige Schlange den Kopf hinaus und sagte: „„So, Brüderchen, bist du da?""

Klatin trat hinein, und fand da eine reizend schöne Prinzessin, die sich der Drachenprinz zur Braut erwählt hatte.

Mittels einer langen Schärpe liess er sie hinunter, wo sie von ihrem Vater freudig begrüsst wurde.

Sofort wurden nun Anstalten zur feierlichen Hochzeit gemacht. Klatin aber sagte, der Klaton solle nur die Prinzessin heiraten, denn für ihn selbst, mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet, sei es leicht, eine andere Frau zu finden.

Als aber Klaton und die Prinzessin verheiratet waren, kamen sieben Minister des Königs Drachen, die Braut ihres Fürsten aufzufordern.

Radja Bordan erteilte ihnen die Nachricht, die Prinzessin sei schon verheiratet; dies sollten sie ihrem Herrn kund geben.

Bald darauf waren die Abgesandten des Drachenkönigs schon wieder da, und sprachen:

„So spricht unser Fürst: Wenn Du Deine Tochter mir nicht geben willst, so werde ich Dich angreifen; wenn Deine Festung schwach ist, so befestige sie, und wenn die Pfosten Deines Hauses nicht im Boden stehen, so grabe sie tiefer hinein."

Als er diese Drohung hörte, war Radja Bordan in Sack und Asche; Klatin aber sagte zu den Botschaftern: „Sagt eurem Fürsten er solle nur nach sieben Tagen kommen."

Am siebenten Tage hiess er die ganze Bevölkerung in ihren Häusern bleiben.

Bald kam eine grosse Flotte, voll Krieger des Radja Naga (Drache) den Fluss heraufgefahren. So gross war ihre Anzahl, dass der Fluss davon wogte.

Da sandten Klatin und Klaton ihre übernatürlichen Waffen aus, und die schossen, prügelten und schlugen um sich herum, bis schliesslich die Feinde alle erschlagen waren, und der Fluss durch das Blut rotgefärbt war.

Klatin aber sah voraus, dass die Gefahr noch nicht gewichen sei, und hielt Nacht und Tag Wache.

In der dritten Nacht hörte er die *Djamban* [1]) krachen, und als er hinaus schaute sah er einen schrecklichen Feuerglanz,

---

[1]) Treibendes Badehäuschen.

und war's ihm klar, dass der Drache selbst komme um die Prinzessin zu holen. Er stellte sich vor den Vorhang, hinter dem sie und Klaton ruhig schliefen, und als Radja Naga kam, schlug er ihn mit seinem Wunderschwerte den Kopf hinunter, schleppte den Leichnam aus dem Hause und ging getrost zur Ruhe.

Als aber Klaton am Morgen erwachte, und Klatin's Haupttuch gerade neben dem Vorhang liegen sah, so wurde er sehr eifersüchtig und böse auf ihn. Dieser aber nahm ihn mit sich, und zeigte ihm hinter dem Hause den Leichnam des Radja Naga — und da wurde es Klaton klar, dass er und die Prinzessin ihr Leben dem treuen Klatin verdankten. Selbstverständlich liebte er seitdem seinen Freund noch inniger.

Nicht lange Zeit nach diesen Ereignissen beschloss Klatin wieder in die weite Welt hineinzuziehen. „Bleibe du nur hier" fügte er Klaton zu; „nimm diese sieben Blumen; sobald sie verwelken bin ich in Gefahr oder krank; [1]) wo *Sawi* [2]) wächst bin ich entlang gekommen." Und fort ging er.

Unter dem Laufen, streute Klatin Sawisamen aus, und als er mit seinem Samen zu Ende war, kam er in das Reich Mĕçir an.

Wie erstaunt war er aber, als er sah, dass dort alles wie ausgestorben war — keine Stimme erklang, kein Lebenszeichen war in den verlassenen Häusern und ringsumher vernehmbar. Menschen und Tiere lagen wie tot auf dem Boden; zwar atmeten sie noch, waren aber dem Tode nahe, und die Augen waren alle aus den Höhlen verschwunden.

Schliesslich erreichte Klatin den Palast des Fürsten, ohne dennoch einem Sterbling begegnet zu sein. Wie er auch suchte und rief, keiner wurde sichtbar den er fragen konnte, was

---

[1] Der indonesische Volksglaube hat manches Beispiel eines derartigen geheimnisvollen Verhältnisses zwischen dem Menschen und der Tier- und Pflanzenwelt aufzuweisen. Die Person, z. B. welche mittels Zauberei sich des *Sumangat's* (Lebensgeist, Lebenskraft) eines Anderen bemächtigt, und diesen in irgendwelchen Gegenstand, Tier oder Pflanze untergebracht hat, kann nach Wohlgefallen über des Anderen Wohl und Weh verfügen. Vgl. Bemerkung I im Anhang.

[2]) Senf.

hier geschehen sei. Vor dem Palaste stehend schrie er mit lauter Stimme:

„o, Allah, wäre denn doch nur ein Einziger anwesend, den ich fragen könnte, was hier vor sich gegangen!"

Endlich kamen eine wunderschöne Prinzessin und eine alte Frau aus einem hohlen Pfahle zum Vorschein, und benachrichtigten ihn, das Reich sei vom Radja *Garuda* [1]) und seinen Gefährten besucht worden. Diese hätten alle Einwohner (ausgenommen sie beide, die sich in einen hohlen Pfahl versteckt hatten) angegriffen und ihnen die Augen ausgeschnäbelt. Weil die Garuda dachten, alles sei ausgestorben, getrauten sie beide sich nicht, in ihrem kupfernen Reisblock den Reis zu stampfen, sonst würden die Garuda zweifellos wiederkehren.

„Ich will die übernatürliche Kraft des Radja Garuda einmal auf die Probe stellen" so sagte Klatin. Sogleich stellte er den kupfernen *Lesung* (Reisbloch) vor den Palast, und stampfte drein mit dem schweren *Alu* (Stampfer) dass es weitumher dröhnte und donnerte.

„„Ei was?"" rief Radja Garuda, „„giebt's noch lebendige Menschen dort?"" und er sandte seine sieben Vorkämpfer aus. Als diese drohend über Klatin schwebten, war der ganze Himmel durch ihre Flügel bedeckt. Klatin aber schleuderte ihnen seine Wunderwaffen entgegen......

V.

Urplötzlich sah Klaton die sieben Pflanzen verwelken. Er gürtete seine Waffen um und machte sich augenblicklich auf den Weg, die bereits entsprossenen Sawipflanzen entlang.

So schnell lief er, dass er Klatin noch helfen konnte, den letzten der Garuda zu erlegen.

Darauf brachten sie beide die sämtlichen toten Garuda an den Wasserrand, schnitten ihnen die Magen auf, holten daraus die Augen der Menschen und Tiere, reinigten sie, und stellten sie wieder an ihre Plätze in den Augenhöhlen; als dies gethan war, so wurden Menschen und Tiere wieder lebendig.

---

[1]) Garuda, der Sonnenvogel, der Träger des Gottes Wishnu. In den malayischen Erzählungen ein böser Dämon oder fliegender Drache.

Noch einmal stampfte nun Klatin in das Reisblock, dass es die ganze Stadt erschütterte.

Und da kam der Radja Garuda selbst, weil er ahnte, es sei seinen Vorkämpfern ein Unglück passiert.

Auch der Radja aber war nicht im Stande, die Wunderwaffen zu überwinden. Freilich ermattete sein ausdauernder Widerstand die beiden Freunde aufs empfindlichste; am Schlusse aber wurde er tödlich getroffen und stürzte hinunter.

Als Klatin zu Atem gekommen war, stampfte er noch einmal, und noch einmal in den Lĕsung — kein einziger Garuda aber zeigte sich mehr.

Die Prinzessin heiratete mit Klatin, der zum Sultan des Reiches Mĕçir erhoben wurde.

VI.

Und wieder berieten sich Klatin und Klaton mit einander.

Sie hatten nun gekämpft und gesiegt, sie hatten Jeder eine Prinzessin erworben — ihre Väter hatten sie dennoch nicht gefunden. So entschieden sie sich denn, aufs neue zusammen in die weite Welt zu ziehen, um ihre Väter aufzuspüren.

VII.

In festlicher Freude wohnten die mächtigen Herrscher Java's, Sĕklin und Omang, den ihnen zur Ehre abgehaltenen Volksspielen bei.

Es wurde gefochten und getanzt, man spielte *sepak-raga* (Fussball) und noch zahlreiche andere Spiele.

„Wohlan, Jünglinge, spielt mit", sagte man zu den gerade eintreffenden Klatin und Klaton.

„„Wir kennen diese Spiele nicht"" war die Antwort. Als man sie aber weiter aufforderte, gaben sie nach. In den Spielen waren sie allen an Kraft und Gewandheit überlegen, sodass es das Staunen der beiden Fürsten erregte.

Sĕklin sagte: „Wer sind doch diese beiden Jünglinge? Der eine gleicht dir ja auf ein Haar!"

Und Omang antwortete: „„Und der andere gleicht dir wie ein Ei dem andren!""

Als darauf Klatin und Klaton von den Fürsten beschieden waren und erzählten, sie seien Kinder eines Rehes und eines Hirsches, und als sie das von den Müttern Mitgeteilte erwähnten, da offenbarte sich den beiden Fürsten die Wahrheit: sie seien der Jünglinge Väter.

Klatin und Klaton wurden als Thronerben anerkannt, die Titel Sultan und *Pangeran* (Prinz) ihnen geschenkt. Und als sie später ihren Vätern nachfolgten, und die Reiche Djawa, Meçir und Bordan vereinigt wurden, lebten sie noch lange in Herrlichkeit und Glück, und herrschten in Wohlfahrt und Frieden.

Der Pĕlanduk und die Krokodile.

Eines Morgens stand der Pĕlanduk am Uferrande und rief mit lauter Stimme, stromauf- und stromabwärts:

„Krokodile! Krokodile! kommt geschwind hierher an das Ufer, hier ist ein Leckerbissen für euch!" und zugleich machte er sich aus dem Staube.

Die Krokodile waren wütend als sie, nach dem Ufer schwimmend, bemerkten, dass sie vom kleinen Taugenichts gefoppt seien, und riefen hinter ihm her: „„Warte nur! wenn du trinken willst wollen wir mit dir schon fertig werden!""

Einige Tage hielt sich das Hirschlein dem Flusse ferne, konnte aber schliesslich den brennenden Dorst nicht länger dulden. Langsam schlich er an das Ufer, meinte aber an einer seichten Stelle im Strome ein Krokodil zu erspähen, das mausestill, wie ein Baumstamm, auf der Lauer lag.

„Was bist du, ein Krokodil oder ein Baumstamm?"

Keine Antwort — kein Lebenszeichen.

„Wenn du ein Krokodil bist, treibe denn hinab; bist du ein Baumstamm, so gehe stromaufwärts!"

Und langsam setzte sich das dumme Krokodil in Bewegung, stromaufwärts, um zu zeigen dass es ein Baumstamm sei!

„O, du Schafskopf!" schrie der Kantjil; „gab's je einen Baumstamm, der stromaufwärts getrieben wäre!"

Vor Wut und Scham tauchte das Krokodil schnell unter.

Der Durst des Hirsches war aber trotzdem noch nicht gestillt.

Nun suchte er sich ein Rohr, gleich lang und dick wie sein Beinchen und nahm das mit sich ans Ufer.

Während er trank, ergriff plötzlich ein Krokodil eins seiner Beine. Kreischend rief der Schelm: „Das ist gefehlt, es ist mein Bein nicht! dies ist es!" und zugleich streckte er ihm das Rohr entgegen.

Wütend erschnappte dieses das Krokodil, zugleich das wirkliche Beinchen freigebend.

Und fort eilte der Pĕlanduk, rufend: „Jetzt werde ich so lange suchen, bis ich eine andere Trinkstätte gefunden habe, verruchter Kerl!"

Die Krokodile setzten ihm auch auf dem Lande nach und versteckten sich zwischen niedergehauenen Baumstämmen aut einem im Anbaue begriffenen *Ladang*. [1])

Kaum sah es der Pĕlanduk, so rannte er zum Ladang-Besitzer, und rief:

„Der Radja befiehlt, dass alle Ladangs heute abgebrannt werden sollen!"

Der Bauer gehorchte, ging mit seinen Kindern nach dem Acker, wo sie von allen Seiten das dürre Holz anzündeten. Jämmerlich kamen alle Krokodile ums Leben.

Eines andern Tages sah der Pĕlanduk jenseits eines Flusses eine Menge von abgefallnen Blüten, gerade seine Lieblingsspeise.

Wie aber das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, trotz der zahlreichen Krokodile und des starken Stromes?

Bald hatte er eine List gefunden.

Laut schreiend rief er die Krokodile, und als sie massenhaft auftauchten, gab er ihnen kund, die Radja wolle sie *mĕnoba* [2]), und er sei gesandt, ihnen es anzukündigen.

Flehend baten ihn nun die Krokodile, er möge ihr Vermittler beim Fürsten sein; dem Pĕlanduk aber schien die Sache anfangs bedenklich.

„Man kann's probieren" sagte er schliesslich; „leget euch nur sämtlich neben einander, so werde ich die Stimmen zählen!"

Als alle neben einander lagen, hüpfte er von dem einen auf den anderen, bis er, zählend, das gegenüberliegende Ufer erreicht hatte.

Freundlich sagte er zu den Krokodilen: „Danke bestens! ich wollte gerade hier sein!"

---

[1]) Trocknes Reisfeld; die Waldbäume werden zu dem Zwecke nieder gehauen und verbrannt.

[2]) *Mĕnoba*: Fische mittels *Toba*-wurzel betäuben. Vgl. S. 131.

Der Kantjil und die Hochzeitsgäste.

(MALAYISCHE FABEL VON SINGAPORE.)

Einmal kam der Kantjil an ein Haus, wo man alles zubereiteit hatte für die, am folgenden Tage zu feiernde Hochzeit. Die ermüdeten Menschen waren schon im Begriffe, schlafen zu gehen.

Kantjil wartete bis sie schliefen, kletterte dann auf das Dach, und liess sich durch eine Öffnung hinunter.

Allerlei Leckerbissen fand er dort auf Schüsseln zubereitet stehen. Er frass alles auf, und verrichtete auf den leeren Schüsseln seine Notdurft. Dann ging er in die Küche, und kehrte alles Hausgerät das Oberste zu unterst. Seine Hände schwärzte er durch Streichen über den Russ, und trat zuletzt in das Schlafgemach der Braut. Ihr beschmutzte er mit seinen schwarzen Händen das Angesicht, ohne sie zu erwecken. In der Weise beschmutzte er alles, was im Hause war und ging in das Gemach neben dem der Braut. Der Frau, welche dort schlief, setzte er sich auf die Nase, in die er von der Hinterseite hineinblies.

Dann rannte er wieder nach oben, und setzte sich auf das Dach; ein kleines Kissen führte er mit sich.

Der üble Geruch drang der Frau in die Nase; sie wachte auf und ging in das Brautgemach. Erstaunt erblickte sie die Braut, russschwarz auf dem Bette liegend, und rief alle Bewohner herbei.

Als diese das schwarze Gesicht der Braut, so eben noch von so schöner hellgelber Farbe, sahen, erfasste Schrecken sie alle: nicht anders konnte man sich denken, als dass sie plötzlich ein Gespenst geworden sei. Und als man die Leckerbissen betrachtete so fand man dieselben alle zu Dreck geworden! Neues Entsetzen! In der Küche endlich fand man alles das Oberste zu unterst gekehrt. Aber hier wurde auch bemerkt

dass sich Kantjil's Fusstapfen in die zerstreutliegende Asche eingeprägt hatten.

Sofort fing man an, den Schelm zu suchen. Er aber sass unbemerkt, ruhig auf dem Dache. Endlich, als man das ganze Haus umsonst durchforscht hatte wurde er auf der Frist gesehen.

„Ah" so schrie man einstimmig, „da ist der Dieb, der uns unser Fleisch und alle Leckerbissen wegstibitzt hat! Morgen Hochzeit — und kein Stückchen Fleisch mehr im Hause!"

Und sofort wollten alle zugleich auf ihn zueilen.

Da warf der Kantjil sein Kissen hinunter; die Leute sahen es für den Kantjil selbst an, der herabfiel, und stürzten sich darauf. Da bemerkten sie, dass es nur ein Kissen sei!

Inzwischen sass Kantjil noch immer oben. Einige kletterten hinauf, und erfassten ihn; denn entweichen war ihm nicht mehr möglich — unten und oben waren Leute!

„Morgen" so drohten sie ihm, „morgen wirst du geschlachtet werden zur Bestrafung für all deine Missethaten."

Er wurde unter einen Kurungan [1]) gestellt, und verbrachte die ganze Nacht in bitterlichem Weinen.

Zufällig kam ein Frosch in die Nähe des Kurungans; ihn redete Kantjil folgendermassen an:

„Ach, Frosch, hilf mir doch, ich weiss mir weder zu helfen noch zu raten."

„„Wie kommst du darunter?"" fragte der Frosch.

„Ach, ich habe die Hochzeitskuchen aufgegessen, bin gefangen und soll morgen geschlachtet werden."

Der Frosch gab ihm dann folgenden Rat: „Morgen um sechs Uhr, wenn die Leuten kommen um dich zu töten, so strecke deinen Körper steif aus; und von jetzt an lässt du deinen Speichel aus dem Mund hinausfliessen, damit es Morgen übel riecht. So werden die Menschen es dafür halten dass du schon tot bist, und werden dich gewiss in den Wald werfen."

Am folgenden Morgen kamen die Leute mit Messern, um dem Kantjil den Garaus zu machen. Als sie an den Kurungan gekommen waren, sagte einer: „Guck doch einmal, wie der Kantjil schläft: seinen Kopf so, seine Pfoten so, ach, schläft

[1]) Rundes Bambugeflecht, welches man über Hühner u. s. w. stellt um dieselben von den anderen getrennt zu halten.

ein Kantjil auf *die* Weise? Das sehe ich jetzt zum ersten Male: einen schlafenden Kantjil."

Dann erfassten sie ihn.

„Er ist tot! Er ist schon steif!"

„„Wie? Tot? Er schläft nur!""

Darauf wurde er umgewandt, beobachtet, berührt: der Kantjil war so steif wie ein Holz.

„Er ist tot" war die Folgerung; „falls er lebendig wäre, so würde er sich biegen oder zu entkommen versuchen: er ist ganz steif, und stinkt sogar schon!"

So war denn ein Jeder überzeugt, dass er schon tot war.

„Wenn er nun einmal tot ist, so nützt er uns gar nicht mehr. Es geziemt sich nicht, ihn dennoch zuzubereiten, und den Gästen totes Fleisch vorzusetzen. Nein, ihn aufbewahren hat keinen Nutzen; besser ist, weil er nun einmal tot ist, ihn wegwerfen."

Als man ihn also hinwegschleuderte, sprang er sogleich auf, lachte hell auf, und rannte in den Wald.

Die Leute, welche so fest überzeugt waren, dass der Kantjil tot sei, konnten das nicht fassen. So kehrten sie nach Hause zurück und erzählten den Heimgebliebenen alle Begebenheiten.

Der Bräutigam war indessen benachrichtigt worden, dass seine Braut nachts wie ein Spuk ausgeschaut habe. Daher sagte er zu seinen Eltern: „Lasst es denn nur bleiben, ich heirate sie nicht; vielleicht wird sie später wirklich ein Gespenst. Lasst denn lieber die Ausgaben [1]) nur umsonst gespendet worden sein."

---

[1]) Für Brautpreis u. s. w. Bei vielen Völkern des Archipels ist das Heiraten nur ein Kaufhandel. Der Bräutigam zahlt dem Brautvater den Brautpreis, welcher in einigen Gegenden bis zu 2000 Gulden steigen kann, je nach Rang, Alter und Aussehen der umworbenen Maid. Damit gehen alle Rechte an das Mädchen auf den Mann über.

Der Zwerghirsch und der Affenkönig.[1])

Der Zwerghirsch hatte mittels allerlei Listen entweder alle Tiere des Waldes seine Oberherrschaft anerkennen lassen, oder die Fürsten derjenigen die ihm widerstrebten, töten lassen. Am längsten hatte ihm der Affenkönig Widerstand geleistet. Vor kurzem waren viele Affen von des Zwerghirsches Unterthanen getötet worden; der König aber hatte dem Tode zu entkommen gewusst:

Sjaich alim di Rimba [2]) kehrte nach seiner Wohnung zurück, begleitet von allen Fürsten der Tiere aus der Wildnis, unter fröhlichem Jauchzen, weil alle erfreut waren, dass sie den Sieg davon getragen hatten.

Als sie eine Weile gegangen waren, und Sjaich alim an seiner Wohnung angekommen war, setzte er sich auf ein Hügelchen, und alle Fürsten setzten sich in ehrerbietiger Haltung vor ihm auf die Erde.

Nach kurzer Zeit, als der Abend herannahte, machten alle Fürsten ein Sĕmbah [3]) und kehrten wieder, ein Jeglicher nach seinem Hause.

Am folgenden Morgen, als Sjaich alim aus dem Schlafe erwacht war, ging er aus, um für seine Mahlzeit Bulangfrüchte und Lalanblätter zu suchen. Und während er diese verzehrte, sann er auf Mittel, dem Affenkönig einen Streich zu spielen.

Als er etwas gefunden hatte, so ging er allein von seinem Hügel hinab, und begab sich nach einem, noch im Anbau begriffenen Acker, worauf das Holz gerade vom Besitzer

---

[1]) Diese und die folgende Fabel sind aus dem Malayischen von Riouw oder Djohor [Malakka] übersetzt.

[2]) Der weise „Sjaich" der Wildnis, Zuname des Zwerghirsches.

[3]) Vergl. S. 10.

niedergebrannt worden war; daher lagen die Asche und die Holzkohle da noch angehäuft.

Da angekommen, wälzte er sich in der Holzkohle umher, und in einem Augenblicke klebte dieselbe allenthalben an seinem Körper.

Als also sein Körper ganz schwarz war, ging er weiter, um ein Wespennest zu suchen. Auf einem Hügel fand er ein ausserordentlich grosses Wespennest.

Nachdem er an seine Pfote eine Leine gebunden hatte, machte er sich auf den Weg, um in Feld und Wald den Affenkönig zu suchen; er fand ihn aber nicht.

Dann ging er in einen grossen Wald, und bald erspähte er dort den Affenkönig, der mit seinen Ministern und Reichsgrossen auf einem Rambutan-baume sass; sie assen eine Unzahl Rambutanfrüchte.

Während er anscheinend nicht zum Affenkönig aufblickte, brummte Sjaich Alim: „Wo mag doch jetzt der Pĕlanduk (Zwerghirsch), der von Allah Gefluchte, sein? Möchte er doch recht geschwind sterben, denn er befolgt nur die Befehle seines (bösen) Unterrichters!

Ich habe ihm zum Diener werden müssen, und muss, von meiner Frau und meinen Kindern getrennt, hier diese Kiste bewachen, die zweifellos seine Seele enthält. Den Worten des Unterrichters dieses Bastards gemäss soll gewiss, sobald diese Kiste seiner Seele zerbricht, auch der alte Unglückspĕlanduk sterben. Ach, wie lange schon ist's her, seit ich nicht mehr meine Rotgoldne, meine Perle, meine Lotusblume, meine Göttin, die Zwillingschwester einer Widôdari (Himmelnymphe), die in der Krone des Balangbaumes hauset [1]) gesehen habe. Ach, wie sehr sehne ich mich nach meiner Herzensfrucht (= Herzensgeliebte), mit meiner ganzen Seele und mit meinem Verstand; (und ich bin von ihr getrennt weil) der verruchte alte Pĕlanduk mich beauftragt hat, dieses Kistchen mit seiner Seele zu bewachen. Möchte doch einer seiner Feinde diese Kiste erspüren, damit er sie entzwei schlüge, und sogleich Sjaich alim di Rimba stürbe! Er ist ein grosses Unglück für diese Welt, er setzt alle Einwohner der Wildnis in Erregung, und

---

[1]) Wahrscheinlich deutet er mit diesen Worten seine Frau an.

auch ich verdanke ihm manche Schwierigkeit. Möge er schleunigst von seinen Feinden getötet werden; aber heutzutage giebt es bereits ein Vorzeichen dass er sterben soll, denn die Leine, die er mir um die Pfote gebunden hat, ist schon zerbrochen. Möchte doch irgendwelcher seiner Feinde hierher kommen! ich würde ihm diese Kiste zeigen, damit er sie zerschlüge."

Als der Affenköning diese Worte des Pĕlanduks (der so schwarz wie Russ war) gehört hatte, waren er und seine Minister und Reichsgrossen sehr erfreut. Er sagte zu seinen Grosswürdenträgern: „Minister, ich hörte eben den schwarzen Pĕlanduk, der unter uns vorüberging, Folgendes brummen: Dies ist gewiss die Seelenkiste des bösen Pĕlanduks, dieses Bastards, die er mir, seinem Untergeordneten, zu bewahren befohlen hat. Wohlan, lasst uns einmal die Kiste ansehen, wie sie doch aussieht, und wenn möglich, lasst uns dieselbe zerschlagen, damit möglichst schnell der Pĕlanduk, diese Gefahr der Welt, sterbe; denn er hat uns schon so lange benachteiligt, und sogar verwehrt, unsre Nahrung zu suchen."

Alle Minister sprachen: „„Die Worte unsres Herrn sind recht, denn der schlechte Pĕlanduk hat gar viele Streiche.""

So stieg denn der Affenkönig von dem Rambutanbaum hinunter, mit allen Ministern und Grosswürdenträgern, um sich an den schwarzen Pĕlanduk zu wenden. Er sprach: „Pĕlanduk, was brummtest du eben, als du unter dem Rambutanbaume vorübergingst, und wo ist das Seelenkistchen des verruchten alten Pĕlanduks? Zeige es mir, damit ich es zerschlage, denn ich bin sein Feind in dieser Welt und im Jenseits."

Und von Sjaich Alim di Rimba wurde der Affenkönig, mit allen seinen Ministern und Grosswürdenträgern nach der Stelle, wo sich das Wespennest befand, geführt. Dasselbe nun war wirklich besonders schön.

Als sie angekommen waren, und der Affenkönig das Wespennest sah, war er ganz erstaunt; und er dachte in seinem Herzen: „Es ist wahr, wie es der schwarze Pĕlanduk gesagt hat, denn bei meinen Lebzeiten, und in der Zeit meiner Urahnen selbst, ist niemals ein so schönes Kistchen zu sehen gewesen. Wie schön es gemacht ist! es ist bestimmt eine

sehr passende Stelle für diesen Bastard, um seine Seele hineinzulegen!"

Als er also gedacht hatte, nahte er dem Neste mit allen seinen Ministern, Befehlshabern und Unterthanen. Als sie näher gekommen waren, sah der Pĕlanduk alles was der Affenkönig that. Darum wich er unbemerkt und leise zurück, und versteckte sich; so sass er und beobachtete das ganze Betragen des Affenkönigs und seiner Minister.

Und diese schlugen mit der Hand und mit der Faust gegen das Wespennest, und erteilten ihm Fusstritte, ein Jeder einige. Und das Wespennest zerbrach.

Und als es zerbrochen war, so zerstreuten sich die Wespen, welche die Schläge und Fusstritte auf ihr Nest gefühlt hatten, nach aussen, und stachen mit ihren Angeln den Affenkönig und sein Hofgesinde. Und sie alle flüchteten, und machten sich stolpernd, hin und her schwankend, und sehr verletzt aus dem Staube. Und die Wespen verfolgten sie, und stachen sie immerfort. Und der Affenkönig und alle seine Unterthanen schrieen vor Schmerz, mit einem Klang alsob der Wald umstürzen sollte.

Als Sjaich alim di Rimba gesehen hatte dass der Affenkönig durch die Wespen gestochen worden war, kehrte er nach seinem Palaste zurück. Dort angekommen, ging er nach einem Weiher, und wusch seinen ganzen Körper, an dem die Holzkohle noch klebte, und sein Äusseres wurde wieder wie vorher. Dann setzte er sich abgesondert hin und ass Früchte.

Am folgenden Morgen versammelten sich alle, ihm untergeordneten Fürsten auf der Ebene, und verdrängten einander um Sjaich alim di Rimba, dem Hochherrlichen, ihre Aufwartung zu machen.

Und dieser sprach: „Wie könnte je der Treulose Glück haben? Einem Jeden der das Gute schafft, begegnet das Gute; und ein Jeder der das Böse schafft, bekommt Böses zum Lohn."

Und alle die Fürsten senkten das Haupt zur Erde, machten ein Sĕmbah, und sprachen: „„Wahrheit sind die geehrten Worte unsres Herrn, Sjaich alim di Rimba!""

Der Elephantenkönig und der Ameisenkönig.

Jetzt folgt die Geschichte, wie der Ameisenkönig all seine Unterthanen versammelte um sie zu Rate zu ziehen, weil der König sich vermählen wollte.

Es war zu der Zeit ein sehr fröhliches Getümmel wegen der Musikinstrumente, und wegen der Unzahl der Ameisen die ihren Fürsten begleiteten; und viele Dutzende von Musikinstrumenten wurden im Feierzuge mitgeführt.

Im selben Augenblick war der Elephantenkönig auf die Ebene spazieren gegangen. Als er die unzählige Menge der Ameisen aufziehen sah, die das ganze Land bedeckten, wurde er sehr zornig, weil die Unterthanen des Ameisenkönigs so zahlreich waren. Und er sprach: „o, Ameisen, warum zieht ihr in einer solchen Unmenge auf?"

Die Ameisen antworteten ihm: „„Wir begleiten unsren König auf seinem feierlichen Brautzug.""

Der Elephantenkönig sprach: „o, Ameisen, wo ist euer König?"

Die Ameisen antworteten: „„Es ist derjenige der in der Mitte geht, umringt von allen andren Fürsten.""

Der Elephantenkönig aber sah nichts als Ameisen, ebenso hoch wie der Boden; und er sprach: „o, Ameisen, wie schaut doch euer Fürst aus? ich sehe keinen Unterschied; was ist das für einen Radja? Ihr seid alle Ameisen. Wenn ich euren König erspähe, so werde ich ihn ganz und gar zermalmen."

Da sprachen die Ameisen: „o, Du grosser Elephant, warum schätzest du unsren Radja gering? Du bist eben so wohl von Allah (gelobt sei Er, und Er ist erhaben!) geschaffen worden; es scheint uns dass du ausserordentlich ungesittet bist. Warum sprichst du also, und achtest dich selbst so hoch? Wir sind zwar nur Ameisen, aber fürchten uns demungeachtet nicht! Eine gute Rede flösst immer einem Jeden Ehrfurcht ein; rücksichtloses Geschwatz aber wird von keinem Menschen ge-

fürchtet. Und Keiner wird je von den Menschen in Ehren gehalten, seiner Grösse oder seines Mutes wegen; sondern man achtet auf die Gesittung. Anständigkeit, gute Reden und gutes Betragen, das ist es, was die Menschen schätzen und ehren.""

Zornig antwortete der Elephantenkönig: „o, Ihr gemeine Ameisen, was wollt ihr? Falls ihr wirklich mannhaft seid, so haltet stand. Ihr seid mir fast zu gering, euren Kopf zu zertreten."

Und er stimmte ein donnerndes Kriegsgeschrei an, und stürmte auf die angehäuften Ameisen zu: und alle, die von seinen Fusstritten getroffen wurden, starben; die im Stande waren zu fliehen, entrannen dem Tode. Die Ameisen wussten nicht, wohin zu flüchten; es gab einige welche mit zerbrochenen Pfoten nicht mehr gehen konnten.

Nachdem der Ameisenkönig gesehen hatte, wie seine Unterthanen ganz unschuldig vom Elephantenkönig gemordet worden waren, war er ganz bestürzt und sagte: „o, König der Elephanten, warum tötest du meine Unterthanen, die sich keiner Sünde bewusst waren?"

Der Elephant antwortete: „„o, Elende Ameise, was willst du von mir; mache nur nicht zu viel Redens.""

Da erwiderte der Ameisenkönig: „Nur mittels deiner Grösse hast du so viele meiner unschuldigen Unterthanen getötet!"

Der Elephant sprach ergrimmt: „„Du gemeine Ameise, die du nur über den Boden kriechend gehen kannst, schwatze mir nicht zu viel, sonst zertrete ich dich gewiss, und zermalme dir den Kopf!""

Der Ameisenkönig antwortete ihm: „o Elephantenkönig der da so gross und stark bist! wenn du mit mir kämpfen willst, so ist es gut, aber ich bitte dich um eine Frist von etwa siben Tagen."

Der Elephant sprach: „„o, Ameise, was sollen sieben Tage, und wären es drei Monate, ich würde sie dir gewähren.""

Nachdem die Verabredung zwischen dem Elephanten und der Ameise gemacht worden war, betreffs ihres stattzufindenden Kampfes, kehrte der Ameisenkönig nach Hause um all seine zerstreuten Unterthanen, die geflohen waren, zu sammeln. Und alle, klein und gross, alt und jung versammelten sich um ihren König.

Darauf befahl der König, in der Mitte der Ebene eine Grube zu graben; Tag und Nacht wurde unausgesetzt daran gearbeitet. Als sie die Grube in der Mitte des Schlachtfeldes gegraben hatten, sprach der Ameisenkönig: „O, meine Oberbefehlshaber, wie tief und wie breit und wie lang ist sie?" Sie antworteten: „„o, Herr, sie ist drei Klafter breit.""

Dann zog der Ameisenkönig auf nach der Mitte des Schlachtfeldes mit allen seinen Unterthanen, unzählig, sodass der Boden schwarz aussah wegen der Unmenge der Ameisen.

Und auch der Elephantenkönig sammelte seine Untergeorlneten auf der Mitte des Feldes.

Als sie versammelt waren, war der Boden unsichtbar geworden wegen der Anzahl der Elephanten.

Der Elephantenkönig aber ahnte nicht, dass ihm von dem Ameisenkönig eine Schlinge gelegt worden sei. Und er dachte: Wie werden die Ameisen mir im Kampfe widerstehen können? denn offenbar können sie nur über den Boden kriechen.

Und er sprach: „o, Gemeiner, elender Ameisenkönig, jetzt ist die Frist von sieben Tagen abgelaufen!"

Der Ameisenkönig entgegnete ihm: „„Ich harrte nur noch deiner Herausforderung; und willst du mich ergreifen, so bin ich fertig, und erwarte dich.""

Inzwischen hatte ein Affe gesehen, dass der Elephantenkönig und der Ameisenkönig einander bekämpfen wollten. Sogleich ging er zum letzteren und sprach: „o, Ameisenkönig, welche ist die Veranlassung deines Streites mit dem Elephantenkönig?"

Der Ameisenkönig erwiderte: „„o, Mein Freund, eines Tages als ich über diese Ebene aufzog, kam plötzlich dieser Elephant und sprach: Warum sind in diesem Augenblicke so viele von euch zu sehen? Meine Unterthanen sprachen: Wir begleiten den Aufzug unsres Fürsten. Da sagte der Elephant, während er mich verhöhnte: Ist das euer Radja, der Elende und Gemeine dort? wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm den Kopf zertreten bis er stirbt. Also sprach der Elephantenkönig zu uns.

Da antworteten ihm meine Unterthanen: Warum spricht du also? denn du bist ebensowohl ein Geschöpf von Allah in dieser Welt wie unser König; du achtest unsren Radja durchaus nicht!

Darauf antwortete er: o, Ihr gemeine und winzige und

allerelendeste Ameisen, ich achte euren Radja für nichts; und in seiner Wut zertrat er meine Unterthanen; viele starben und andere waren zerschmettert; und einige flüchteten ohne zu wissen wohin; und nur die Gelegenheit zur Flucht fanden entrannen dem Tode, die es nicht konnten, starben alle. Dies ist die Veranlassung."

Dann ging der Affe zum Elephantenkönig und sprach: „o, Mein Bruder, wie könntest du gegen den Ameisenkönig kämpfen wollen? Bist du nicht ein berühmter Fürst, und hat nicht Sjaich alim di Rimba gesagt: „Wenn es eine Sache giebt, sie sei gut oder schlecht, wollt ihr alle dann mir Bericht erstatten." Wie willst du denn nun zu kämpfen anfangen, und hast nicht unsrem Herrn Sjaich alim di Rimba kund gethan, und deine Sache ihm vorgebracht? Wenn du nicht hingehst, um ihn in Kenntnis zu setzen, so bist du zweifellos widerspenstig gegen unsren Herrn Sjaich alim di Rimba."

Der Elephant sprach: „„Du hast vollkommen Recht; dein Rat ist sehr gut.""

Darauf sann der Elephant einige Augenbliche nach, und sprach dann zum Ameisenkönig: „o, Elende Ameise, warte nur, wir werden zunächst Zeugen suchen, damit ich nicht von den Einwohnern des Waldes beschuldigt werde, ich hätte dir Unrecht gethan, und damit deine Kraft und meine Kraft offenbar werden."

Der Ameisenkönig sprach: „„o König der Elephanten, der du so gross und kräftig, so mutig und geehrt, aber unverständig bist! wenn du weitere Frist forderst, so ist's mir gut.""

Dann sprach der Elephantenfürst zu seinen Unterthanen: „o Meine Freunden, wollt euch morgen einfinden, denn ich will meine Aufwartung machen bei Sjaich alim di Rimba, und ihm die Sache unterbreiten."

Die Minister antworteten ehrfurchtsvoll: „„o, Herr, wir sind jetzt alle hier versammelt; warum sollte unser Herr erst morgen aufziehen? Wir sind ja bereit, unsren Herrn zu begleiten.""

Daher zog der Elephantenkönig sogleich auf zum Sjaich alim di Rimba und wandte sich mit allen seinen Unterthanen dem Qus Djinaka (die Residenz des Zwerghirsches) zu.

Als sie kurze Zeit unterwegs gewesen waren, trafen sie dort ein, und machten ihre Aufwartung bei Sjaich alim di Rimba.

Der König machte ein Sĕmbah, und senkte den Kopf zur Erde.

Sofort redete ihn Sjaich alim di Rimba an mit den Worten: „o, Mein Bruder, wegen welcher Sache ist es dass du vor mir erscheinst?"

Der Elephantenkönig sprach: „„o, Herr, Dein Diener kommt zu seinem Herrn, weil er aus den Worten der Ameise vernommen hat, dass dieselbe ihn bekämpfen will; mehrere beleidigende Worte hat sie mir zugefügt.""

Sjaich alim di Rimba sprach: „„Ist die Ameise so grossen Herzens (d. h. so tapfer) dass sie dich bekämpfen will? In *dem* Falle will ich aber alle meine Unterthanen und Heerscharen sammeln, um dich mit dem Ameisenkönig kämpfen zu sehen. Morgen werden wir aufbrechen.""

Am folgenden Morgen machte sich Sjaich alim di Rimba auf den Weg, auf seinem Reittiere, dem weissen Rhinoceros sitzend, umringt von allen seinen Unterthanen, den Einwohnern des Waldes.

Als sie eine Weile fortgezogen waren, kamen sie an den Rand der Ebene. Und Sjaich alim hielt ein mit allen seinen Begleitern, die in unzähliger Menge ihn umgaben, und sprach: „O, mein Bruder Elephant, wohlan, wir werden einen Boten zum Ameisenkönig abfertigen, und zwar den Bock."

Der Elephantenkönig sprach: „„Zu Befehl, Herr, es geschehe nach deinen Worten.""

Danach sprach Sjaich alim zum Bock: „Mein Freund, gehe zum Ameisenkönig, und sprich zu ihm Folgendes: Sei es dir bekannt, o unverständiger und unvernünftiger Ameisenkönig, dass ich gesandt worden bin von Sjaich alim di Rimba. Er ist der Herr aller Tiere des Waldes."

Darauf machte der Bock ein Sĕmbah, verabschiedete sich und machte sich auf den Weg zum Ameisenkönig.

Als er angekommen war, redete ihn sogleich der Ameisenkönig an: „Woher kommen Sie, und haben Sie einen Auftrag?"

Der Bock antwortete ihm: „„Ich komme zu Ihnen im Auftrag meines Herrn, Sjaich alim di Rimba"" und alle die Befehle seines Herrn überbrachte er dem Ameisenkönig.

Als dieser die Worte des Bocks gehört hatte, ging er hinaus mit seinen Ministern und sah dass alle Tiere der Wildniss in unzähliger Menge beisammen waren.

Die Ameisen waren sehr erstaunt und sprachen zu ihrem König: „o Herr, Fürst der Welt, warum haben sich alle Tiere des Waldes in so unzähliger Menge auf der Ebene versammelt, zusammen mit dem Elephantenkönig? Vielleicht wollen sie uns Unrecht thun!"

Ihr König antwortete: „„Meine Oberbefehlshaber, geht hin, um sie alle zu befragen, was doch die Ursache sei, dass sie alle auf dem Felde sich befinden.""

Nachdem sie ein Sĕmbah gemacht hatten, gingen sie gerade aus nach der Stelle wo sich König Löwe befand. Bei ihm eingetroffen, sprachen sie: „Herr, rechtfertiger Fürst! Wir sind von unsrem König gesandt, E. M. zu befragen, zu welchem Zwecke Sie hierher gekommen sind?"

Der Löwe sprach: „„Ich weiss es nicht; besser wär's, wenn ihr zum Sjaich alim di Rimba ginget.""

Die Ameisen fragten: „Unser Herr sage uns, wo ist Sjaich alim di Rimba?"

König Löwe antwortete: „„Kennt ihr ihn nicht? Da ist S. M., der da sitzt auf dem Rücken des weissen Rhinocerosses; *er* ist der Beherrscher von uns allen, Tieren des Waldes.""

Die Ameisen schauten in der angewiesenen Richtung, und sahen einen weissen Pĕlanduk auf eines Rhinocerosses Rücken sitzen; sein Bart und Schnurrbart waren auch weiss. Und sie dachten in ihrem Herzen: Wie thöricht muss doch der Rhinoceros sein, dass er den alten Pĕlanduk tragen will!

Darauf gingen sie hin, um sich bei ihm zu verfügen, und sprachen zu ihm: „Wir flehen E. M. an, eine Untersuchung anstellen zu dürfen, zu welchem Zwecke E. M. sich nach dem Schlachtfelde aufgemacht haben; unser Fürst hat uns beauftragt, nachzuforschen, mit welcher Absicht E. M. hier eine Versammlung abhalten mit allen Bewohnern des Waldes."

Sjaich alim antwortete: „„Ameisenminister, benachrichtigt euren König, dass ich hierher gekommen bin, um seinen Kampf mit dem Elephantenkönig mit anzuschauen, damit ich Zeuge davon sei, wer unterliegt, und wer siegt.""

Nachdem die Minister diese Worte des Sjaich alim di Rimba gehört hatten, verabschiedeten sie sich, machten ein Sĕmbah, und kehrten zu ihrem Fürsten zurück.

In der Gegenwart ihres Königs angekommen, begrüssten

sie ihn, und sprachen: „Herr! Sjaich alim di Rimba hat gesagt: Ich bin hierher gekommen, um mir das Schauspiel anzusehen, wie euer Fürst mit dem Elephantenkönig kämpfen wird, wer unterliegt und wer siegt; ich werde davon Zeuge sein. Also waren die Worte des Sjaich's zu uns."

Als der Ameisenkönig diese Worte seiner Minister gehört hatte, und was sie mit dem Zwerghirsch besprochen hatten, so war er ganz erstaunt, und sprach: „„Meine Minister, ist ein Mensch mit dem Elephantenkönig mitgekommen?""

Sie antworteten: „Kein Mensch ist mit ihm; nur *ein* einziger weisser Pělanduk; wir sahen ihn sitzen auf dem Rücken eines weissen Rhinocerosses und weiss waren sein Bart und sein Schnurrbart; also schaute der Pělanduk aus."

Nachdem er einige Augenblicke nachgegrübelt hatte, sprach der Radja: „„Meine Minister, geht abermals hin, zum Elephantenkönig, und bittet ihn um eine Frist von noch zwei Tagen; dann werde ich zum Krieg hinausziehen.""

Nach ehrerbietigem Grusse begaben sich die Minister zum Elephantenkönig und sprachen zu ihm: „Grossmächtiger König! unser Fürst bittet um eine Frist von noch zwei Tagen bevor er zum Kampfe hinausziehe."

Die Antwort des Elephanten war: „„Es ist gut, sagt eurem König, dass er Eile mache, weil Sjaich alim di Rimba zuschauen will, wie ich mit eurem Fürsten kämpfe.""

Die Minister verabschiedeten sich, und kehrten wieder zu ihrem Fürsten, dem sie alle Worte des Elephantenkönigs überbrachten.

Dann befahl der Ameisenkönig seinen Ministern in die von ihnen gegrabene Grube hineinzugehen, und mit ihnen versammelten sich alle Ameisen in Unmenge in der Grube, Erdameisen und grosse Baumameisen, und giftige Ameisen; die Anzahl der Unterthanen des Ameisenkönigs, welche in der Grube des Hineinfallens des Elephanten harrte war nicht zu schätzen.

Als der festgesetzte Tag hereingebrochen war, früh am Morgen, wie das Auge des Tages kaum aufgegangen war, beriet sich Sjaich alim di Rimba mit den Einwohnern des Waldes, und sprach: „Wo sind die Ameisen? Sie kommen nicht!"

Der Elephantenkönig sprach: „„Wenn sie nicht kommen,

so werde ich ihre Stadt zerstören, und ihren König mit Frau und Kindern töten."

Im selben Augenblick zog der Ameisenkönig mit seinen Soldaten aus. Und er sandte einen Minister zum Elephantenkönig, mit der Botschaft: „o, Elephantenkönig, komme jetzt hinaus, denn unser König steht auf der Ebene bereit, dich zu erwarten."

Als der Elephantenkönig die Worten des Ameisenministers gehört hatte, kehrte letzterer zu seinem König zurück, und sie alle versammelten sich jenseits der Grube, und erwarteten den Angriff des Elephantenkönigs.

Einen Augenblick später sprach Sjaich alim di Rimba: „Mein Freund, Elephantenkönig! Widerstehe dem Ameisenkönig aus aller Macht, damit du ihm nicht unterliegest."

Und sogleich darauf stellte sich der Ameisenkönig jenseits der Grube und schrie: „o, Du Elephant, der du so gross, und stark, und mutig und ungestüm bist, komme hierher, so werde ich gewiss dein Gehirn aussaugen!"

Sobald der Elephant diese Worte der Ameise zu ihm gehört hatte, wurde er sehr ergrimmt, und mit donnerndem Kriegsgeschrei rannte er auf den Ameisenkönig zu. Inzwischen erwarteten ihn zahllose Ameisen in der Grube.

Der Elephant wusste nichts davon, dass da eine Grube war und stürzte hinein.

Und sogleich drangen viele Ameisen in seine Nasenlöcher hinein, andere krochen in seine Ohrenlöcher, und in seinen Hintern; und alle Körperöffnungen und Poren des Elephanten wimmelten von Ameisen, roten, schwarzen und giftigen Ameisen.

Die zwei Elephanten [1]) wälzten sich in Verzweiflung herum und schrieen laut vor Schmerz.

Und alle Ameisen jauchzten, und auch die Bewohner des Waldes stimmten ein Ohrbetäubendes Geschrei an, als sie sahen wie der Elephantenkönig von dem Ameisenkönig überlistet war.

Und die zwei Elephanten starben, weil eine solche Unzahl von Ameisen sie allenthalben gebissen hatte und in alle Öffnungen ihrer Körper hineingedrungen war.

So verging es dem Elephantenkönig, der in der Grube von dem Ameisenkönig getötet wurde.

---

[1]) Hier treten auf einmal zwei Elephanten auf.

Tuan Sjaich alim di Rimba sprach: „o, Meine Freunde, so stellt es sich heraus, dass es nicht gut ist, wenn wir treulos sind, oder einem Geschöpfe Allah's (Er sei gelobt und Er ist erhaben!) Unrecht thun.

Obwohl nun die Ameisen so viel kleiner sind als wir, ist es eben darum noch nicht gut sie gering zu achten. Sie sind aber nicht tapfer und so wird es mir unschwer sein, ihre List ihnen zu vergelten. Geht nun alle hin, und holt Alang-alang herbei, dessen Blätter gut trocken sind; und werft alles in die Grube; zweifellos werden sie dann von den Flammen verzehrt werden, als Rache über den Tod unsres Freundes, des Elephanten."

Als alle Bewohner des Waldes diesen Befehl des Sjaich alim di Rimba gehört hatten, so machten sie sich auf den Weg, und sammelten trockne Alang-alang-blätter; diese häuften sie an in der Grube, und zündeten sie dann an.

Von den Ameisen, die in der Grube sich befanden, starben viele, und andere ergriffen die Flucht.

Als die übrigen Ameisen erfuhren, dass alle Tiere des Waldes ihnen zu Feinden geworden waren, und als sie sahen wie sie sich ihnen gegenüber betrugen, so flohen sie alle, und versuchten, sich in Sicherheit zu setzen. Es gab solche, die in die Spalte der Steine hineindrangen, andere gingen in Baumhöhlen, eine Jegliche versuchte sich auf ihre Weise zu retten. Nach allen Seiten liefen sie auseinander, man konnte sie nicht im Auge behalten.

Also verging es allen den Ameisen.

V. BATAK-SAGEN UND ERZÄHLUNGEN.

Die Bataks bilden eine der interessantesten von den zahllosen Völkerschaften welche die grosse Insel Sumatra bewohnen. In mehrere Stämme verteilt bewohnen sie die „Residentien" Tapanuli und Sumatra's Ostküste, und die Gegenden im Binnenlande am Toba-See, welche grösstenteils die Oberherrschaft der niederländischen Regierung noch nicht anerkennen.

Die Batak-sprache zerfällt in mehrere Mundarten, zum Beispiel: das Mandailing, das Dairi, das Toba u. s. w. Sie hat eigene Schriftzeichen welche aus irgendeinem alt-indischen Alphabet entstanden sind, und meistens auf Bambu geschrieben werden. Die Litteratur der Bataks, welche hauptsächlich aus Erzählungen und Legenden besteht, hat viele Eigenarten aufzuweisen und thut sich durch viele bilderreichen Redensarten und malerischen Vergleichungen hervor, ja ist unter Umständen sogar sehr poetisch angehaucht. Die seltenen Übersetzungen aus andren Sprachen sind vollständig auf Batak-weise umgestaltet worden, sodass ihr fremder Ursprung leicht verkannt werden könnte. Bemerkenswert sind besonders die vielen kosmogonischen Legenden, welche, wie überhaupt die ganze Litteratur, manches Streiflicht über die Weltanschauung und Religion der Bevölkerung werfen.

Die poetische Anlage der Bataks zeigt sich auch in dem Umgang zwischen jungen Leuten von beiderlei Geschlecht. Die unverheirateten, erwachsenen Mädchen verbringen in einigen Gegenden die Nacht im Hause einer Witwe oder geschiedenen Ehefrau und dort empfangen sie Besuch von den heiratsfähigen Jünglingen ihres Dorfes. Und da giebt's dann zwischen ihnen ein verliebtes Wortspiel, indem der Jüngling

einem Mädchen ein vierzeiliges Extemporé zusingt, und in gleicher Weise von ihr beantwortet wird. Diese Extemporé's, Ende genannt, sind am besten mit den malayischen Pantuns vergleichbar; die zwei ersten Zeilen haben meistens gar keine Bedeutung, oder stehen mit den beiden folgenden nur in sehr entfernter Beziehung; ihr Zweck ist nur, die Reimwörter für letztere herbeizuschaffen. Einige dieser „Ende" sind den folgenden Märchen und Erzählungen beigegeben.

Der echte und der unechte Vater.

Eines Tages, als die Sonne aufs glühendste strahlte, wurde Manggarang-guring Begu (das Kinder-stehlende Gespenst) einen Mann gewahr, der mit seinem Kinde nach dem Badeort ging. So bald sich beide ins Wasser begeben hatten, kam das Gespenst eilig herbeigelaufen, bemächtigte sich des Knaben', und machte sich schnell mit ihm aus dem Staube. Geschwind verliess der Vater, der es gesehen hatte, das Wasser und setzte dem Gespenst nach. Als er es ereilt hatte, forderte er seinen Sohn zurück; Manggarang-guring Begu aber antwortete ihm: „es ist mein Kind, warum sollte ich es dir geben?"

„„Wohlan"" sprach der Vater, „„lasst uns denn zum Dorfsvorsteher gehen und dessen Urteil einrufen.""

„Sehr gut" sagte das Gespenst; „dein Kind aber habe ich nirgendwo gesehen."

Beide gingen also zum Radja.

Der rechte Vater reichte seine Klage ein; der Geist (der indessen die Gestalt des Vaters angenommen hatte, sodass er vom rechten Vater nicht zu unterscheiden war) verteidigte sich. Das Ende der Geschichte war, dass beide vor den Gerichtshof geführt wurden, damit die Ratsversammlung der Häuptlinge ihren Streit entscheide.

Als die Ratsversammlung vollzählig war, bot der Vater des Kindes den Mitgliedern Betel an, und nachdem sie diese genossen hatten, musste er die Umstände der Entführung seines Kindes noch einmal haarfein erzählen.

Inzwischen hatte der Radja befohlen das Kind in eine Pauke zu legen.

Als er danach sein Urteil aussprach, hiess er den Vater, die Pauke eine Strecke bergauf tragen und dann zurückbringen.

Sogleich that der Vater was ihm befohlen war; er hob die Pauke auf, und fing an, diese bergauf zu tragen. Und während

des Hinaufsteigens seufzte er: „o, Wie sehr ermüdet mich dieses Schleppen; es macht aber nichts, wenn ich nur meinen Jungen dadurch zurückbekomme.

Nachdem er die Pauke ins Gerichthaus zurückgebracht hatte, musste Manggarang-guring dasselbe verrichten.

Er hob die Pauke auf, und während er unter der Bürde sich abquälte brummte er: „O, wie sehrt ermüdet mich diese Last! Ich werde sie dennoch hinaufschleppen, damit nicht der Vater sein Kind zurückbekomme."

Danach stellte er die Pauke wieder in den Ratsaal.

Nun hiess man die beiden Streitenden sich während einiger Augenblicke zurückziehen.

Dann wurde die Pauke geöffnet und das Kind befragt nach demjenigen was die Träger unterwegs gesprochen hatten. Einleuchtend stellte es sich jetzt heraus, dass Manggarang-guring nur vorgewandt habe dass er der Vater sei.

Jetzt galt's nur noch, das Gespenst unschädlich zu machen.

Angeblich wurde nun noch eine zweite Probe befohlen. Der Vater sollte in ein Blaserohr kriechen. Obwohl er behauptete, es sei ihm dies viel zu eng, so bestand man jedoch dringend darauf. Schliesslich rief er zornig: „Ihr wollt mir mein Kind nicht zurückgeben, so lasst es denn bleiben, es sei mir verloren!"

„Hört ihr es wohl?" so jauchzte das Gespenst, das die Gelegenheit benützen wollte: „„jetzt will ich euch zeigen dass es mein Kind ist.""

Und zu gleicher Zeit glitt es in das Blaserohr, welches ganz von ihm ausgefüllt wurde.

Dann verwandelte es sich in eine Atuk-atuk (Biene) und versteckte sich noch tiefer in das Blaserohr.

In diesem Augenblicke gab man dem Vater das Kind zurück.

Sogleich stopfte dieser die Öffnungen des Blaserohres zu, und Manggarang-guring erstickte.

Also endete das Gespenst sein Leben, der Nachwelt zur Belehrung: thut niemals wie der Manggarang-guring Begu, und gebt euch niemals den Schein, alsob eines Anderen Kinder die eurigen wären.

Wenn es Neumond ist.

Er war einmal ein Kuhhirt, der weidete seine Herde am Rande eines Waldes. Weil plötzlich ein gewaltiger Regenguss zu fallen anfing, suchte er einen Zufluchtsort unter den schattenreichen Bäumen.

Wie gross aber war seine Bestürzung, als er plötzlich ein gewaltiges Ungeheuer in der Gestalt einer Schlange gewahr wurde, das seine Eier mit dem Schwanze umfasst hielt, und den Kopf bald links, bald rechts wandte, um sich Nahrung zu suchen.

Dem armen Kuhhirten war es sogleich klar, dass er im Gebiete der Hala na godang, der grossen Schlange, angelangt sei.

Was jetzt anfangen? Der tödlich erschreckte Mann wusste es gar nicht und in seiner Angst warf er Steinen nach der Schlange, mit dem Erfolg, dass alle ihre Eier zerbrachen.

Wütend wandte jetzt die Schlange ihren Kopf, und fuhr den Kuhhirten an:

„Du hast das Leben meiner Kinder genommen, darum nehme ich das deinige."

Kaum hatte dies der Mann gehört, so ergriff er die Flucht, von der Schlange gefolgt, die in mächtigen Windungen hinter ihm her rollte. Das half ihr aber nicht: sie konnte den Flüchtling nicht ereilen.

Endlich hatte dieser das Ende der Erde erreicht. Nun setzte er in den Luftraum; die Schlange folgte ihm immer auf den Fersen.

Da erblickte der Hirt den Mond; er eilte auf ihn zu, und flehte ihn um Hilfe an. Die Schlange aber war auch schon da, und erzählte dem Mond in hohem Tone die Missethat.

Der gute Mond, wie gerne er auch den Hirten retten wollte, wusste jedoch nicht auf welche Weise. Darum zog er die Sonne zu Rate, um mit ihr sich die Sache zu überlegen.

Der Ausgang der Besprechung war, dass Sonne und Mond der Schlange den Vorschlag machten dem Kuhhirten eine Geldstrafe aufzulegen.

Das Ungeheuer aber wollte davon nichts wissen, es bestand darauf, den Zerstörer seiner Eier zu verschlingen. Dies aber wollte weder Sonne noch Mond ihm gewähren; daher machte die Sache keine Fortschritte.

Schliesslich fasste der Mond einen grossmütigen Entschluss: da offenbar die Schlange nicht auf ihre Absicht, den Mann zu verschlucken, verzichten wollte, so bot der Mond seinen eignen Körper anstatt des Mannes der Schlange zur Speise dar, und fügte das verlockende Versprechen hinzu, die Schlange dürfe ihn jeden Monat verschlingen.

Da rührt es her, dass der Mond alle neunundzwanzig oder dreizig Tage unsichtbar wird: die Schlange hat ihn dann verschluckt.

Perasi.

Einer der Vorfahren des gegenwärtigen Häuptlings der Kampung Penungkiran hatte eine bildschöne Tochter.

Eines Tages, als sie den Uruk Bintang Maria (ein Berg) entlang ging, wurde sie der Fürst der dort verweilenden Heinzelmännchen (Omang) gewahr, und verliebte sich in sie.

Der Omang sah aber sehr wohl ein dass weder die schöne Jungfrau noch ihr stolzer Vater je seiner Bewerbung gehör schenken würde. Darum fasste er den Entschluss, durch List sein Ziel zu erreichen.

Zu dem Zwecke begab er sich nach Penungkiran, und machte dem Vater der ersehnten Jungfrau folgenden Vorschlag: Perasi sollte ihm seine Tochter abtreten, unter Bedingung, dass der Omang-könig den Sultan von Deli zwinge, den Perasi als Herrn anzuerkennen. Um den Sultan dazu zu nötigen, wolle er das Wasser des Deliflusses in den Sungai (Fluss) Seruwai ableiten, und dasselbe in sein altes Flussbett nicht zurückkehren lassen bevor sich der Sultan dem Perasi unterworfen hatte. Und sollte der Sultan in Zorn geraten und mit einem Heer gegen Penungkiran vorrücken so würden allerlei giftige Tiere und Pflanzen über dasselbe losgelassen werden. Weiter versprach der Omang, damit der Sultan den Anschlag nicht bemerke, eine siebentägige Finsterniss zu erwecken; und war also seine Absicht gelungen, so sollte er das Mädchen zur Frau bekommen.

Perasi war aufs höchste für den Vorschlag eingenommen, und versprach unter der Bedingung dem Omang seine Tochter.

Und sofort brach nachtschwarze Finsternis ein.

Als es aber während fünf Tage und fünf Nachte so dunkel gewesen war, dass man keine Hand vor Augen sehen konnte, wurde Perasi durch Angst ergriffen. Er liess Gewehre abfeuern, auf Becken schlagen, damit es wieder licht werde. Es gelang — aber zu spät.

Der schlaue Omang hatte die lange Nacht benützt um die Jungfrau zu entführen, ohne jedoch seinem Versprechen nachzukommen, denn der Deli-fluss setzte noch stets seinen alten Lauf fort.

Die Jungfrau war inzwischen verschwunden, und es wurde nichts weiteres von ihr vernommen.

Seitdem hüten sich die Mädchen aus Perasi's Geschlecht, den Uruk Bintang Maria entlang zu spazieren bevor sie sich erst das Angesicht schwarz gefärbt haben — wenigstens, wenn sie hübsch ausschauen.

Die Entstehung des Mondes. [1]

Es lebte einst eine schöne Fee unter den Menschen, die den Namen Si Boru dagang [2]) trug. In sie war ein Radja, Si Bulan, [3]) sterblich verliebt, und er fand sich bald durch Gegenliebe beglückt.

Diess sah sein Schwager Si Radja Perkutsapi [4]) mit neidischen Augen, denn auch er war in glühender Liebe zu der schönen Fee entbrannt, und da er es verstand, wie Niemand im Lande, die Kutsapi (Guitarre) zu spielen, so gelang es ihm mit ihrer Hilfe, die so heiss Begehrte zu bethören.

Si Bulan erfasste darob tiefer Schmerz; er hatte nur den einen Gedanken, sich die Geliebte wieder zu erobern, und liess deshalb von einem Guru [5]) einen Liebestrank, Durma genannt, bereiten, der zu seinem Entzücken auch bald die gewünschte Wirkung erzielte und ihn wieder zum glücklichsten Manne machte.

Als diess Radja Perkutsapi erfuhr, ward auch er von der heftigsten Eifersucht geplagt, und sann auf Mittel und Wege, wie er sich neuerdings in den Besitz des schönsten Wesens auf Erde setzen könne. Auch er nahm seine Zuflucht zu einem berühmten Zauberer, der ihm einen Trank bereitete, welche noch weit kräftiger war als das Durma, und den er Hodjarhodjar nannte. Dieser Trank besass die Eigenschaft, unfehlbar „gila" d. i. verrückt und willenlos zu machen, welche Eigenschaft er an Si Boru Dagang in wunderbarer Weise bewies. Überdiess machte der Guru noch einen weissen Vogel, der aussah wie ein Manok-manok bulan (wörtlich Mondhuhn) und gleichfalls

---

[1]) Deutsch von Joachim Baron von Brenner. Diese, und die folgende Sage sind, mit freundlichster Genehmigung des Autors, seinem Werke „Besuch bei den Kannibalen Sumatra's" entnommen.

[2]) Das Mädchen aus dem Fremde.

[3]) König Mond.

[4]) König Guitarre oder Mandoline.

[5]) Zauberer.

einen in seinem Sinne günstigen Zauber ausübte, denn Si Boru Dagang wollte nur Perkutsapi und den Vogel sehen.

Nun fürchtete Si Bulan schon, kein Mittel mehr zur Überwindung des Nebenbuhlers finden zu können. Sein Guru aber wusste dennoch Rath; er entzauberte Si Boru dagang, und vermochte es, die Wirkung des früheren Trankes auf Perkutsapi zu übertragen, so dass dieser mit einem Male in Liebe zu dem weissen Vogel entbrannte und seine Augen nur diesen suchten.

Eines Tages ging er am Ufer des Sees hin, als eben der Manok-manok bulan über ihn hinflog. Er sah sein Spiegelbild im Wasser, und als er in seinem Wahne nach ihm haschen wollte, stürzte er in die Wellen und ertrank.

Der Wettstreit war nun entschieden und Perkutsapi's Guru zog sich Wuth im Herzen über die erlittene Niederlage zurück. Si Bulan aber heirathete seine schöne Fee, die ihm Niemand mehr streitig machte; doch von seinem Glücke berauscht, vergass er den Zauberer nach Landessitte zu entlohnen und zog sich dessen Ingrimm zu. Dieser verband sich mit seinem bisherigen Gegner, beide fielen meuchlings über ihn her und ermordeten ihn.

Da erfasste rasender Schmerz Si Boru dagang. Weinend warf sie sich über die blutige Leiche des Geliebten, klammerte sich fest an ihn, und wollte nimmer von ihm lassen. Da — o Wunder — entschwanden beide. Debata [1]) zog sie empor und versetzte sie als Mond an den Himmel, der zum ewigen Zeichen leuchten sollte, und in ihm sieht man noch heute Si Boru dagang's verklärtes Angesicht.

Die Zauberer aber hatte in der folgenden Nacht einen Traum: sie sahen Debata, der zu ihnen sprach und sagte, sie hatten schweres Unrecht gethan, indem sie Si Bulan aus Rache ermordet, um sich selbst Recht zu verschaffen, und nicht, wie es die Sitte erheische, ihre Klage zur Entscheidung dem Häuptling vorgetragen hätten. Deshalb habe er die beiden zum Monde gemacht, denn er schütze die unrecht Verfolgten.

„Daher" so sagen die Batak, „wenn wir in Noth sind, in Bedrängniss und Angst, wenn ein Kind, eine Frau oder ein Schwacher sich Nachts hinauswagen muss — da blicken wir zum Mond empor, dem Zeichen, dass Debata dem Schwachen hilft, und wir fassen wieder Muth"

[1]) Der Obergott.

Die Entstehung des Regenbogens.

Es lebte vor Zeiten ein Zauberer, der seine Werkstätte, pandagan, weit weg vom Dorfe hatte. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit; nur seine Nichte, Si Dole besuchte ihn und brachte ihm Nahrung. Sie war jung und schön und blieb oft lange Zeit bei ihm; so kam es, dass die Leidenschaft im Zauberer erwachte, der zur Blutschande führte. Darob brach Dürre über das Land herein und drei Jahre lang fiel kein Regen.

Die Menschen wussten, was das zu bedeuten habe, und forschten nach den Missethätern.

Nach langem Suchen fanden sie das verbrecherische Paar. Das Mädchen, das vor des Zauberers Hause stand, hatte die Leute kommen sehen und war, Unheil ahnend, erschreckt ins Innere geflohen, um bei dem Schutz zu suchen, der sie zum Falle gebracht. Man verlangte ihre Auslieferung, damit die Strafe vollzogen werde und wieder ein befruchtender Regen fallen könne; doch vergebens. Da schickte man sich an, die Tiangs, Pfosten des Hauses, umzuhauen, und so ihrer habhaft werden zu können, doch — siehe da — Zauberer und Mädchen verwandelten sich selbst in eine thauige Wolke und schwebten empor zum Himmel.

Debata aber sah den gutten Willen und liess den langentbehrten Regen niederströmen, in dem Si Dole als Regenbogen sichtbar wurde, und seit der Zeit zum Gedächtnisse an diess Ereigniss mit dem Regen wiederkehrt.

Die Zänkerei der tauben Menschen.

Es war einmal ein alter, tauber Palmweinabzapfer, der eines Tages einen Zwergpalmbaum abzapfte, der ihm einen Köcher voll lieferte. Als er diesen weggenommen hatte, wollte er nach Hause gehen; unterwegs sah er einen Ziegenhirten der seine Herde über eine Wiese trieb. Und der Ziegenhirt war ebenfalls taub.

Der gutherzige Palmweinzapfer, der solches nicht wusste, rief den Ziegenhirten an, und lud ihn ein, sich seinen Palmwein mal anzusehen, und, wenn er Lust habe, sich mit einem tüchtigen Schluck zu erquicken.

Letzteres hatte der Ziegenhirt zufällig verstanden: geschwind nahm er den Köcher, und, nachdem er diesen halb geleert hatte, gab er ihn dem Zapfer zurück.

„Sag' einmal, Väterchen" sprach darauf letzterer „würdest du nicht lieber deine Ziegen nach jener Ebene führen; das Gras wächst dort reichlich sodass sie es sich nach Herzenslust schmecken lassen können, während du selbst unter den Bäumen von dem Schatten geniesen kannst."

Unglücklicherweise verstand der Ziegenhirt den Weinabzapfer verkehrt, und fing an zu rasen: „Ist das etwas Schönes! ich habe nur ein Bischen von deinem Palmweine getrunken, und sogleich hast du so viel Redens gegen mich! Jetzt forderst du Bezahlung für den Palmwein den ich getrunken, um den ich aber nicht gebeten hatte! Du selbst hast ihn mir ja angeboten, dann habe ich ihn getrunken; nun aber reut dich deine Freigiebigkeit, und du mahnst mich um Zahlung! Daraus wird aber nichts werden, Kamerad, ich bin nur ein armer Teufel, und kann dir keine Ziege abtreten."

„„Sachte, sachte,"" erwiederte ihm der Palmweinzapfer; „„ich schenke dir Palmwein, und nun schimpfst du mich gleich einen Hund! Bin ich ein Hundsfott, so bist du ein Schweinskind!""

„Was sagst du da?" schrie der Ziegenhirt, nun aufgebracht; „du giebst mir Palmwein und forderst als Zahlung eine Ziege, und weil ich dir diese nicht geben will, so bekrittelst du meine Abkunft: warte nur, Alter, da sollst du es haben", und zu gleicher Zeit versetzte er dem Palmweinabzapfer eine Ohrfeige.

Da setzte der Palmweinabzapfer sich ebenfalls zur Wehr, und gegenseitig richteten sie einander übel zu, sogar von Füssen und Stöcken wurde Gebrauch gemacht.

Schliesslich ergriff der Palmweinabzapfer die Flucht, weil er dem Ziegenhirten nicht gewachsen war, und begab sich nach der nächsten Wohnung. Als er unter den hervorragenden Teil des Daches gekommen war, traf er dort eine Frau an, die ihre Hühner fütterte; und auch sie war taub.

„Gemach, Herrschaft!" rief sie ihm zu „laufe doch nicht so wild, du verscheuchst mir meine Hühner!"

Natürlich verstand sie der Alte verkehrt, und er antwortete grollend: „Obwohl du siehst dass ich ganz erschöpft bin durch das schnelle Laufen um dem Ziegenhirten zu entrinnen, so bittest du mich dennoch um Palmwein. Und hätte ich davon nur noch hinreichend, um freigebig damit zu sein, aber ich habe nur noch wenig übrig. Weil ich aber bemerke, dass du ihn so gerne magst, so gestatte ich dir, ein wenig davon zu trinken."

Mit diesen Worten überreichte er den Palmweinköcher der Frau, und legte ihr ans Herz, vor allem denselben nicht ganz leer zu trinken, weil ihm sonst nichts überbliebe um seiner Frau zu schenken.

Die Frau nahm einen Schluck und händigte ihm dann den Köcher wieder ein mit den Worten: „Ja, ich würde dir gerne eines meiner Hühner geben, es geht aber jetzt nicht weil sie alle für Opferhühner bestimmt sind. Dieses ist bestimmt für die Mutter, das für den Vater, jenes für meinen jüngeren Bruder, und das dortige für meine Schwester. Es thut mir sehr leid, du wirst es mir aber wohl nicht übel nehmen dass du keines bekommst."

Der Palmweinabzapfer ging nun nach Hause, zu seiner Frau, die auch taub war, und übergab ihr den Palmwein, mit der Bitte: „sei nun gefälligst nicht böse, weil ich dir so

wenig mitbringe. Du weisst aber, eine Zwergpalme liefert nur einen Köcher und zwei Kokosnussschalen. Letztere trank ich selbst leer; und gewiss würde ich dir den ganzen Köcher mitgebracht haben, falls ich nicht auf jener Wiese einem Ziegenhirten begegnet hätte. Aus lauterer Güte bot ich ihm einen Schluck dar, und riet ihm, als er getrunken hatte, nach der grasigen Wiese zu gehen, damit sich seine Ziegen sättigen könnten, und er selbst in dem Schatten sitzen. An statt mir dankbar zu sein hat er mich ausgeschimpft und durchgehauen sodass ich fliehen musste. Ich eilte einem Hause zu, und sah dort eine Frau, die ihre Hühner fütterte. Auch sie begehrte einen Schluck, und von meinem guten Herzen gedrängt gab ich ihn ihr. Und daher rührt es, mein liebes Weibchen, dass ich nur so wenig mitbringe!"

Seine Frau, die seine Worte nur halb verstand, machte ihrem Mann Vorwürfe, dass er den fehlenden Wein einem Liebchen im Walde geschenkt habe.

Der Mann entschuldigte sich, und machte die Einwendung, dass doch kein Grund sei, ihn der Untreue zu beschuldigen, weil er nicht mehr Palmwein mitgebracht hatte.

Abermals verstand ihn die Frau verkehrt, und zog aus seinen Worten die Schlussfolgerung, dass er sie beschuldige, sie fertige das Flechtwerk, mit dem sie beschäftigt war, für einen Freund.

Verstimmt erwiderte sie ihm, das Flechtwerk, grob oder fein, welches sie anfertigte, sei nur ausschliesslich für eigenen Gebrauch.

Ein Wort veranlasste das andere, und schliesslich schrieen und klatschten sie so laut, dass der Dorfshäuptling es nötig urteilte, dem Zanken ein Ende zu machen.

„Erzähle mir mal" so sprach er, „warum ihr so zankt, damit ich weiss, wer Schuld hat."

Mit lauter Stimme erzählte darauf der Mann seine Erlebnisse mit dem Ziegenhirten, und mit der Frau die Hühner fütterte.

Dann teilte die Frau dem Dorfsbürgemeister ihrerseits die Veranlassung zum Streit mit.

Sofort sah der Dorfsvorsteher ein, dass eine Reihe von Missverständnissen die Unangenehmheiten veranlasst hatte, und

keinem von ihnen die Schuld aufgebürdet werden könnte. Dem entsprechend war sein Urteil, und er riet den tauben Menschen nunmehr, bei vorkommendem Irrtum, nicht sofort mit Schimpfen anzufangen sondern genau die Bewegung der Lippen zu beobachten.

Das Ehepaar gab sich in dieses Urteil, und versprach, fortan in Frieden mit einander zu leben.

Der Nashornvogel und das Itokfischlein.

Er war einmal ein aussergewöhnlich schöner Nashorn-vogel: Enggang Suberang Laut war sein Name.

Zu der Zeit herrschte einmal während sehr langer Zeit trocknes Wetter; daher sah sich der Enggang genötigt, das in Bambus und in Baumhöhlen zurückgebliebene Wasser aufzuspüren, um damit seinen Durst zu stillen. Als auch dies alle war, irrte er an Bächen und Flüssen, fand aber nirgendwo Wasser, denn alle waren ausgetrocknet. Schliesslich aber traf er in dem Bett eines sehr grossen Stromes noch ein kleines Pfühlchen an, aus welchem er seinen Durst löschen konnte.

Zufällig war dieses Pfühlchen der Aufenthaltsort eines Itokfischleins. Sobald es den Nashornvogel verspürte, bat es ihn, ihm nichts zu Leid thun zu wollen. Der Nashornvogel aber war ungeneigt, seinem Flehen Gehör zu leisten; es war dies eine so schöne Gelegenheit, nach seinem Durst auch seinen Hunger zu stillen.

Umsonst bemühte sich das Itokfischlein, seinen Verfolger auf seine Absicht verzichten zu lassen, weil er zu klein sei für einen so grossen Vogel; dieser aber war nicht zu Mitleid zu rühren. Verzweifelt erflehte sich der Itok als letzte Gnade, bevor er hinuntergeschluckt würde, noch einmal den Enggang besingen zu dürfen. Durch Eitelkeit getrieben gewährte ihm der Enggang diese Bitte.

Diese List war von dem Itok ausgedacht worden, um Zeit zu gewinnen; er sah nämlich dass sich der Himmel schon bezog, und erwartete bald einen tüchtigen Gussregen, der den Fluss wieder mit Wasser füllen würde.

Während sich dem Enggang in Positur setzte fing der Itok mit schmeichlender Stimme an, in schönen Worten dem Herrn Enggang ein weitläufiges Loblied zu singen.

Durch dieses Lied war der Enggang nicht wenig verehrt,

und gestattete dem Itok gnädiglich, sein Singen noch einige Zeit fortzusetzen.

Und seht, während noch immer der Itok mit lauter Stimme den Enggang verherrlichte, da strömte auf einmal ein gewaltiger Wasserguss vom Himmel herab. Der Rhinocerosvogel, wollte er nicht durch den Strom ergriffen und fortgerissen werden, musste eilig das Ufer aufsuchen.

Diese Gelegenheit benützte der Itok, um schnell in eine Höhle einzuschwimmen.

Es war zu spät, als der Nashornvogel einsah, dass ihn der schlaue Itok bei der Nase geführt hatte. Und während er, darüber nachsinnend, fortflog, stiess er seinen Kopf gegen einen Ast, und zwar mit solcher Gewalt, dass er einige Male herumdrehte, und dann tot zur Erde fiel.

Die Schöpfung der Erde.

Im Anfang der Zeiten, lange bevor die Erde erschaffen war, bestanden nur zwei Götter: Ompong Batara Guru di-atas, der Gott des Himmels, und Ompong Debata di-toru, der Beherrscher der Unterwelt.

Die schöne Tochter des letzteren war von Ompong Batara Guru zur Gemahlin erhoben, und von ihm nach seinem Wolkenreiche mitgeführt worden.

Dort führten die Neuvermählten ein herrliches Leben. Nur eines fehlte der Vollkommenheit ihres Glückes: nach vierjähriger Eheverbindung war ihnen noch stets kein Kind geboren worden. Dies betrübte das Götterpaar so sehr, dass sie sich entschieden, in dem Einsiedlerleben Trost für ihren Schmerz zu suchen.

So verliessen sie denn in alten zerlumpten Kleidern die Pracht ihres himmlischen Aufenthalts, nichts weiter mit sich führend als einige Ackerbaugeräte und ein Bischen Reis, um ihren Hunger zu stillen, mit dem Zwecke sich am Ufer des Meeres eine Hütte zu erbauen.

In der unansehnlichen Wohnung verbrachten sie ihre ledige Zeit, die überhaupt nur kurz war, denn mit Anstrengung widmeten sie sich der Anlage eines schönen Feldes, das sie mit den zierlichsten Blumen bepflanzten.

Bald aber war dieses Vergnügen des Ehepaares zu Ende.

Eines Mittags, als sie unter dem hervorstehenden Dache ihrer einfachen Wohnung ruhten, da erhob sich aus dem Ocean ein gewaltiges Ungeheuer, eine Seeschlange, Tumuldang di Bosi genannt, die sich geradeaus nach ihrem Felde begab, dasselbe ganz und gar umwühlte, alle darauf gepflanzten Gewächse frass, und sich dann auf das Feld schlafen legte.

Als Batara Guru erwachte und die vom Untiere angerichtete Zerstörung sah, so war er ausser sich vor Wut. Sogleich sandte

er einen Djuwa (Vorkämpfer) mit dem Auftrag, das in der Ferne liegende Untier zu erschlagen.

Dem Vorkämpfer kam der Auftrag nicht geradezu anlockend vor; um so weniger, als er die entsetzlichen Zähne und die Riesengrösse des Ungeheuers gewahr wurde. Bevor er ihn bekämpfte, achtete er es daher besser, zuerst einen Vorschlag zur Güte zu machen.

Deshalb erweckte er die Schlange, und fing an sie auf ihr unpassendes Betragen aufmerksam zu machen.

Das in seiner Mittagsruhe gestörte Meerwunder schaute seinen Befrager unzufrieden an, und behauptete, es sei Batara Guru's eigne Schuld, weil es sich nicht gezieme, dass ein so erhabener Fürst sich zum Stande eines einfachen Bauers herablasse. „Und," fügte es hinzu, „wenn du nicht willst, dass ich dich verschlinge, so rufe schleunigst Batara Guru und seine Frau herbei, und sage, ich hätte mit ihnen zu sprechen. Heiss sie auch einen tüchtigen Pisang- (Bananen) kamm und eine Schüssel mit Opferspeisen mitbringen, denn ich habe einen Mordshunger."

Geschwind eilte der Djuwa zu seinem Herrn, und überbrachte ihm die Botschaft.

Batara Guru brachte das Geforderte zusammen und machte sich mit seiner Gemahlin auf den Weg, um Tumuldang di bosi aufzusuchen.

An Ort und Stelle gekommen, ergriff Batara Guru das Wort, und machte der Schlange Vorwürfe wegen der rohen und unanständigen Weise, auf die sie in sein Reich vorgedrungen war.

Die Schlange antwortete: „Edler Fürst, ich habe nur meine Pflicht erfüllt; ja, sogar sollte dich ein weit ärgeres Los getroffen haben, denn du hast unterlassen einen Haushalt zu stiften."

„Warum machst du mir deshalb Vorwürfe? Es ist ja der tiefste Schmerz unsres Lebens, dass wir keine Kinder haben, und wenn du ein Mittel weisst, sie zu bekommen, so werde ich dir ewig dankbar bleiben."

„Wohlan" erwiderte die Schlange, „es giebt ein Mittel, und du wirst es bekommen, wenn du nur treu meine Anweisungen befolgst. Fülle nun aber erst meinen Rachen mit

den von dir herbeigeschafften Pisangfrüchten und Opferspeisen."

Dieser Vorschlag aber gefiel dem Gott nur mässig, und er sprach: „Grossvater, dein Rachen ist wohl sieben Faden breit, und mit so scharfen Zähnen bewaffnet, dass ich mich schon fürchte wenn ich mir ihn nur ansehe. Verzeihe mir daher, dass ich es lieber unterlasse."

Die Schlange zeigte sich keineswegs geärgert, war dagegen sogleich bereit, seinen Argwohn zu beseitigen.

„Stelle dein Schwert senkrecht in meinen Rachen, so kann ich den Mund nicht schliessen, und du kannst unverletzt deine Hand hineinstecken."

Batara Guru that es, und legte dann die mitgeführten Speisen der Schlange in das Maul.

Als er darauf seine Hand zurückzog sah er mit Staunen einen schönen Ring an einem seiner Finger glitzern. Weil er nicht wusste, was dies bedeuten sollte, nahm er sein Schwert wieder aus dem Maule der Schlange, damit sie ihm antworten könnte.

„Sieh mal, Grossvater" so sprach er, „in deinem Maule habe ich diesen Ring an den Finger bekommen; was soll denn das?"

„„Dieser Ring" antwortete die Schlange, „ist ein Sinsing pinta-pinta: ein Wunschring. Jetzt kannst du dir bitten was du willst, Sohn oder Tochter, Schweinefleisch oder Palmwein, einerlei was, und es wird dir anheim fallen.""

Ausser sich vor Freude fingen Batara Guru und seine Frau zu tanzen an.

Nachdem sie den Tanz beendet hatten, erzählte ihnen die Schlange noch in welcher Weise sie den Ring anwenden sollten, dann verabschiedete sie sich, wünschte ihnen ein glückliches Leben und verschwand in den Wellen.

Hoffnungerfüllten Herzens bezog jetzt das Ehepaar wieder die himmlische Wohnung, und als es Vollmond war, rieb Batara Guru, der Gebrauchsanweisung der Schlange gemäss, den Ring mit Limonensaft, während er sich einen Sohn wünschte.

Und seht, nach neun Monaten schenkte ihm seine Frau einen Knaben.

Das Mittel zeigte sich also erfolgreich; und als es noch viermal verwendet worden war, erfreute sich das Götterpaar des Besitzes von drei Söhnen und zwei Töchtern.

Nach Reihenfolge ihres Alters trugen die Knaben die Namen Paduka di Adji, Tuwan Bĕnuwa Koling, und Tuwan Radja Samsai Sahina-hina; die Mädchen Tuwan Bĕnuwa Katji, und Tuwan Bĕnuwa mangili Bulan.

Der älteste Sohn reiste nach der Unterwelt zu seinem Grossvater Ompong Debata; der jüngste aber blieb bei seinem Vater und der mittlere wurde der Schöpfer dieser Erde.

Mit dem Zwecke fertigte er aus sieben Handevoll Erde eine Erdscheibe an, die von Batara Guru mittels eines Seidenfadens an den Himmel aufgehängt wurde. Auf die Weise entstand aber in der Unterwelt tiefe Finsternis, weil die Erde das Sonnenlicht auffing.

Empört verursachte Paduka di Adji einen Gewittersturm, der die Erde in Staub verfliegen liess.

Siebenmal hintereinander fertigte Tuwan Bĕnuwa Koling eine neue Erde an, siebenmal auch wurde sie von seinem Bruder vernichtet.

Da entschloss sich Batara Guru, selbst die Arbeit zu ergreifen. Während Paduka di Adji schlief, stieg er hinab, und stellte über den Widerspenstigen ein Eisengitter, aus vier quer übereinander gestellten Stäben bestehend, deren acht Enden den acht Hauptrichtungen zugewandt waren. Dann stellte er die Erde wieder her, und glättete sie.

Als nun Paduka di Adji erwachte, und aufstehen wollte, so stiess er sich gegen das Eisengitter; demzufolge fing die Erde zu schütteln an, und allenthalben entstanden die Berge und Thäler.

Das Gitter aber war fest und stark, und trotz aller seiner Bestrebungen konnte sich der Gefangene nicht befreien.

Und bis zum heutigen Tage liegt er noch unter diesem Gitter, und wenn er dann und wann dasselbe zu verbrechen versucht so bebt die Erde.

Streiche des Djonaha, des Batakschen Eulenspiegels.

...... Eines Tages bekam Djonaha Besuch von Pangebulu, dem Dorfsverwalter von Padang-matogu, mit sieben Dienern. Er war gekommen um Djonaha zur Zahlung einer Schuld aufzufordern.

Der Radja setzte sich mit seinen Untergeordneten in das Sopo (Gemeindehaus für öffentliche Beratungen, zugleich Schlafstätte der unverheirateten Jünglinge) in dem Djonaha verweilte.

Nachdem man Betel genossen hatte, fragte ihn Djonaha, was der Zweck seines Besuches sei?

Ihm wurde mitgeteilt, dass es handelte um die Zahlung einer Schuld, gross 120 Bitsang (Goldmünze), die spätestens am folgenden Morgen bezahlt werden musste.

Djonaha, obwohl er die Schuld keineswegs ableugnete, wandte ein, dass er kein Geld besitze.

„Wohlan", sprach darauf der Radja, „gieb uns denn zuerst nur etwas zu essen."

„„Da haben Sie Recht"" erwiderte ihm Djonaha, „„es muss noch Essen gekocht werden.""

Seine Mutter hatte indessen eine sehr ärmliche Mahlzeit bereitet, und man setzte sich an den Tisch.

Nachdem die Mahlzeit beendet war, machten ihm die Gläubiger Vorwürfe, er habe ihnen kein Fleisch dargeboten.

„Wie könnte ich euch Fleisch darbieten" so entschuldigte er sich, „ich habe weder Hühner noch Schweine; ach, ich bin so arm."

Die Gäste verliessen darauf Djonaha's Wohnung (in welcher sie die Mahlzeit zu sich genommen hatten) und kehrten nach dem Versammlungshause zurück, um dort die Nacht zu verbringen.

Am folgenden Morgen sehr früh, schlich sich Djonaha in das Sopo, um sein Blaserohr zu holen, welches er, nachdem er hinausgegangen war, in die Hinterwand steckte. Dann kehrte er heim, um seine Mutter zu wecken.

„Höre mal, Mütterchen, gesternabend hast du gehört, wie empört die Gläubiger waren, weil ich ihnen kein Fleisch gegeben; heute sollen sie es darum bekommen. Schlachte nur sieben Küchlein, so gross dass sie über einen Reisstampfer schreiten können, und brate dieselben in Topfscherben. Halte sie danach warm auf dem Herde, und präsentiere sie gleich in Topfscherben, auf Ringen von Bambugeflecht."

„Ich werde es thun, mein Jungen" antwortete ihm die Mutter.

Nach diesem Gespräche ging Djonaha abermals nach dem Sopo und rief zu seinem Gläubiger: „Wohlan, mein Herr, befehlen Sie einem Ihrer Diener mit mir in den Wald zu gehen, ich will Vögel schiessen."

„Sehr gerne, Djonaha"" war die Antwort, und bald war Djonaha mit einem der Diener und seinem Blaserohr auf dem Wege nach dem Walde.

Bald erblickte er einige junge Nashornvögel, die auf Beeren aasten.

Er zielte mit dem Rohre auf die Vögel, und that, alsob er einen Pfeil auf sie bliese, während er rief: „Fliege, Nashornvogel, nach meinem Hause, damit die Mutter dich brate, zum Speise für meine Gäste, die gestern hier eingetroffen sind."

„Was ist denn dass, Djonaha?" fragte ihn sein Gefährte erstaunt; „ist der Vogel, auf den du gezielt, getroffen? Mir schien's, alsob ich ihn unverletzt hinwegfliegen sah!"

„„Nein, mein Freund"" sagte Djonaha, „„da irrst du dich, jetzt liegt er schon in einer Topfscherbe bei der Mutter, und wird gebraten.""

„Aber dann hast du ein Wunderblaserohr, Djonaha," sprach wieder der Gläubiger.

„„Ganz gewiss"" so stimmte Djonaha bei; „„ich verbürge dir, in diesem Augenblick wird er schon gebraten.""

Eine Strecke weiter blies Djonaha nach einer Taube.

„Geschwind, Vogel, eile nach der Mutter, um gebraten zu werden" so rief er jetzt, und erweckte abermals das grösste Erstaunen seines Gefährten, der die Tauben wegfliegen sehen hatte.

Und so wiederholte er dieses Scheinschiessen noch fünfmale auf die weiter angetroffenen Vögel, die er alle beauftragte, nach seinem Hause zu eilen.

„Lasst uns nun zurückgehen" lud er dann seinen Gefährten ein, „wir haben jetzt genug erbeutet."

Der Andre war damit einverstanden, und so kehrten sie zurück und gingen in das Sopo, in dem Djonaha sein Blaserohr wieder aufbewahrte.

Danach verliess er seine Gäste um seine Mutter zu fragen ob das Essen fertig sei. Als dies der Fall war, so breitete Djonaha Matten für seine Tischgenossen aus, goss Wasser in die Fingernäpfchen von Kokosschalen, und häufte auf jedem Teller dem Reis kegelförmig an, um schliesslich die Gläubiger zur Mahlzeit einzuladen.

„Wohlan, meine Freunden" so sprach er, „es ist schon spät; wollt mir aber das nicht übel nehmen; ich komme eben von der Jagd zurück, die ich unternommen habe um euch hinreichendes Fleisch anbieten zu können."

Die Gläubiger leisteten sogleich der Einladung Gehör.

Während sie sich den Reis gut schmecken liessen, schöpfte Djonaha's Mutter das Fleisch aus den Topfscherben auf die Teller der Gäste.

Als dies der Mann, der Djonaha auf der Jagd begleitet hatte, sah so rief er erstaunt: „Jetzt sehe ich doch, Djonaha, dass dein Blaserohr wirklich eine Wunderwaffe ist, denn es giebt hier thatsächlich eine Fülle des Fleisches."

„„Ja gewiss, mein Herr, es ist eine glückliche Waffe, und es komme wie es will, und wenn sich meine Schulden auch noch so sehr anhäufen, nimmer werde ich auf dieses Blaserohr verzichten, mit dem ich, seit dem Tode meines Vaters, mich ernähre. Noch lieber würde ich ein Sklave werden.""

Als die Mahlzeit beendet war, machte Djonaha die üblichen Verbindlichkeiten und sagte: „Meine Wertesten, was das Essen angeht seid ihr unbefriedigt; obwohl ihr aber noch hungrig seid, so ist es nicht meines Geizes oder meines Unwillens wegen: ich konnte euch, weil ich so arm bin, nichts mehr darbieten."

„„Nun, Djonaha"" so erwiderte ihm einer der Gläubiger, „„was die Speisen angeht, wir sind satt, sogar mehr als satt,

durch das Wildpret, welches du uns angeboten hast. Vergiss aber nicht, dass wir gekommen sind wegen der Aufforderung der 120 Bitsang, von deren Bezahlung wir dich aber gegen dein Blaserohr freisprechen werden.""

„Nein, mein Herrscher!" so sprach Djonaha, „und würden auch meine Mutter und ich als Sklaven weggeführt werden, das Blaserohr trete ich nicht ab."

„„Und ich sage dir,"" so bestand der Gläubiger auf seine Bitte, „„dass ich das Blaserohr anstatt des Geldes haben will, sonst bin ich nicht zufrieden.""

„Hören Sie einmal" sprach dann Djonaha, „wenn es denn so sein soll, so nehmen sie das Blaserohr hin; merken Sie sich aber, dass dadurch die ganze Summe bezahlt ist, und dass es kein Geschenk ist, sondern es ist wie ein Teil meines Körpers, den ich nur zur Austilgung meiner Schuld geben will."

Mit diesen Worten überreichte er dem Gläubiger den begehrten Gegenstand.

„Es ist aber noch etwas zu bemerken" fügte er hinzu: „sorgen Sie, wenn Sie das Blaserohr nach Ihrem Dorfe bringen, dass der Wind nicht hinein bläst, noch eine Fliege darüber läuft, denn dadurch würde ihm seine Wunderkraft abgehen. Kommen Sie also nicht nachher zu mir, um zu forderen dass ich es zurücknehme, denn Sie sind jetzt gewarnt."

„„Beunruhige dich nur nicht, Djonaha, wir werden dieses Gesetz nicht übertreten.""

„Sehr gut, Sie nehmen es mir, hoffentlich, nicht übel, dass ich es Ihnen gesagt habe?"

„„Im Gegenteil"" und die Gläubiger traten die Rückreise an.

Sieben Tage nach seiner Abreise aus Djonaha's Dorf ging der neue Besitzer des Blaserohres in den Wald, um die Waffe zu versuchen.

Nachdem er einige Zeit umhergelaufen hatte, kam er an einen Baum, auf dem eine Schar Vögel heruntergeflogen war, und sich die Früchte gut schmecken liess. Der Jäger stellte sich unter den Baum, und zielte auf einen von den Vögeln, die oben im Wipfel sassen, mit den Worten „Fort, Vogel, fliege nach Hause, damit Mütterchen dich brate."

Und so that er zehn Male hintereinander.

Nach Hause gekommen, fragte er seine Mutter: „Hast du die Vögel gebraten, die ich so eben geschossen?"

„„Welche Vögel? Ich habe keinen gesehen!""

„Was? So gehe ich hin um das Blaserohr dem Djonaha zurückzubringen, denn er hat mich betrogen! Sagte er mir doch, als ich dieses Blaserohr anstatt der mir verschuldeten 120 Bitsang von ihm forderte ,ich hätte nur damit zu zielen, um die Vögel aus eignem Antrieb nach meinem Hause fliegen zu machen."

So ging er denn zu Djonaha, den er erst nach zwei Tagen vergeblichen Suchens über den misslungenen Versuch anreden konnte.

„Gieb mir nur erst etwas zu essen, und hier bekommst du dein Blaserohr zurück" so beendete der unglückliche Jäger seine Anrede.

„„Essen werden Sie bekommen, Väterchen"" so sprach Djonaha, „„denn die Sitte gebietet, dass man seinen Gast bewirte; was aber die Zurücknahme des Blaserohres angeht, daraus wird nichts werden; gehe daher morgen nur ruhig wieder nach Hause; unsre Verabredung war ja unzweideutig.'''

Der Gläubiger wandte dagegen ein: „Wenn du *nicht* gesagt hast, Djonaha, dass die Vögel, auf die gezielt wird, nach Hause fliegen um dort gebraten zu werden, so habe *ich* meine Forderung verloren; wenn aber unsre Verabredung war, die gezielten Vögel werde man ins Haus bekommen, so wirst *du* die Summe bezahlen müssen."

„„Hören Sie mal, Väterchen,"" antwortete ihm Djonaha, „„Sie haben schön reden: falls ich Sie nicht im Voraus gewarnt hätte, dass weder der Wind in das Blaserohr blasen, noch eine Fliege darüber laufen dürfe, so würde ich es verloren geben. Wenn Sie aber zugeben müssen, dass ich schon vorher gesagt habe, dass Sie einmal wünschen würden, mir meine Waffe zurückzugeben, so haben Sie Unrecht.""

„Freilich hast du das gesagt, ich kann aber nicht um 120 Bitsang Schaden leiden, wegen dieses Gerümpels, welches offenbar nicht die Vögel nach meinem Hause treibt."

„„Wohlan, wenn so Ihre Ansicht von der Sache ist, so lasst uns versuchen dieselbe mittels eines Tappul-Manuk [1]) zu

---

[1]) Orakel-Huhn oder Hühner-Orakel.

entscheiden. Wenn es daraus hervorgeht, dass meine Beschwörungsformel kraftlos sei, so werde ich Ihnen die 120 Bitsang bezahlen; im entgegengesetzten Falle bekommen Sie nichts.""

„Sehr gut, Djonaha."

Djonaha ging jetzt nach dem Marktplatz, und kaufte für zehn Pfennig ein Huhn, das er mit sich nach dem Sopo nahm.

Zu den dort Anwesenden sprach er: „Meine Freunde, setzet ihr den Wert dieses Orakel-Huhnes fest, damit ihn der Verlierer zahle."

„„Ein Wang (= 10 Pfennig) ist der Wert"", antwortete ihm die Versammelten.

„Ihr habt Recht" erwiderte ihnen Djonaha; „wieviel aber soll der Betrag der Geldstrafe sein?"

„„Ein Jeder von euch beiden bezahle ein Hupang, weil der Kläger ein Fremdling ist; sonst wäre es, nach uralter Sitte, nur die Hälfte.""

Dagegen war nichts einzuwenden, und beide bezahlten das Geld.

Danach schaffte Djonaha Satti-satti (Opferspeisen) herbei, bestehend in Zähnenschwärze, Betelblättern und Blumen, und stellte sie zusammen auf eine Schüssel, die er dann auf den Platz vor dem Sopo hinstellte.

Dann nahm er das Huhn und sprach: „Lasst mir Gerechtigkeit widerfahren, meine Herren; die rechte Seite des Huhnes ist meine Hälfte, die linke Seite ist die Hälfte meines Gegners. Sprecht das Urteil, damit ich es wisse, und es sagen könne während ich euch das Huhn widme."

„Es sei so, Djonaha", so war die Entscheidung, „dir gehört die rechte Hälfte, weil du Eingeborner bist; dem Fremdling gehöre die linke Hälfte."

Dann widmete Djonaha das Huhn dem Boraspati-ni Tano [1]), dem Tonggung-ni-Huta [2]), und dem Sombaon [3]) Mogamogasi Borboran Pangaribuan; darauf forderte er die Boru Sanyang

---

[1]) Boraspati-ni-Tano = der Geist des Bodens und Boraspati-ni-Bagas = der Geist des Hauses. Beide sind dem Menschen wohlgeneigt, also Schützgeister der Erde und des Hauses. Sie fleischen sich häufig ein in Eidechsen, welchen Tierchen man folglich besondere Verehrung darbietet.

[2]) Tonggu-ni-Huta = Geist des Dorfes, den man sich denkt wohnend in den Strassen des Dorfes.

[3]) Sombaon — Geister der verstorbenen Radja und Vornehmen; die Sombaon sind es, welche in die Si-baso (Shamanen) hinabsteigen.

Naga [1]) auf und lud die drei Söhne des Debata [2]) ein, zu lauschen und zuzuschauen, mit den Worten: „O, Urväter, wir werden Tappul Manuk halten, hier auf dem Alaman (Dorfsplatz).

Wenn das Blaserohr nicht von dem, der es zurückgebracht, behalten werden soll,

wenn er es nicht annehmen soll in Zahlung meiner Schuld,

wenn ich nicht gesagt habe, dass weder der Wind in dasselbe blasen, noch eine Fliege darüber laufen dürfe,

so wird mein Gegner gewinnen, so falle das Huhn auf seine rechte Seite.

Wenn aber ich das Blaserohr meinem Gegner als Zahlung gegeben habe, und er es angenommen hat als ich ihm noch Geld schuldete;

wenn ich ihn gewarnt habe, dass weder der Wind hinein blasen, noch eine Fliege darüber laufen dürfe;

wenn ich, dies erwähnend, die Wahrheit spreche und der Ankläger folglich lügt......

so falle das Huhn auf seine linke Seite, und ist der Streit zu meinen Gunsten entschieden."

Mit diesen Worten schnitt Djonaha dem Huhn den Hals ab; das Tier, nachdem es einige Augenblicke umhergeflattert hatte, fiel auf seine linke Seite und starb.

„Djonaha hat gewonnen" so erklang es jetzt ringsumher, und der Ankläger musste, nachdem er den Preis des Huhnes bezahlt hatte, ohne seine 120 Bitsang abziehen.

Als die Reisernte eingeheimst war, lud Djonaha seine Dorfsgenossen zum Festessen ein.

Dem Reis aber, der ihnen dargeboten werden sollte, hatte er einen übeln Geruch beigebracht. Als ihm die Festgenossen ihre Bemerkungen darüber machten so behauptete er, der Reis von neuangebauten Äckern habe immer einen solchen Geruch und Geschmach.

Keiner mochte ihn deshalb; Djonaha aber ass mit grosser Gier. Demzufolge schenkte ihm das Volk allen seinen vermeintlich verdorbenen Reis.

---

[1]) Geister, die als Ursprung des Grases, der Gewässer, der Thäler u. s. w. angesehen werden.

[2]) Vgl. S. 184.

Seine Bösheit wurde aber sehr bald bestraft, denn während der Opferceremonien, die am Ende des Festes statt fanden, stieg der Geist Sindar Haomosan in die Mutter des Djonaha hinab, und tadelte ihn aufs ernstlichste wegen aller von ihm begangenen trügerischen Thaten, besonders wegen seines unehrlichen Betragens welches ihm den Reis seiner Untergeordneten zugeführt hatte. Angeblich reute es Djonaha tief, und er gab seinen Untergeordneten ihren Reis zurück.

Nach dieser unerwarteten Bestrafung teilte Djonaha seinem Volke mit, er wolle eine grosse Reise unternehmen, die sich sogar bis in die Unterwelt erstrecken würde.

Man liess ihn ziehen, und drei Jahre blieb er vom Hause.

Dann kehrte er in sein Dorf zurück, beladen mit sieben Beuteln grob gekerbten Tabak aus Toba. Davon schenkte er jeder Familie seines Dorfes eine Handvoll, mit Angabe, dass dieser Tabak ein Andenken von ihren verstorbenen Kindern in der Unterwelt sei.

Durch diesen Beweis der kindlichen Zuneigung gerührt baten ihn die Dorfbewohner, er möge ihnen den Weg nach dem Schattenreiche zeigen.

Dies versprach er ihnen, zuerst aber fertigte er aus rotem Rotang eine Leiter an, die er in einen Abgrund hinabsenkte.

Als dies gethan war, führte er seine Dorfgenossen nach dem Felsen, an dem die Leiter befestigt war, einen nach dem andren liess er die Leiter entlang hinabsteigen, unter dem Vorwand er wolle selbst zuletzt hinuntersteigen. Als aber alle auf der Leiter standen so hieb er dieselbe durch, sodass alle die Menschen hinunterstürzten, und in der Tiefe verschmettert wurden.

Sich der wohlgelungenen List freuend begab er sich zu seiner Mutter, die aber seine Frevelthat keineswegs gutachten konnte.

Einige Zeit nachher bekam Djonaha seinen wohlverdienten Lohn.

Während er am Abend beschäftigt war mit dem Stellen von Reusen wurde er von einem Tiger besprungen und weggeführt. Seine Mutter, die vergebens seiner Heimkehr harrte, ging hinaus, ihn zu suchen, fand aber nur die Spur des Tigers. Da

was es ihr klar, was geschehen war, und sie ächzte: „Ach, Djonaha, hättest du nicht deine Stammesgenossen in den Abgrund stürzen machen, so würdest du noch nicht gestorben sein."

Sei diese Geschichte euch zur Belehrung, o Leser! dass das Böse stets seinen Meister lohnt.

Einige Batakscha Ende's.

Bei den Mandailingern, dem südlichsten Zweig des Batakervolkes, schlafen die heiratsfähigen Mädchen nicht mehr in der elterlichen Wohnung, sondern einige zusammen im Hause einer unverheirateten Frau (Witwe oder geschiedene Frau). Weil sie dort immer unter Aufsicht sind, und während des Besuches stets ein Licht brennen muss, so ist es den Mädchen gestattet, Besuche der Jünglinge zu empfangen. Freilich geschieht es wohl einmal, dass das Lichtchen erlischt — selbstverständlich aber ist das dem Docht oder dem Öl zuzumessen! Merkwürdig aber ist es, wie lange es dauert, bevor bei einer solchen Gelegenheit die Zündhölzchen zum Vorschein kommen, welche doch immer von den jungen Leuten mit sich geführt werden. Mit Recht behauptet das Batakscha Sprichwort: Leichter ist es, eine ganze Kraal Kerbauen zu bewachen, als *ein* junges Mädchen!

In diesem „Podoman" lernen die Mädchen die sogenannten Ende's (Vgl. S. 176) von der alten Frau, die sie bewachen muss; sie ist nicht wenig stolz darauf, eine Unmenge davon zur Verfügung zu haben. Also spricht sie:

„Sind es heute doch für Mädel! Da war's in unsrer Jugend halt etwas Andres! Hättet ihr mich mal sehen können! ich war in allen Sätteln gerecht. Kaum stand die Sonne am Himmel, so hatte ich meine Stirn schon mit wohlriechender Schminke bedeckt, meine Haare waren prächtig aufgesteckt und mit wilden Blumen geschmückt! Ihr Mädchen aber — pfui! Ihr wisst nicht einmal, euch den Jünglingen gegenüber richtig zu betragen. Aber in unsrer Zeit! Wenn die Jünglinge in ihren Schlafgemächern die *Sordam* [1]) bespielten, da antworteten wir ihnen mit den Tönen der *Ujup-ujup* [1]);

[1]) Namen von Musikinstrumenten.

wenn sie, im Bade, irgendwelchen Gesang anstimmten, da machten wir unserseits Wassermusik (mittels eigentümlicher Bewegungen von Armen und Händen durch das Wasser). In *der* Weise betrugen wir uns; ihr aber — pfui! Und Ende's! wir kannten davon eine Unzahl!"

Zu diesem Gesprächsthema wollte die Jugend die Alte gerade führen; allerseits erklingt es: „Lehren Sie uns dieselben!"

Stolz auf ihre Wissenschaft geht das Altmütterchen an die Arbeit, mit Eifer und Zuneigung, weil sie des Interesses und der Aufmerksamkeit ihrer Schülerinnen gewiss ist.

Also lernen die jungen Mädchen die Ende's, und von ihnen hören die Jünglinge dieselben, bis sie im Stande sind, in poetischer Form ihre Liebe zu einander auszusagen.

Der Jüngling. Ich weiss wohl warum du ein Betkleid trägst: (nicht weil du so fromm bist, sondern) weil es dich kleidet.

Das Mädchen. Ach, du willst unsre Kampung und deine Freunde und Verwandten verlassen!

Der Jüngling. Wie fern auch von dir, ich gedenke stets deiner!

Das Mädchen. Nach unsrer Trennung werde ich (jede Nacht) weinen, bevor ich einschlafe.

Der Jüngling. Und sind wir auch getrennt, im Schlafe begegnen unsre Seelen einander.

Das Mädchen. Vergiss, o Geliebter, dein Gelübde nicht, damit es dir wohl gehe!

Der Jüngling. Ich habe weder Ruhe noch Rast, und beauftrage jeden Windhauch, dir zu sagen (wie sehr ich dich liebe).

Das Mädchen. Du musst nicht also deiner Liebe nachgeben, damit nicht deine Seele erkranke.

Der Jüngling. Wie könnte ich dir sagen, wie ich mich nach dir sehne, wie herzlich ich dich liebe, wenn wir so weit getrennt sind?

Das Mädchen. Wenn du dich nach mir sehnst, so bitte die Vöglein, es mir mitzuteilen.

Der Jüngling. Wenn sich nur unsre Blicke begegnen, so ist schon meine Sehnsucht befriedigt!

Das Mädchen. Blicke auf zum Mond! Dort begegnen unsre Blicke einander.

Der Jüngling. Gedenke doch mein wenigstens einmal am Tag, wenn das nicht kann, wenigstens einmal im Monat; ist das nicht möglich, wenigstens einmal jedes Jahr; wenn auch das noch zu viel ist, wenigstens einmal in deinem Leben!

Der Zwerghirsch und der Kokosaffe (Simea Carpolegos).

Tagtäglich kam Si Pais [1]) nach einem Sendudustrauch [2]) um von den Früchten zu essen; infolge dessen wurde sein Maul schwarz. Also zeigte er sich dem Affenkönig.

Als dieser Si Pais sah, so sagte er: „wodurch ist doch dein Mund so schwarz?"

„„Weil ich Badja (Zahnschwärze) gekauft habe, sehr teuer!""

„Kannst du auch mir nicht etwas davon schenken?"

„„Ja, weisst du, es ist sehr schwer, es zu bekommen; wenn du es aber so gerne hast, so sammle die erforderlichen Rohmateriale.""

„Welche braucht man dazu?"

„„Idjuk [3]) und Rotang.""

Dann befahl der Affenkönig einigen seiner Unterthanen Rotang herbeizuholen, andren Idjuk zu sammeln. Als sie schon vieles zusammengehäuft hatten, sprachen sie zum Fürsten: „Komm mal sehen, wie viel Rotang und Idjuk schon vorrätig ist; sollte es nicht hinreichend sein?"

Der Fürst ging hin, um es su sehen, und befand dass schon eine Menge Material da war. Also sagte er zu Si Pais: „Ist dies genug, Pais?"

„„Ja, das ist genug.""

Danach gab Si Pais Befehl, am Fusse eines schweren, hohen Baumes alles Gesammelte anzuhäufen; sodann hiess er all die Affen hinaufklettern, und Idjuk und Rotang mit sich nehmen.

Die Affen thaten, wie ihnen befohlen war.

„„Umwickelt jetzt den Stamm, bis zu jenen schweren Ästen,

---

[1]) Titel des Zwerghirsches in den (Karo-) Batakerzählungen.

[2]) Melastoma-art, einem wilden Rosenstrauch ähnlich.

[3]) Haarige Fasern der Arengpalme.

und bindet alles fest mit Rotang. Wenn es fertig ist, so sagt es mir."

Als die Affen damit fertig geworden waren, so sagten sie es Si Pais.

„Geht jetzt alle abermals hinauf." Also thaten sie.

„„Sperrt nun das Maul weit auf, kneift die Augen zu.""

Sie schlossen alle die Augen, und öffneten das Maul.

„„So lange ich nicht „öffnet die Augen" gesagt habe, so lange dürft ihr es nicht thun."

Die Affen stimmten bei.

„„Haltet nunmehr das Maul, und seht nicht mehr nach mir.""

Dann entzündete Si Pais den Idjuk, sogleich loderten die Flammen hoch auf.

Die Affen schrieen: „Es raucht, Pais!"

„„Ja, das ist anfangs immer so, versucht nur es auszuhalten.""

Dann wurden die grösseren Äste von den Flammen berührt; die Affen bekamen Brennwunden, und fielen hinunter; einige waren tot, andere zerbrachen die Glieder.

Sofort machte sich Si Pais aus dem Staube, und schrie:

„Seid ihr alle jetzt nicht schwarz geworden?"

VI. ZWEI SAGEN VON DEN ORANG-SEKAH VON BLITUNG (BILLITON).

Ausser der Landesbevölkerung von malayischem Ursprung, giebt die Zinn-Insel Blitung (Billiton) östlich von Sumatra liegend, noch etwa 3.000 Orang-Sĕkah oder Orang-Laut = Seemenschen Wohnung. Mit Recht wird ihnen letzterer Name beigelegt, da ihre 24 Fuss lange und 5 Fuss breite Fahrzeuge ihnen immerfort zur Wohnung dienen; in jenen schlanken, aber äusserst seewürdigen Kähnen streifen sie zwischen den Klippen und Riffen des Blitung-Archipels umher, wo sie, so zu sagen, mit jeder Sandbank oder Seichte bekannt sind. Ihr Hauptgeschäft ist das Fangen der Tripang (Holothuria), und der Meerschildkröten, und das Einsammeln von Seetang.

Die Orang Sĕkah halten sich noch heutzutage ziemlich von der übrigen einheimischen Bevölkerung Billitons abgesondert, und heiraten nur unter einander; ihre eheliche Liebe, und die Liebe der Eltern für ihre Kinder werden sehr gelobt.

Auch ihre Sprache unterscheidet sich von der malayischen Mundart der Orang-Darat (Landmenschen), zeigt aber trotzdem so viele Zeichen der Verwandtschaft, dass dieselbe wohl der malayischen Unterabteilung der malayisch-polynesischen Sprachgruppe einzuverleiben sein dürfte.

Geschichte von der Seeschildkröte, die ein Mensch wurde.

Eines Tages starb die Frau eines Orang Laut, und hinterliess ihm keine Kinder noch andere Verwandte, sodass er allein mit seinem Fahrzeug zurückblieb.

Der Mann trauerte jeden Tag weil seine Frau gestorben war.

Eines Tages segelte er hinaus, um Schildkröten zu suchen. An ein Riff in der Meeresmitte gekommen, wartete er dort, bis eine Schildkröte übers Wasser kommen würde.

Als eine kam, so stach er sie mit seiner Lanze und traf ihren Schwanz.

Der Schwanz blieb an dem Speer haften, und er zog ihn ein. Die Schildkröte tauchte unter und verschwand; er wartete, sah sie aber nicht mehr zurück.

Dann kehrte er zurück, nahm den Schwanz mit sich, und bewahrte denselben auf, hinter dem Herde seines Schiffes.

Als er an den Landungsplatz gekommen war, so verliess er sein Fahrzeug und zog in den Wald hinein.

Und als er am Abend zurückkehrte, so fand er ausgewählte Speisen bereitet, Reis mit Zugemüsen. Er fragte seine Gefährten, wer die Speisen bereitet habe? Sie antworteten ihm, es sei ihnen unbekannt, und kein Mensch sei in der Prau gewesen.

So ass er denn von den Speisen.

Am folgenden Tag ging er abermals in den Wald hinein, und fand bei seiner Rückkehr in die Prau, die Speisen schon wieder bereitet.

Während etwa eines Monats bemühte er sich, das Rätsel zu lösen, wer ihm doch seine Mahlzeit bereite; es war aber umsonst.

Da verlegte er sein Fahrzeug nach einem entlegenen Orte, und hielt sich versteckt am Ufer des Meeres.

Bald sah er eine bildschöne Frau in seinem Fahrzeug, ohne dass er jedoch wusste, woher sie kam. Dann schlich er durch den Wald nach dem Meeresufer, und als er weit genug gekommen war, so lief er in das Wasser und kroch mausestill unter sein Fahrzeug.

Die Frau war gerade beschäftigt mit dem Reinigen der Fische; als sie ihre Hände ins Wasser steckte, so umfasste er dieselben und hielt sie fest.

Die Frau stürzte ins Wasser, und versuchte ihm zu entschwimmen: der Mann aber ergriff ihre Haare, und erst als sie im Begriffe war zu ertrinken, versprach sie, ihm zu folgen und ein wirklicher Mensch zu werden, nur unter der Bedingung, dass er den Schildkrötenschwanz verbrennen sollte. So verbrannte er dann den Schwanz während er mit einer Hand sie nur immer festhielt.

Und sie wurde ihm zur Gattin, nach den Sitten der Orang Laut.

Nach einiger Zeit gebar sie ein Kind, ein Mädchen.

Eines Tages fuhr der Mann auf das Meer hinaus, von seiner Frau und Tochter begleitet, um Schildkröten zu suchen.

Seine Frau hielt das Steuerruder, er selbst ruderte.

Er ruderte nach der Mitte des Meeres, nach Stellen, wo viele Riffe waren.

Endlich kam er an das Riff, wo er früher die Schildkröte mit dem Speere gestochen, und verweilte an der Stelle.

Schliesslich zeigte sich eine Schildkröte, auf dem Wasser zwischen den Riffen schwimmend; er stand aufrecht, nahm seinen Wurfspiess, und hiess seine Frau hinter der Schildkröte her rudern, damit er sie harpunieren könnte.

Seine Frau aber ruderte nicht, weil sie wusste, dass dies die Schildkröte war, welcher er früher den Schwanz abgestochen hatte.

Die Schildkröte tauchte unter, sodass sie der Mann nicht harpunieren konnte.

Daher erzürnte sich der Mann gegen seine Frau, weil sie nicht schneller gerudert hatte, und er sagte: „zwischen diesen Riffen habe ich den Schildkrötenschwanz gefunden."

Seine Frau antwortete ihm nicht; sie weinte, ging in die Mitte des Fahrzeuges, nahm Öl, salbte ihre Haare und kämmte sich; dann bestrich sie die Haare ihrer Tochter, legte

ein neues Kleid an, hub ihr Kind auf und setzte sich auf das Hinterdeck um zu rudern.

Die Schildkröte zeigte sich aufs neue; als sie der Mann harpunieren wollte, hiess er seine Frau rudern, er stand auf dem Vorderdeck um auszuschauen.

In dem Augenblick aber gingen seine Frau und seine Tochter ins Wasser; und die Schildkröte tauchte unter, sodass sie nicht harpuniert werden konnte.

Als der Mann sich umwandte, so sah er seine Frau und seine Tochter nicht mehr; da ging er weinend allenthalben herumrudern, um seine Frau und sein Kind zu suchen.

Auf einmal sah er seine Frau übers Wasser kommen, das Kind in ihren Armen tragend; als er aber sich ihnen näherte, so sanken sie hinweg in des Meeres Tiefe.

Betrübt kehrte der Mann nach seinem Aufenthaltsort zurück, einsam und von Frau und Tochter verlassen. Danach wurde er krank, und starb vor Trauer.

Der Singak- und der Tukak-fisch.

Der Singakfisch ist aus Menschenmilch entstanden.

Als eine gewisse Frau einmal ihrem Kinde die Brust gab, so fiel ein Tropfen Milch in das Wasser; daraus entstand der Djukut (Fisch) Singak.

Der Djukut Singak war nicht im Stande, sich schnell fortzubewegen; er schwamm nur dahin, und seine Stacheln waren nicht giftig.

Da begegnete er einmal dem Djukut Tukak. Dieser bewegte sich sehr schnell durch das Wasser, und seine Stacheln zeigten sich ausserordentlich giftig.

Da sprach der Djukut Singak zum Djukut Tukak: „Es wäre gut, wenn wir Freunde würden, so könntest du mir helfen. Lasst uns unsre Waffen umtauschen; es ärgert mich sehr, dass meine Waffe nicht giftig ist; ich bin nicht im Stande, mir Nahrung zu suchen. Wenn ich nicht eine giftige Waffe habe, so kann ich durchaus keine Nahrung finden. Du aber kannst meine Waffe gebrauchen, denn das Suchen deiner Speisen is dir ganz leicht."

Der Djukut Tukak antwortete: „„Mir ist es recht"" und so fand denn der Tausch statt.

Und bis in unsere Lebzeiten hat der Djukut Singak weisses Blut, von Weibermilch herstammend; und seine Stacheln sind sehr giftig. Er verweilt in den Korallenriffen, bleibt unterhalb des Wassers, und lauert auf die kleinen Fische, die in die Nähe kommen; dieselben werden von ihm gestochen, bis sie sterben.

Auf die Weise sucht sich der Djukut Singak seine Nahrung.

VII. DAJAKSCHE TIERFABEL UND MYTHEN.

VON SERAWAK UND NORD-BORNEO.

Unter dem Namen Dajaks wird die Unmenge von eingebornen Stämmen, welche das Binnenland der gewaltigen Insel Borneo bewohnen, zusammengefasst. Viele dieser Stämme stehen noch auf sehr niedriger Kulturstufe; unter allen indonesischen Völkern sind besonders die Dajaks als wilde Kopfjäger bekannt. Dennoch ist schon längst diese Unsitte im Abnehmen begriffen, zumal dort wo ein europäisches Gouvernement einen kräftigen Einfluss zu üben versteht. Im Allgemeinen sind die Dajaks durchaus nicht ein so blutdürstiges Volk, und auf den ebenerwähnten Gebrauch, welcher mit ihren religiösen Anschauungen verknüpft ist, wird von ihnen, bei sanftem Zwang der Obrigkeit, leicht verzichtet.

Von den grammatischen Verhältnissen der Dajaksprachen, so wie von ihren Beziehungen zu den verwandten indonesischen Sprachen, ist überhaupt nur noch wenig bekannt. Am besten verhält es sich in dieser Hinsicht mit der Olo-ngadju Sprache von Ost- und Süd-Borneo; die genauere Kenntnis dieser Mundart verdankt man einem Deutschen, Missionär Dr. Aug. Hardeland. Die verschiedenen Sprachen der Dajaks sind wahrscheinlich am meisten mit dem malayischen Sprachzweig verwandt; ausserdem sind viele Mundarten, zumal die der Küstengegenden, durch das Malayische stark beeinflusst worden; eigene Schriftzeichen besitzen die Dajaks nicht. Als erhebliche Eigenart der Dajaksprache kann hier erwähnt werden dass sie allein unter allen indonesischen Mundarten einen wirklichen Trialis bei den Pronomen besitzt.

Folgende Erzählungen sind Ling Roth's Werke: „The natives of Sarawak and British North-Borneo" entnommen; es stellt sich aber bei vielen der darin enthaltenen Legenden nicht klar heraus, ob dieselben dem volkstümlichen Legendenschatz der Dajaks gehören, oder malayischen Ursprungs sind; besonders bei der erstfolgenden Tierfabel scheint letzteres der Fall zu sein.

Der Pĕlanduk, der Kikura [1]), der Kĕra [2]) und der Bruang [3]).

„Hallo, Vetter Kikura! wohin gehst du?" rief der Pĕlanduk, als er einmal seinen alten Freund sich über den Weg fortschlepppen sah.

„„Nun, Vetter", antwortete dieser, „ich gehe hinaus um Bambusprösslinge zu suchen, die ich zum Frühstück kochen will.""

„Ganz recht" sagte der Pĕlanduk, „wir wollen zusammen gehen."

So gingen die beiden zusammen, bis sie an einen Bambustrauch kamen.

„Vetter Pĕlanduk" sagte Kikura; „geh' du den Weg, ich will diesen gehen."

„„Sehr gut"", antwortete der Pĕlanduk.

Gesondert gingen sie weiter.

Da sah der Kikura eine Schlinge hangen, etwa einen Fuss hoch über der Erde. Er hielt ein, um sich dieselbe einmal anzusehen.

„„Ach", sagte er, „ist das eine schöne korallene Halskette! niemals sah ich etwas derartiges. Sie hängt zu hoch als dass ich sie erreichen könnte, und wenn ich auch könnte, so wäre sie noch für meinen Hals zu gross. Wenn nun Vetter Pĕlanduk 'mal hier wäre! Gewiss würde er sie erreichen können, und sie würde ihm genau passend sein. Wie schön würde er ausschauen, mit der Kette um den Hals! Also will ich hingehen und es ihm erzählen.""

Und davon kroch Kikura, um den Pĕlanduk zu suchen. Er fand ihn unter den Bambusträuchern.

---

[1]) Kleinste Art von Schildkröte.

[2]) Langschwanziger Affe.

[3]) Der Bär.

„Vetter Pĕlanduk" so rief er, „komm' mal mit! Ich habe eine so reizende Halskette gefunden! Ich konnte dieselbe aber nicht mitbringen, weil sie mir zu hoch hing!"

„„Ach, was ist das für albernes Geschwatz! Du scherzest ja nur!""

„Scherz? nein, wahrhaftig nicht! Komm nur mit, und sieh selbst."

„„Schon gut"" sagte Pĕlanduk. So gingen sie denn, der Kikura voran, im Schneckengang.

An die Stelle gekommen, schaute Pĕlanduk um sich, konnte aber keine schöne Halskette verspüren, weshalb er Kikura fragte, wo dieselbe sei?

„Was, Vetter Pĕlanduk, bist du blind? Kannst du sie nicht sehen?"

Mit diesen Worten zeigte Kikura mit seiner Schnauze auf die Schlinge.

„„Und nennst du das eine Halskette?""

„Ja, gewiss. Gehe nur näher, so wirst du es sehen. Meine Augen sind weit schärfer als die deinige."

Der Pĕlanduk that es, setzte seine Pfote auf das Holz, welches die Schlinge aufgesperrt hielt, legte die Schlinge um seinen Hals und.... baumelte im nächsten Augenblick zwischen Himmel und Erde.

„Jaso" sprach Kikura, und verschwand in dem Dickicht.

Kurze Zeit nachher kam ein Mann an dem Baum vorüber. Als der Pĕlanduk ihn nähern hörte, drehte er das Weisse seiner Augen nach oben, streckte seine Glieder aus, und öffnete den Mund, damit der Mann meinen sollte, er sei gestorben.

„Ach," rief der Mann, „die Schlinge ist zu, und ein Pĕlanduk hängt darin, aber er ist mausetot."

Da schnitt er die Schlinge durch, warf den anscheinend toten Pĕlanduk auf den Boden, und ging weiter um mehr Wild aufzuspüren.

Da sprang der Pĕlanduk auf, und machte sich aus dem Staube, um den verräterischen Kikura aufzusuchen.

Unterwegs kam er an einer Fanggrube vorüber, aufs sorgfältigste mit Stöcken, Blättern und Gras bedeckt. Behend sprang er hinüber, und begegnete bald dem Kikura.

„Hallo, Vetter Kikura!" rief er, „komm 'mal mit mir, und ich will dir die bequemste Schlafstätte zeigen, die du bei Lebzeiten gesehen hast. Ich würde selbst dort ein Schläfchen gehalten haben, wenn sie nur gross genug für mich gewesen wäre, und vielleicht ist sie für mich auch nicht fest genug."

„Das macht ja nichts, wohlan, lasst uns einmal dahingehen, damit ich mir sie ansehe."

Und weg gingen die zwei. Bald zeigte der Pĕlanduk die von ihm entdeckte Grube. „Sieh doch, Kikura, wie sauber all das Gras gelegt worden ist; du brauchst nur auf die kleinen Stöckchen zu kriechen, und kannst dann dort so lange schlafen wie dur nur willst."

„„Ja, Vetter Pĕlanduk", sagte Kikura, „aber siehst du nicht die tiefe Grube unten?""

„Wo" sagte Pĕlanduk, kam hinter Kikura, und versetzte ihm einen Fusstritt der den armen Kikura in die Grube sandte.

„Nun" rief ihm Pĕlanduk zu, „befindest du dich nicht ganz bequem da unten?"

„„Gewiss!" war die Antwort, „„aber wie komme ich hinaus?""

„Nun, ich gehe" und fort ging der Pĕlanduk.

Nachdem Kikura umsonst versucht hatte, an den Seiten emporzukletteren, zog er seinen Kopf ein, suchte eine bequeme Stelle, und schlief ein.

Nicht lange nachher kam ein Mann, um die Fanggrube zu untersuchen.

„Ah," sagte er „eine gute Beute! was wird es sein?"

Er schaute in die Grube hinein, konnte aber anfangs nichts erspähen, bis er schliesslich den Kikura ansichtig wurde, der in der Ecke sass.

„Bei meinem Vater und meiner Mutter, ich mag sterben wenn es nicht ein Kikura ist!"

Er kniete nieder, steckte seine Hand in die Grube, und zog den Kikura hinaus. Dann band er ihn mit Rotangleinen an ein Stück Holz, und liess ihn zurück, um sich nach seinen Reusen umzusehen.

„Krà, krà, krà" schrie der Kĕra. „Sag' einmal, Vetter Kikura, was machst du da, umarmst du ein Stück Holz, alsob du dich beim Feuer erwärmen wolltest?"

„„Mich erwärmen?" rief der Kikura, aufgebracht, „wenn du

es nur einmal wüsstest wie herrlich es ist, auf diesem Holze gebunden zu sein, so würdest du nur allzugerne mit mir tauschen.""

Der Affe liess sich vom Zweige hinunter fallen und sprang nach dem Kikura.

„Ja, ich muss gestehen" so sprach er „dass du glücklich ausschaust."

„„Das will ich meinen!"" erwiderte der Kikura, „„mir ist gerade, alsob ich mich vermählte! Lass mich nur allein und störe mich nicht.""

„Verletzt aber der Rotang dich nicht" so forschte der neugierige Kĕra weiter.

„„Nicht im Geringsten" sagte Kikura (und wie könnte es anders, weil er einen so harten Schild trug!)

„Ist est wirklich so herrlich?"

„„Ja"" antwortete Kikura.

„Aber es schaut so wunderbar aus, wenn man ein Stück Holz liebkost."

„„Es kommt nicht an auf das Aussehen sondern auf das Gefühl"" erwiderte Kikura.

„Da hast du Recht" antwortete Kĕra.

„„Wolltest du es vielleicht eine Minute versuchen?""

„Ja, wenn es wirklich so gemütlich ist, so bin ich nicht abgeneigt etwa eine Minute deinen Platz einzunehmen."

„„So mache denn nur diese Rotangleine los.""

Dies that der Kĕra, streckte sich auf das Holz aus, und wurde vom Kikura aufs steifste gebunden so dass er schrie: „Binde doch nicht so steif, du verletzest mich."

„„Ja, das muss ich gestehen; das ist aber nur anfangs und bände ich dich nicht aufs steifste, so könntest du dich selbst losringen, und wüsstest niemals wie herrlich es wirklich ist.""

So bald ihn der Kikura steif gebunden hatte, krabbelte er davon.

Als der Mann zurück kam war er sehr erstaunt über die Verwechslung.

„Bei meinem Vater und meiner Mutter, so wahr ich lebe, der Kikura ist ein Kĕra geworden".

Als der Kĕra bemerkt hatte, dass er übel eingegangen sei, stellte er sich tot.

Der Mann band ihm die vier Pfoten zusammen, hängte ihn an einen Stock, und trug ihn über die Schulter heimwärts.

Kaum hatte er mit dem Fusse die Leiter seines Hauses berührt, so sprach ein obenstehender Verwandter zu ihm: „Wofür bringst du einen toten Kĕra nach Hause?"

„Tot?" sprach der Mann; „vorhin war er noch lebendig.""

Oben gekommen beobachtete er den Kĕra genau, und es schien auch ihm dass derselbe tot sei. So warf er ihn auf den Boden der Gallerie, und ging ins Haus.

Der Kĕra biss sofort die Leinen durch mit denen seine Pfoten gebunden waren, sprang aus der Gallerie in die Betelnussbäume und von da in das Dickicht, während er unaufhörlich: „Kra-kra-kra" schrie.

Der Mann kam hinaus, als er ihn hörte, und rief: „O, bei meinem Vater und meiner Mutter, der tote Kĕra ist wieder lebendig geworden."

Fort ging der Kĕra von Baum zu Baum hüpfend; und wenn die Bäume weit aus einander standen so schwang er sich selbst, an seinem Schwanze hangend, von einem Baum auf den anderen.

Schliesslich wurde er den Pĕlanduk und den Kikura gewahr.

„Hallo, Vetter Pĕlanduk, Vetter Kikura, wo geht ihr hin?"

„„Bist du da, Vetter Kĕra"" sagte Kikura. „„Wir gehen nach dem Fluss, um einmal nach Onkels Fischreusen umzusehen. Gehst du mit?""

„Ja gewiss" sprach Kĕra, „wir wollen zu dreien gehen."

So gingen sie zusammen, der Pĕlanduk voran, Schritt für Schritt mit seinen kleinen Hufen, der Kikura sich selbst mühsam fortschleppend, und der Kĕra von Zweig zu Zweig hüpfend — bis sie an den Fluss kamen.

Der Pĕlanduk stürzte sich hinein, und schwamm hinüber, während er seinen Kopf tüchtig über dem Wasser hielt; der Kikura kroch hinein, und ging nach dem Boden, wo er auf eigene Weise nach dem jenseitigen Ufer kroch.

„Ach, warte doch auf mich, Vetter Pĕlanduk" rief der Kĕra; wie könnte ich hinüberkommen? Es giebt keine Bäume hier!"

„Springe auf das Stück Holz, so kannst du mit dem Schwanze steuern."

Der Kĕra that 's, aber all seine Bemühungen, nach dem gegenüberliegenden Ufer zu steuern, waren umsonst.

Der Strom war stark, und er war im Begriffe, fortgerissen

zu werden, als er einen Gamilang (grosser Fisch) erblickte, der sich sonnte.

„Ach, Vetter Gamilang!" rief er „komme doch hierher, und setze mich hinüber. Mein Gewicht ist ganz unerheblich."

„Was gilt's?"" war die Antwort, „„dass du mir wieder einen Streich spielen willst!""

„Doch nicht, ich will nur über den Fluss, um zu Pĕlanduk und Kikura zu gehen."

„„Sprichst du die Wahrheit?"" fragte Gamilang.

„Ganz gewiss" antwortete Kĕra.

So näherte der gutherzige Gamilang sich dem Holzblocke, und der Kĕra sprang auf seinen Rücken.

In der Mitte des Flusses sah er ein schweres Stück Holz in seiner Nähe den Fluss hinabschwimmen.

„Halte einen Augenblick ein, Vetter Gamilang, damit ich den hinunterschwimmenden Holzblock ergreife."

„„Wofür brauchst du ein Holz"" fragte argwöhnisch der Gamilang.

„Ach, nur um mich beim Landen zu unterstützen."

Als er den Stock gefasst hatte, gingen sie weiter; und als sie eben das Ufer erreicht hatten versetzte Kĕra dem Gamilang einen solchen Schlag auf den Kopf, dass er ihn tötete. Sogleich rief er seine Gefährten herbei, und alle drei schleppten den Gamilang ans Ufer.

Bald hatten sie seine Schuppen abgeschabt und die Eingeweide herausgenommen, und machten jetzt Voranstalten ihn zu kochen. Lustig loderte das Feuer auf, die Pfanne stand obendrauf, und der Fisch gab schon einen herrlichen Geruch von sich, als sie plötzlich einen Lärm hörten: Ug! ug! ug! und aus dem Dickicht kam Bruang zum Vorschein!

„Hallo, Vetter Pĕlanduk! was macht ihr hier?"

„„O, wir drei sind gerade beschäftigt unser Frühstück zu bereiten!""

„Ug! Ug!" sagte Bruang; „es riecht geradezu herrlich!"

Die drei Tiere ratschlagten unter einander, was sie thun sollten; denn, wenn Bruang das Frühstück mit ihnen genoss, würden sie gewiss schlimm davon kommen, weil seine Klaue gross, und sein Mund noch grösser war. Bruang, der taub war, konnte ihr Geflüster nicht verstehen. Schliesslich rief

Pĕlanduk: „Hier Bruang, mache dich verdienstlich. Geh mit dieser schmutzigen eisernen Pfanne nach dem Flusse, und reibe die mit Sand, bis sie ganz sauber ist."

Bruang ging mit der Pfanne nach dem Wasser, und rieb, und rieb, bis er meinte, die Pfanne sei sauber genug; dann kehrte er zurück.

„Nennst du *die* Pfanne sauber!" schrie Pĕlanduk; „wohlan, zeige uns 'mal deine Pfoten, Vetter Bruang!"

Bruang streckte die Pfoten aus, und dieselben waren so schwarz wie Russ, wie immer.

„Guck" sprach Pĕlanduk, „wie schwarz deine Klauen sind, du hast die Pfanne nicht halb rein gemacht."

Abermals watschelte Bruang davon, und rieb noch einmal tüchtig die Pfanne; dann kam er wieder zu ihnen zurück.

Und abermals hiessen sie ihn, seine Pfoten zeigen, und weil sie noch stets schwarz waren, wurde er aufs neue zurückgesandt.

Und in der Zwischenzeit assen die drei den ganzen Fisch, und all das Gemüse; und als Bruang zum dritten Male vom Wasser zurückkam, fand er das Feuer ausgelöscht, die Pfanne leer, und all seine Freunde verschwunden.

Der Ursprung der Blutigel.

Im Anfange des Menschengeschlechts, als nur noch wenige Menschen bestanden, wohnte, in den ursprünglichen Wohnsitzen der Urahnen der Sĕrawak-Dajaks, ein Ehepaar. Der Mann hiess Tĕrau, die Frau Tĕmunjan.

Eines Tages hatte der Mann am Meeresufer einige Geschäfte und liess daher seine Frau allein zurück.

Kaum war er davon gegangen, so kam ein gewaltiger Buau [1]), der im Hinterholt gelegen hatte, fasste Tĕmunjan roh an, und, trotz ihres Schreiens und heftigen Widerstrebens, führte er sie mit sich in das Dickicht.

Als er sie in genügende Entfernung von ihrem Hause gebracht hatte, verhütete er ihre Flucht, indem er sie an einen grossen, flachen Felsenblock befestigte, mittels einer leimigen Substanz, die er ihr auf den Rücken rieb.

In dieser Lage verliess er sie, vergass sie aber nicht ganz, sondern stattete ihr jeden Abend, gegen das Hereinbrechen der Dämmerung, einen Besuch ab, und brachte ihr dann Nahrung mit.

Inzwischen war Tĕrau heimgekehrt.

Er suchte seine Frau, sobald er sie vermisste, mit allem Eifer eines zärtlich-liebenden Ehegatten; zu seinem Entsetzen aber war keine Spur von ihr zu finden.

Viele Tage lang streifte er in Wald und Wildnis umher, und rief er mit kläglicher Stimme ihren Namen.

Eines Morgens wurde seine Treue belohnt.

Ihm war's, alsob eine schwache Stimme sein Schreien beantwortete und seinen Namen riefe. Er eilte nach der Stelle, woher der Klang zu kommen schien, und da fand er zu seinem Grauen seine arme Frau in ihrer traurigen Lage. Vergebens

---

[1]) Der Geist eines im Krieg erschlagenen Mannes; er hat keinen Kopf.

bemühte er sich, sie loszumachen — der Leim des bösen Dämonen hielt sich nur allzugut.

Dann erzählte sie ihm ihre ganze trübe Geschichte, und sie weinten und klagten zusammen, bis die Sonne sich zu senken anfing.

„Fliehe, fliehe doch" sprach jetzt Tĕmunjan, „die Stunde für des Dämonen Besuch ist schon nahe, und wenn er dich erwischt, so wird er dich unzweifelbar töten."

„„Welchen Weg kommt er"" fragte Tĕrau.

Sie zeigte ihm einen schroffen Felsenpfad an der Böschung des gegenüberliegenden Hügels.

Sofort fertigte ihr Mann aus Rotang eine Djĕrat, oder Hirschfalle an; dieselbe stellte er quer über den Weg und versteckte sich dann hinter einen grossen Felsenblock, während er die Leine der Djĕrat in der Hand hielt. So war er fertig, unerwartet den ahnungslosen Buau zu erwischen.

Nach einigen Minuten kam der böse Geist an; er war offenbar in gehobener Stimmung. Da trat er in die Djĕrat, im folgenden Augenblick war dieselbe zugezogen worden, und der Dämon lag zappelnd und hilflos auf dem Rücken, die beiden Beine in der Schlinge verwickelt.

Mit gezogenem Schwerte stürzte sich Tĕrau auf ihn.

„Da hab' ich dich erwischt, du Schuft!" und zugleich erfasste er den Geist.

„„Was habe ich gethan, dass du mich in dieser mörderischen Weise angreifst?""

„Was du gethan hast, du Schelm? Meine Frau hast du entführt" und zugleich machte er eine drohende Bewegung mit dem Schwerte.

„Schenke mir das Leben" so flehte das Gespenst, „und ich gebe dir eine Substanz, die deine Frau vom Felsen losmachen wird; töte mich, und sie wird da bleiben bis sie stirbt.""

„Angenommen" antwortete Tĕrau.

Dann gab ihm der Dämon das gewünschte Lösungsmittel; kaum aber hatte es Tĕrau in den Händen, so versetzte er dem leichtgläubigen Bösewicht einen Schwertschlag, der ihm den Tod brachte.

Darauf war sein erstes Bestreben, seine Frau zu befreien, und mit nach Hause zu führen.

Nach kurzer Zeit brachte sie ein Kind zur Welt, dessen Vater der Buau war — und ein hässlich-ausschauender kleiner Kobold war es.

Kaum war es geboren, so presste es seine Lippe an die Brust seiner Mutter, und wollte sich nicht mehr von ihr trennen, sogar keinen Augenblick. Nacht und Tag, Tag und Nacht, unaufhörlich sog es, und die arme Tĕmunjan wurde magerer und magerer, bis es fast schien, alsob sie sterben würde.

Ihr Gatte wusste ihr weder zu raten noch zu helfen; er wagte es nicht das Kind zu töten, aus Furcht dass die toten Lippen immerfort der Brust seines Weibes ankleben möchten.

Das Kind selbst, wenngleich entsetzlich grässlich, war jedoch merkwürdig vernünftig. Von seiner Geburt an konnte es sprechen, und wusste die Namen von allem was es sah. Aber wenn es seine Lippen zum Sprechen öffnete, so umklemmten dennoch seine Zähne die Brust seiner Mutter.

Endlich hatte Tĕrau ein Mittel zur Befreiung seiner Frau gefunden.

Eines Tages hiess er sie, ihm mit dem Kinde in das Gebüsch folgen. Unterwegs fragte er letzteres nach den Namen der verschiedenen Bäume und Pflanzen, an denen sie vorübergingen; und das Kind wusste alles, und konnte sie ihm alle sagen.

Schliesslich kamen sie an einen Baum, namens Pa-ang.

„Wie heisst dieser Baum?" fragte Tĕrau.

„Pa-ang" antwortete das gespenstische Kind, eilig Lippen und Zähne zugleich öffnend, weil das Aussprechen dieses Wortes diese Anstrengung von ihm forderte.

In diesem Augenblicke, während das Wort noch in seinem Munde war, versetzte ihm Tĕrau, der auf diese Gelegenheit gewartet hatte, einen Schwertschlag, der seinen Schädel spaltete.

Seine Frau warf den Leichnam zur Erde, und um seinen Tod ausser allem Zweifel zu setzen, schnitten sie ihn in kleine Stückchen. Und seht, sofort verwandelten sich diese in Blutigel — deren Ausdauer im Saugen mancher Reisende in dem sumpfigen Dickicht mit Grauen gedenkt.

Die Sündflut und ihre Folgen.

LEGENDE DER SEE-DAJAKS (SERAWAK).

Eines Tages gingen einige Dajakfrauen hinaus um junge Bambusprösslinge zu suchen, die sie essen könnten.

Als sie dieselben gesammelt hatten, kehrten sie durch das Krüppelholz heimwärts. Unterwegs setzten sie sich auf einen vermeintlichen grossen, zur Erde gestürzten Baum, und fingen an, den Bambusprösslingen die Haut abzuziehen um dieselben zu geniessen, als plötzlich, zu ihrem grossen Erstaunen, der Baum zu bluten anfing.

In jenem Augenblicke gingen einige Männer vorüber, und sahen, dass die Frauen nicht auf einem Baum sassen sondern auf einer gewaltigen Boa-constrictor, die sich in einem Zustande der Erstarrung befand.

Die Männer töteten das Tier, schnitten es in Stücke, und nahmen das Fleisch mit sich nach Hause um es zu essen.

Und als sie das Schlangenfleisch brieten, so kamen fremde Klänge aus der Pfanne, und zu gleicher Zeit fing es entsetzlich zu regnen an. Dieser Regen hörte nicht auf, bevor alle Hügel, nur die höchsten ausgenommen, mit Wasser überdeckt waren; also ertrank die ganze Welt, weil die Männer die Schlange getötet und gebraten hatten. Das ganze Menschengeschlecht kam ums Leben, ausgenommen eine einzige Frau, die nach einem hohen Berge geflüchtet war.

Auf diesem Berge fand sie einen Hund, der am Fusse einer Schlingpflanze lag; sie fühlte dass die Wurzel der Schlingpflanze warm war, weshalb sie versuchen wollte, ob vielleicht Feuer daraus zu bekommen sei. Da nahm sie denn zwei Stücke der Wurzel, rieb sie gegen einander, und bekam Feuer: also entstand der Feuerbohrer, und bekam man zum ersten Male nach der Sündflut wieder Feuer.

Diese Frau und der Feuerbohrer schenkten einem Menschen das Dasein; Simpang-impang war sein Name. Er hatte nur einen halben Körper, ein Auge, ein Ohr, eine halbe Nase, eine Backe, einen Arm, und ein Bein.

Von der Tierwelt hatten viele einen Zufluchtsort gefunden in den höchsten Bergen. Unter ihnen war auch eine Ratte, die, klüger als ihre Mitgeschöpfe, eine Handvoll Reis aufbewahrt hatte. Dies wurde Simpang gewahr, und er stahl den Reis von der Ratte. Also bekam man Reis nach der Sündflut.

Simpang streute seinen Reis auf ein Baumblatt, und stellte das auf einen Baumstamm, um es zu trocknen. Plötzlich kam da ein Windstoss, und fort flog das Blatt, zugleich mit dem Reis.

Simpang war deswegen sehr aufgebracht, und machte sich auf um von dem Geiste der Winde eine Geldstrafe und die Zurückgabe seines Reises zu fordern.

Auf seiner Reise durch die höheren Regionen ging er an den Häusern des Puntang Raga, und des Ensang Pengaia vorüber. Sie beauftragten Simpang, den Windgeist nach der Ursache zu fragen, weshalb eine Banane, oder ein Zuckerrohr, in die Erde gepflanzt, nur zu einer einzigen Pflanze heranwuchsen, ohne je sich zu mehren.

Hiernach kam Simpang an einen See; der sagte ihm, er solle den Windgeist fragen, warum er keine Mündung habe, damit er sich selbst ausleeren könne.

Dann kam er an einen sehr hohen Baum, auf dem zahllose Vögel sich versammelt hatten, welche nicht wegfliegen wollten. Sie hatten nämlich sich dorthin vor der Sündflut geflüchtet.

Auch der Baum gab Simpang eine Botschaft für den Windgeist mit: „Sage dem Windgeist, dass er mich umblase; wie kann ich leben mit all diesen Vögeln in meinem Wipfel, die es mir ganz unmöglich machen, in irgendwelcher Richtung Blätter und Zweige hervorzubringen."

Schliesslich kam Simpang an dem Hause des Geistes an, er stieg auf die Leiter, und setzte sich auf die Gallerie.

„Ja so", sprach der Geist „was wünschest du?"

„„Ich bin hierher gekommen, um Bezahlung zu fordern für den von dir weggeblasenen Reis, den ich trocknen wollte.""

„Das verweigre ich" war die Antwort; „lasst uns jedoch die Sache mittels Untertauchens zur Entscheidung bringen."

Also gingen sie ans Wasser, der Geist mit seinen Freunden, und Simpang mit seinen Freunden. Letztere waren einige Tiere, Vögel und Fische, die von ihm überredet waren, mit ihm zu gehen.

Simpang selbst war durchaus nicht im Stande zu tauchen; ein Fisch aber kam ihm zur Hilfe, tauchte unter, und besiegte den Windgeist.

Dann schlug der Windgeist einen andren Wettkampf vor.

„Lasst uns über das Haus springen" sagte er.

Simpang würde besiegt worden sein, hätte nicht eine Schwalbe an seiner Stelle gesprungen, und selbstverständlich den Geist hinter sich zurückgelassen.

„Noch einmal" sprach der Geist, „lasst uns sehen, wer durch die Öffnung eines Sumpitan (Blaserohr) kriechen kann."

Diesmal bekam Simpang Hilfe von der Ameise, und war abermals der Sieger.

Trotzdem verweigerte der Geist, irgendwelchen Ersatz zu geben.

Empört sprach Simpang: „„So will ich dir dein Haus einäschern.""

„„Thue es nur frei, wenn du kannst"" erwiderte der Geist.

Simpang hatte den Feuerbohrer mitgebracht; er wandte ihn an auf das Haus des Geistes, und hoch loderten die Flammen auf.

Der gewaltige Geist geiferte und raste vor Wut; es half ihm aber nichts. Zuletzt aber entschloss er sich, nur nachzugeben, und rief: „o Simpang, rufe deinen Feuerbohrer zurück, so zahle ich dir den Reis!"

Simpang rief den Feuerbohrer zurück, und die Flammen legten sich. Abermals entstand ein Wortstreit.

Der Geist sprach: „Ich habe keine Güter, noch Geld, um dir zu zahlen; von nun an aber wirst du ein ganzer Mann sein mit zwei Augen, zwei Ohren, zwei Backen, zwei Armen und zwei Beinen."

Simpang war ganz entzückt über diesen Vorschlag, und liess den Reis nur bleiben.

Simpang überbrachte dann die ihm mitgegebenen Aufträge, und der Geist antwortete folgendes: „Die Ursache dass dem Puntang Raga und dem Ensang Pengaia ihre Anpflanzungen nicht gedeihen, ist diese, dass sie die erforderlichen Bräuche nicht

befolgen. Sage ihnen, sie sollen niemals die Namen ihrer Schwiegereltern nennen, und unterwegs niemals vor ihnen her gehen; weiter sollen sie keine nahen Verwandten heiraten, noch sich zwei Weiber nehmen; und dann wird's mit den Bananen und dem Zuckerrohr schon gut gehen. Die Ursache, dass der See sich selbst nicht ausleeren kann ist diese, dass sich Gold befindet an der Stelle wo die Mündung sein sollte. Nimm das weg, und derselbe wird einen Ausgang haben.

Und nach dem Baume will ich mich gleich umsehen."

Und der Baum stürzte zur Erde wegen des Windes, der See fand eine Ausmündung, und die Welt stand weiter wie vorher. Aber auf welche Weise der Reis zurückbekommen wurde wird nicht erwähnt.

VIII. SANGIRESISCHE SAGEN, ERZÄHLUNGEN UND TIERFABELN.

Die Sangir-Inselgruppe liegt nördlich von Celebes zwischen 4° und 2° N.B. und 125° und 126° Ö.L. (von Greenwich) und besteht aus einer grösseren (Gross-Sangir) und mehreren kleineren Inseln; von den letzteren sind einige unbewohnt. Die Bevölkerung von Gross-Sangir hat grösstenteils das Christentum angenommen, welches ihnen in den letzten vierzig Jahren mit glänzendem Erfolg von deutschen Missionären verkündigt worden ist. Die Sprache der genannten Insel, zumal die Mundart von Manganitu, verdankt dieser Misssionsarbeit ihre litterarische Blüte und Entwicklung; vor allen übrigen Mundarten zeichnet sich dieselbe aus durch strenges Festhalten an Regeln der Grammatik und des Wohllauts.

Die Sprache von Gross-Sangir ist einerseits mit einigen Minahasa-dialekten und dem Mongondauschen (auf Celebes), andererseits mit den philippinischen Sprachen nahe verwandt, und gehört zu den grammatisch reichst-entwickelten der malayo-polynesischen Sprachen.

Mit vorliegenden Fabeln u. s. w. aus den genannten Sprachen sind wir also von dem eigentlichen „malayischen" Sprachgebiete [1]) nach den philippinischen und sub-philippinischen Sprachgruppen übergeschritten. [2]) Die Sprachen dieser Gruppen zeichnen sich vor ihren westlichen Verwandten aus durch sehr entwickeltes Derivationssystem der Verben, welches auch Zeit- und gewissermassen, Personalexponenten kennt. Auch bei der sangiresischen Sprache ist der Formenschatz der Verben und Substantiven besonders reichhaltig, und benützt, nebst Infixen und Suffixen, eine geradezu verwirrende Anzahl von Prefixen. Zwar ist eine eigentliche Konjugation der Verben nicht vorhanden, —

[1]) Ausser den vorhergehenden Sprachabteilungen gehören dazu noch das Maduresische, und viele Mundarten Sumatra's.

[2]) Zu diesen Gruppen können dann auch die weiteren Sprachen von Celebes gebracht werden.

wenigstens, falls man darunter eine untrennbare Verbindung der Personalexponenten mit dem Verbalstamme versteht — die Zeit- und Modalverhältnisse aber werden durch die genannten Zusätze zum Ausdruck gebracht.

Die Gewohnheit der malayo-polynesischen Völker, unter Umständen, dem Aberglauben zufolge, einige Wörter durch andere, veraltete oder umschreibende, zu ersetzen, hat im Sangiresischen eine besondere Ausdehnung bekommen, und zwar fast ausschliesslich für die auf dem Meere sich Befindenden sich geltend gemacht. Folglich ist eine vollständige Meeressprache entstanden: das Sasahara. Seiner Verwendung entsprechend enthält das Sasahara meist Wörter die auf dem Meere gebraucht werden, z. B. Namen von Teilen des Fahrzeuges, von Naturerscheinungen auf der See, u. s. w. Teilweise aber fällt der Gebrauch desselben auch mit dem des javanischen Krômô (Vgl. S. 1) zusammen; dazu wird es auch in Poesie angewandt und zwar im zweiten Gliede des Parallelismus, welcher die sangiresischen Dichterprodukte characterisiert.

Die Sasahara-wörter sind teils Synonyme, teils Umschreibungen welche die meist-auffallende Eigenart irgend eines Gegenstandes ausdrücken. Das alltägliche Wort Bawi = Schwein z. B. wird im Sasahara zu Masimbulungang = mit langen Haaren versehen"; Tahiti = Regen, wird: Mahondosang = „dasjenige, welches niederfällt;" Meo = Katze, wird Mangkahukang = „Kratzer", u. s. w. Durch die erwähnte Eigenheit, den Formenreichtum und die Feinheit des Ausdrucks ist das Sangiresische eine für poetische Produkte sehr geeignete Sprache.

Wenn, nach gemeinschaftlich-verrichteter Arbeit, am Abend die Sangiresen im Mondschein beisammen sitzen, da erzählen sie einander die geliebten Bio's oder Geschichten. Dr. Adriani, der gelehrte Forscher des Sangiresischen, aus dessen holländischer Übersetzung die vorliegenden Fabeln entlehnt sind, sagt von der erstfolgenden derselben: „Die Geschichte des Nabala, des sangiresischen Freigeistes, der die allgemein berücksichtigten Vorzeichen vernachlässigt und geringschätzt, und demzufolge sich selbst und die Seinigen ins Unglück stürzt, ist durch Reinheit der Sprache und des Stiles unter die besten sangiresischen Bio's zu rechnen."

Die Geschichte des Nabala.

Es waren einmal zwei Brüder, der ältere hiess Nabala, der jüngere Kalelo; ihre Schwester war Bembuang genannt. Das Weib des Nabala hiess Mekonda; ihre Brüder waren sieben, und trugen alle den Namen Aralung.

Eines Tages sprach Nabala zu seinem jüngeren Bruder und zu seinen Schwägern: „Wir wollen mal eine Seereise machen, heute in acht Tagen werden wir abreisen."

Sein Bruder antwortete: „„Eine Seereise würden wir machen, und haben nicht einmal ein Fahrzeug!""

Nabala sagte: „Ei was! wenn neun Menschen einen Baumstamm behauen, würde innerhalb acht Tage kein Fahrzeug daraus geworden sein?" Dann fuhr er fort im Reden: „Morgen werden wir einen Baum umhauen."

Vor Tagesanbruch stand Nabala auf und setzte sich auf die Treppe und sprach zu seinem jüngeren Bruder und seinen Schwägern: „Schleift die Äxte, schärft die Beile."

Da fingen sein Bruder und seine Schwäger sogleich zu schleifen an.

Als sie damit fertig waren, so sprach sein Bruder Kalelo, unten an der Treppe:

„Geschliffen sind die Äxte, die Beile geschärft; nur fehlt daran, dass wir uns auf den Weg machen."

Dann gingen Kalelo und die sieben Aralung hinaus, einen Baum zu fällen.

Und als sie den Weg hinauf gingen, da geschah es ihnen, dass eine Schlange quer über den Pfad kroch. Als sie das sahen, so kehrte Kalelo zurück, seinen Bruder zu benachrichtigen, weil dies ein Vorzeichen war.

Während Kalelo die Treppe hinauf kam wurde er schon von Nabala befragt, mit den Worten:

„Ich werde fragen nach dem Befinden,
Mir sagen lassen das Widerfahren;
Was ist dein Befinden, o Kalelo?"

Sein Bruder antwortete: „„Wenn du fragst nach dem Befinden, dir sagen lässt das Widerfahren: Mein Befinden ist dass eine Schlange quer über den Weg ging.""

Als Nabala dies gehört, so bog er den Kopf, und sagte: „Ich hatte es schon überdacht, schon ist's von mir übersonnen: die Vorbedeutung aber ist gut, Kalelo."

Da ging Kalelo wieder davon; und sie suchten einen Baum. Als sie einen Lampawanua-Baum gefunden, so fingen sie an, zu hauen. Schon beim ersten Hau aber seufzte ein *Lendu* und flog herunter.

Kalelo ging wieder um es seinem Bruder zu verkündigen. Als ihn Nabala sah, befragte er ihn abermals: „Ich werde fragen nach dem Befinden, mır das Widerfahren sagen lassen: was ist es für ein Befinden?"

Kalelo sagte: „„Wenn du fragst, was ich erfahren, dir sagen lässt was mir widerfahren: ein Lendu seufzte und flog herunter."

Als dies Nabala hörte, sagte er wieder; „Ist dies das Vorzeichen, Kalelo, so ist die Vorbedeutung eine gute."

Seine Schwester Bembuang hörte es, und kam hinaus und sagte: „Geht es nach meinem Urteile, geschieht es meiner Meinung nach, so suche einen anderen Kahn!"

Nabala aber antwortete: „Wir werden uns nicht kümmern um Anzeichen, Bembuang; Vorzeichen dienen nur, einen von etwas abzuhalten, was mich anlangt ich setze die Vorzeichen lieber hinter den Rücken."

Darauf ging Kalelo wieder hinweg; und sofort fingen sie zu hauen an. Und sehet! als der Baum fiel, so bogen sich seine Äste herunter.

Als dies geschah, ging Kalelo wieder hin, um es dem Nabala zu sagen, und wurde auf dieselbe Weise wie früher von ihm befragt. Kalelo sprach: „„Die Äste des Baumes haben sich herunter gebogen.""

Nabala: „Wenn dies das Vorzeichen ist, Kalelo, so setze das Hauen fort: die Vorbedeutung ist gut."

Und sie behauten den Baumstamm, bis er umgewandt werden konnte; dann erst kehrten sie aus dem Walde nach Hause.

Am nächsten Morgen zogen sie wieder aus, um den Stamm weiter zu behauen und sahen dass eine Pontieng (weisse Taube), die von einem Raubvogel getötet war, gerade in den halbvollendeten Kahn gefallen war. Sie aber gingen nicht mehr hin, um den Nabala zu benachrichtigen, sondern setzten ihre Arbeit fort; am selben Tage noch konnte der Kahn hinunter zum Hause geschleppt werden.

Als er auf dem Vorplatz angelangt war, kam Nabala die Treppe herunter, um sich ihre Arbeit anzusehen, und erkundigte sich abermals nach dem Widerfahren. Kalelo antwortete: „Ich habe eine Pontieng angetroffen, die von einem Raubvogel getötet war."

Dann vollendeten sie den Kahn nur eilig, sodass er am sechsten Tage fertig war. Als er fertig war, verabredeten sie: „Lasst uns nur geschwind die Reise antreten, da der Kahn schon fertig ist."

Nabala aber wollte noch nicht, die sieben Aralung aber sagten: „Wir segeln nur aus."

Als Nabala seine Schwäger nicht überreden konnte, so setzte er die Abreise-zeit fest: „Stosst sofort beim Tagesanbruch das Fahrzeug ab, ladet es und macht es fertig: wir werden aussegeln."

Sehr früh des Morgens stiessen sie das Schiff ins Meer; dann luden sie dasselbe.

Nabala aber, während sie draussen beschäftigt waren, rief seinen Sklaven, und sagte: „Ich werde meinen niedrigen Sklaven, meinen geringgeschätzten Dienstknecht rufen: wolle mir Haarsalbe raspeln, mir abschaben was das Haar glättet; werde meine Haarsalbe geraspelt mit den Nägeln, abgeschabt mit den Fingern; und hole mir Citronen, hole solches, mit dem man das Fleisch roh bereitet; dann erst will ich ins Bad gehen."

Darauf luden er und Mekonda einander ein, ins Bad zu gehen; und als sie ans Wasser gekommen, so sprach Nabala zu seiner Frau:

„Wir werden zusammen baden, zusammen ein Bad nehmen;
Wir werden baden in einem verzweigten Fluss, baden im geteilten Wasser;
Dann erst werden wir nach einander die Haarsalbe gebrauchen;
Uns abwechseln beim Gebrauche des Reibesteines,
Und nach einander die Lili-pflanze anwenden."

Mekonda aber antwortete:

„„Ich will nicht baden im verzweigten Strome, ein Bad nehmen im geteilten Wasser,
Damit nicht der Schmutz hinunterschwimme, das Unreine mit dem Strome mitgeführt werde;
Damit es nicht anspüle auf das Ufer, hingebracht werde auf das Gestade;
Damit es nicht den Wellen begegne, den Wogen entgegenkomme,
Sondern ich will baden in Brunnenwasser, im tiefen, stillstehenden Wasser,
Dann erst werden wir nach einander die Haarsalbe gebrauchen,
Uns abwechseln beim Gebrauche des Reibesteines,
Dann erst nach einander die Lilipflanze verwenden und Limonen schneiden, o Nabala!""

Sehr lange Zeit waren sie beide im Wasser, schon sank der Tag als sie nach Hause kamen. Da erblickten sie den Tisch, der schon zubereitet war, und sie luden einander ein zum Essen. Nabala sagte zu Mekonda:

„Noch einmal wollen wir zusammen essen,
Mit einander die Mahlzeit geniessen;
Noch einmal den hartgebackenen Sago brechen."

Als sie beide gegessen, sprach er weiter:

„Lasst uns noch einmal zusammen die Betelnuss nehmen,
Zusammen die Sirih kauen,
Noch einmal die Pinang beissen, o Mekonda!"

Dann fuhr er wieder fort im Reden:

„Wolle die Kiste auspacken, Mekonda, die Hüte auspacken,
Zunächst werden sie für die Reise aufgesetzt werden.
Und wenn du zurückgelassen wirst, während ich auf Reisen bin,
Einsam zurückbleibst während ich auf dem Meere umherschweife,
So statte den Hof aus mit *Sara*, die erst zerstört werden bei meiner Heimkehr.
Und blase nicht die Flöte am Abend,
Noch lasse Flötenspiel erklingen am Tage;
Es möchte die Brust in Berührung setzen,
Das Herz pochen thun."

Dann endlich ging Nabala die Treppe hinunter, und unter dem Absteigen wurde er gewarnt durch das Rufen einer Haus-Eidechse; er aber kümmerte sich nicht darum und ging hinunter. Und während er noch auf der Treppe war, so brach eine Stufe; dennoch wurde er nicht durch all diese übeln Anzeichen zurückgehalten, sondern begab sich an Bord, wie ihn auch Mekonda zurückzuhalten versuchte.

Als er an Bord war, so fiel ein Blutregen, und brach der Mast; trotzdem lichteten sie den Anker und ruderten von dannen.

Und als sie auf dem Meere waren, so wurden sie durch einem tobenden Sturm überfallen, sodass sie nicht bald Land erblickten.

Die sieben Aralung aber hatten die Absicht Nabala zu töten; sie versuchten ihn zu überreden, man sollte nur schlafen gehen, solange noch der Wind hinreichend zum Segeln war. Er aber sprach: „Geht ihr nur schlafen, ich werde unser Fahrzeug steuern, und über euch wache halten."

Am Schlusse übermannte sie der Schlaf, und Nabala steuerte das Schiff allein.

Acht Monate trieben sie sich auf dem Meere umher und stets hatte Nabala noch nicht geschlafen. Als sie ein Jahr auf dem Meere gewesen waren, da zwangen ihn die sieben Aralung, schlafen zu gehen. So legte er sich denn, und Kalelo übernahm das Steuerruder.

Als nun Nabala fest schlief, da griffen die sieben Aralung den Kalelo an, und schleuderten ihn ins Meer. Zum Glücke aber starb er nicht, denn er klammerte sich fest an das Ruder ihres Fahrzeuges.

Dann versuchten sie Nabala zu töten, konnten ihn aber sogar nicht verwunden. Neun Tage lang bemühten sie sich vergebens, ihm etwas zu Leid zu thun; er schlief nur ruhig fort, während sie ihn angriffen und hieben.

Erst am zehnten Tage stand Nabala auf. Dann ging er nach rückwärts, setzte sich und sprach zu denjenigen, die ihn zu ermorden versuchten: „Wenn ihr denn durchaus mich zu töten begehret, so nimmt denn diese meine Kris; dann erst werdet ihr mich töten können."

Da nahmen sie Nabala's Kris und stachen ihm in die Herzgrube, dass er starb.

Als Nabala tot war, so kletterte Kalelo wieder an Bord und sprach: „Also habt ihr meinen älteren Bruder getötet, nicht wahr?"

Da umzingelten die Sieben auch ihn, und versuchten ihn zu töten; doch gelang es ihnen nicht, ihn zu fangen. Schliesslich war Kalelo ihnen allen überlegen und erschlug sie. Dann nahm er seinen älteren Bruder und legte ihn in die Kajüte;

die anderen aber warf er ins Meer, und fuhr nach seinem Lande zurück.

Als Nabala getötet wurde, erfuhr es Mekonda im Geiste, als sie träumte. Früh am Morgen rief sie Bembuang (Nabala's Schwester) zu sich und sprach:

„Habe die Güte, hinauszugehen, dir weissagen zu lassen;
Gehe hinunter und frage das Orakel:
Was bedeutet der Traum des Schlafes, das Gesicht der Zeit der Ruhe?
Ist Nabala wirklich gestorben?"

Darauf liess sich Bembuang weissagen; und beim Orakel stellte es sich heraus, dass Nabala wirklich gestorben sei.

Als Bembuang zurückgekommen war, sagte sie:

„Ich bin hinausgegangen, mir weissagen zu lassen,
Hinuntergestiegen um das Orakel zu befragen.
Es ist so, wie es der Traum verraten,
Wie es der Schlaf offenbart hat:
Mein Bruder ist wirklich gestorben."

Nicht lange danach erreichte Kalelo das Land. Und als er näher kam, so wurden die Segel von Mekonda erkannt, und sofort sprach sie:"

„Wenn sich meine Augen nicht täuschen,
Meine Blicke nicht irregeführt werden
So kommt dort das Segel,
Nähert das Segel, das Segel des Nabala,
Das Segel deines älteren Bruders, o Bembuang!"

Bei der Landung aber stellte es sich heraus, es sei Kalelo, und nur er allein.

Da machten sich Mekonda und Bembuang auf den Weg zum Meeresufer, ihm zu begegnen, und gingen an Bord. Als sie da waren fragten sie Kalelo:

„Ich werde fragen nach deinem älteren Bruder, Kalelo!
Mir erzählen lassen von deinem Älteren in Jahren;
Wo ist dein älterer Bruder?"

Kalelo sagte;

„„Wenn ihr fragt nach meinem älteren Bruder, o Weiber,
Euch erzählen lasst von meinem Älteren in Jahren;
Mein älterer Bruder ist dort draussen auf den Inseln zurückgeblieben,
Ist geblieben in der Tiefe desjenigen, das nahe ist (das Meer);
Er ist geblieben, die Inseln zu zählen,
Die Eilande aufzuzählen.""

Sie aber glaubten nicht die Nachricht des Kalelo, und befragten ihn zum zweiten Male auf ähnliche Weise. Da

konnte er nicht länger das Geheimnis verschweigen und sprach:

„„Wenn ihr im Fragen verharret:
Mein älterer Bruder ist dort drüben im Meere zurückgeblieben,
Ist geblieben in der Tiefe des Oceans;
Er ist geblieben, weil er getötet,
Zurückgeblieben, da er ermordet worden;
Nur ist sein Haar abgeschnitten,
Seines Kopfes Schmuck abgeschoren worden;
Sein Haar ist abgeschnitten durch Kalelo,
Abgeschoren mit einer Waffe.
Es ist ins Innere der Sirih-dose niedergelegt,
In der Tiefe der Pinang-dose aufbewahrt
In der Dose, worin der Kamm liegt,
In dem Verwahrungsort desjenigen, was durch das Haar geht,
Tief unten im Schiffe geladen." "

Als dies Mekonda gehört hatte, so sprach sie:

„Ich gehe schlafen ein ganzes Jahr lang,
Ruhen während eines Jahres;
Schlafen, die Pinang-dose auf dem Schosse,
Unter einem *Sarong* ruhen mit der Pinangdose." [1])

Und als sie schlief, da that sie der Nabala träumen:

„Gehe nun heimwärts, und wenn du angekommen bist,
So fege und schmücke das Haus tüchtig,
Häufe die Kissen an, und stelle
Einen weissen wassergefüllten Teller hin.
Besuche ihn am dritten Tage,
Dann werde ich schon wieder lebendig geworden sein."

Und seht! am dritten Tage sah sie schon Nabala da sitzen! Als er auf dem Meere von ihnen getötet worden und hinweggeworfen war, da hatte ihn ein Nautilus aufgefangen, und derselbe hatte ihn ans Land gebracht.

So wohnten die Brüder mit den Weibern im alten, schon ziemlich baufälligen Hause. Nabala sprach zu Kalelo: „Wir werden uns ein neues Haus erbauen." Als sie das Haus bauten, so war es sehr bald schon fertig.

Als das Haus fertig war, so gab's dort neun Kaliawo-Vögel, die sagten:

„Dein Haus, o Nabala, ist ein verkehrtes Haus,
Deine Wohnung ist nicht gut.

---

[1]) Die Pinangdose enthielt das Haar des Nabala, daher wollte sie Mekonda nicht von sich lassen, und blieb durch sie mit ihrem Gatten in Gemeinschaft.

Geht es meiner Meinung nach, Nabala!
Wie es in meinem Herzen ist:
So baue das Haus auf den Weg,
Stelle die Pfähle an die Stelle, wo man hin und her läuft,
Dann erst nenne es das Haus des Nabala,
Die Wohnung des Kalelo.
Dann erst fröne den Wünschen
Befolge die Begierden,
Den Wünschen deiner Frau,
Die Begierden deiner Schwester.
Hole ihr ein Schermesser von der Statte wo es angefertigt wird,
Eine Klinge vor der Stelle ihres Ursprungs." [1])

Nabala antwortete:

„Es ist noch ein Spruch meiner Ahnen,
Ein Sprichwort meiner Stammeltern:
Dass Niemand dies finden kann,
Keiner es antreffen kann,
Es giebt Keinen, dem Kunde gegeben ist, dass Jemand es zu finden vermöge." [2])

Da sagte Bembuang:

„„Wolle den Kopf umwenden,
Nach rückwärts schauen, Bruder,
Was da erklingt hinter deinem Rücken,
Einen Ton von sich giebt an deiner Rückseite.""

Nabala sprach:

„Schweige, schweige doch,
Sei stille, sei doch stille;
Es ist noch eine Verwehrung meiner Ahnen,
Eine Untersagung meiner Stammeltern:
Es sind Worte eines Menschen, der zu weissagen versteht."

Kalelo fügte noch hinzu:

„„Wenn es vor sich geht, wie es in meinem Herzen ist, Bruder,
Wie es mir in das Gemüt gelegt worden,
Und meinem Gedanken entsprechend,
So lasst uns hinweg gehen, Holz zu suchen,
Hingehen, ein Fahrzeug zu suchen, einen Kahn zu finden,
Danach werden wir von der Reise reden,
Sagen, dass wir aussegeln werden;
Dann erst werden wir mit verschiedenen Hüten prunken,

---

[1]) D. h. aus Holland.
[2]) Die Bedeutung dieser Worte des Nabala ist dunkel.

Uns mehrere Kopfbedeckungen wünschen.
Dann werden wir uns verabschieden von der Frau,
Der Schwester lebewohl wünschen;
Dann werden wir aussegeln, deinen Wunsch zu befolgen,
Deiner Begierde zu frönen, Bembuang.""

Abermals sprach Bembuang:

„Wenn du reden willst über die Abreise,
Dich ausreden über das auf Reisen gehen:
Bruder, so stich in See mit einem Wasserwirbel als Fahrzeug,
Mit einer Wassersäule als Schiff."

Als Mekonda diese Worte der Bembuang hörte, so sagte sie:

„„Sprich nicht also, das ist ein verbotenes Fahrzeug,
Ein Schiff, das nicht genannt werden darf;
Und ging es, wie es in meinem Herzen ist,
Wie es in mein Gemüt gelegt worden ist:
Wenn du durchaus abreisen willst,
So stich in See mit dem Mond als Schiff,
Dein Fahrzeug sei der Mond;
Ziehe als Segel auf eine Wolke
Verwende als Ruder einen Stern,
Als Steuerruder den Stern Pohiama;
Dann erst werde die Reise unternommen,
Die Meerfahrt ausgeführt.
Dann erst ist es Zeit, die Sirih zum Vorschein zu bringen
Die Zeit des Auspackens der Pinang-nüsse, Nabala.""

Weiter fügte Mekonda noch hinzu:

„„Ich will bitten, ein Geschenk mitzunehmen,
Eine Gabe zu übermitteln;
Überreiche ein Geschenk dem Stamme,
Bringe eine Gabe der Wurzel.
Gieb ein Geschenk dem Könige von Holland,
Dem Oberhaupte der Compagnie [1])
Und wenn sich der Holländer biegt,
Der Blanke eine Untersuchung darüber anstellt:
(So sage): Dies ist eine Bescherung der Mekonda.
Dann erst werde deine Reise vollbracht,
Deine Meerfahrt ausgeführt.""

Als nun ihr Fahrzeug fertig war, und sie die Reise antreten wollten, da sagte Bembuaug:

„„Geschieht es meiner Herzensempfindung nach, älterer Bruder,

---

[1]) Der Name der mächtigen „Oost-Indische Compagnie" wird im Volksmunde noch immer häufig dem niederländischen Gouvernement beigelegt.

Wie es mir ins Herz gelegt worden,
So bringe dein Fahrzeug rückwärts,
Ziehe das Schiff wieder aufwärts, bringe es zurück,
Ich fürchte mich vor dem Meere,
Mir bangt's vor dem Ocean.
Das Meer dadrüben ist durch Segel verschlossen,
Durch Segel verdunkelt.
Wer wird deine Frau verteidigen,
Deine Schwester schützen?
Wer wird das Frauenzimmer schirmen,
Wohin werde ich fliehen, o Bruder?
Es sind Schiffe der Feinde!"

Als Nabala dies gehört hatte, sprach er zu seiner Schwester:

„Ich ziehe mich zurück, um zu schlafen,
Zu schlafen und zu ruhen;
Lass mich durchaus nicht erweckt werden,
Erwecke mich vor allem nicht,
Denn ich gehe schlafen und ruhen,
Sei nicht zu bange, Bembuang,
Fürchte dich nicht allzusehr,
Vertreibe die Furcht aus deinem Herzen,
Die Angst aus deinem Gemüte:
Ja, es sind Schiffe der Angreifer,
Fahrzeuge der Feinde.
Wolle aufsteigen zum Frauenzimmer,
Hinauf gehen in den Aufenthalt der Prinzessinnen,
Sieh mal nach den Segeln,
Beobachte die Schiffe,
Wo sie an das Ufer gebracht werden,
Nach welchem Lande sie gesteuert werden,
Ob man vielleicht die Schiffe uns gegenüber landen thut."

Dann fügte Mekonda hinzu:

„„Ich werde meinen Sklaven den Polizeidiener, [1])
Meinen Dienstknecht den Ausrufer beauftragen:
Gehe hinaus zum Meeresufer,
Mache dich auf den Weg zum Gestade,
Frage dort nach den Schiffen,
Lass dich unterrichten hinsichtlich der Fahrzeuge,
Ob es Schiffe der Angreifer,

[1]) Mihinu = Port. marinho; auf den Sangir-Inseln wurde mit diesem Namen ein Polizeidiener im Dienste des Unterrichters angedeutet, der beauftragt war, die Kinder zur Schule zu treiben.

Fahrzeuge der Feinde seien?
Sind es Schiffe der Nachsteller des Frauenzimmers,
Der Angreifer des Aufenthaltes der Prinzessinnen?"

Als der Polizeidiener zum Ufer ging, sich zu erkundigen, so antworteten diejenigen welche auf den Schiffen waren:

„Wenn du fragst nach den Schiffen,
Dich unterrichten lässt in betreff der Fahrzeuge:
Dies sind Schiffe der Beräuber des Frauenzimmers,
Der Nachsteller des Aufenthalts der Prinzessinnen,
Erwähle dir tapfere Männer!""

Da kämpften Nabala und Kalelo gegen die Räuber, und erschlugen sie alle, nur sehr wenige kehrten zurück, die entflohen, um die Nachricht zu bringen.

Danach wurde erst etwas aus der Reise des Nabala und des Kalelo; von dieser Reise aber sind sie nicht zurückgekommen, denn unterwegs haben sie einander getötet, und sind beide um das Leben gekommen.

Und als Bembuang und Mekonda hörten, Nabalo und Kalelo seien gestorben, so haben auch sie beide sich getötet.

Der Kaffee-Klatsch der Tiere.

Es waren einmal drei Tiere, die Kröte, [1]) die Maus und die Kakerlak; die wohnten in einem Hause zusammen, und duzten sich unter einander.

Als sie eines Tages zusammen waren, so ging die Maus nach dem Wasser [2]); und die Kröte fing an, verleumderisch zu reden und sagte:

„Ach, Freundin Kakerlak, meine Freundin Maus hat eine ganz spitzige Schnauze wegen des Stehlens von dem Säkorn der ganzen Bevölkerung."

Die Maus aber hatte sie belauscht in dem Raume unter dem Hause.

Und als sie hörte, dass sie verlästert wurde, so weinte sie und ergrimmte. Als sie oben gekommen war, fragte sie: „Sagt mal, ihr beide, ich habe eine spitzige Schnauze wegen Diebstahls von Jedermanns Säkorn, nicht wahr?"

Sie antworteten: „„Nein, Freundin Maus, wir redeten nicht übel von dir, verstehe es nur gut, im Gegenteil, wir redeten davon, dass die Schnauze unserer Freundin Maus spitzig geworden sei wegen des Einbringens der Muster in die Gewebe".

Dann entfernte sich die Kröte einen Augenblick; und jetzt verlästerte sie die Maus, und sprach: „Ach, Freundin Kakerlak, die Pfoten der Freundin Kröte sind schmal geworden wegen des Springens auf Steine, und ihre Schenkel sind abgeplättet durch das Sitzen auf Steinen." Die Kröte aber war nicht ans Wasser gegangen, sondern hatte sie unter dem Hause belauscht. Sie stieg hinauf und sprach:

„„Ihr sagt, ich habe mit meinem Springen meine Schenkel

---

[1]) An die Stelle des Frosches im sangiresischen Texte ist hier, des Wortgeschlechtes wegen, die Kröte gesetzt worden; deswegen ist auch Kakerlak weiblich gebraucht.

[2] Verblümte Redensart für: seine Notdurft verrichten.

vermagert?"" Sie antworteten: „Doch nicht, Freundin, wir redeten davon, dass deine Schenkel durch das Webebrett abgeplättet worden sind."

Danach ging die Kakerlak nach dem Hofe. Da redeten die beiden anderen abermals verleumderisch: „Die Haut unserer Freundin Kakerlak ist geglättet wegen ihres Kriechens in die Kisten der ganzen Welt." Die Kakerlak hatte unten abgelauscht, stieg hinauf und sprach: „„Ihr sagt, ich bin glatt geworden durch das Kriechen in die Kisten der ganzen Welt?" „Nein doch" war die Antwort, „wir redeten darüber, dass du glatt geworden bist vom Häkeln: sogar in der brennenden Sonne sitzest du und häkelst."

Der Affe und die Tripang (Holothuria edulis).

Es war 'mal ein Affe, der kam aus dem Hain. Und er ging hinaus um Schaltiere zu suchen, der arme Teufel!

Und während er durch den Meertang lief, sah er eine Klebe-Tripang.

Der Affe sagte: „Wohlan, Tripang, sofort wirst du platt getreten werden."

Die Tripang antwortete: „„Ich bin nicht deine Sklavin, Affe, rede doch nicht solch albernes Zeug!""

Der Affe sprach wieder: „Rede nicht so baren Unsinn, Tripang; sogleich werde ich dich zertreten, hörst du; es scheint mir, du willst scherzen!"

Die Tripang antwortete: „„Zertrete mich nur, du mit deinen Lügen!""

Da versetzte ihr der Affe einen Fusstritt mit der rechten Pfote. Und seine Pfote klebte fest.

Der Affe sagte: „Lass loss, Tripang, willst du! sonst versetze ich dir einen Tritt mit meiner linken Pfote!"

Die Tripang sprach wieder: „Thue es nur frei!""

Da gab ihr der Affe abermals einen Fusstritt, folglich klebten die beiden Pfoten des Affen an der Tripang fest.

Da sagte der Affe: „Lass los, Tripang, sonst werde ich dich stossen!"

Die Tripang erwiderte: „Stosse nur zu!"

Der Affe stiess.. mit der rechten Faust, und auch diese klebte fest.

Dann stiess er mit seiner linken Faust, und auch die klebte fest.

Darauf sprach der Affe: „Lass los, Tripang, sonst werde ich dich beissen, hörst du?"

Die Tripang sagte: „Beisse nur zu!""

Da biss sie der Affe, und sein Mund klebte fest.

Und als das Wasser stieg, so ist der Affe ertrunken, weil er an dem Körper der Tripang festgeklebt blieb.

Erzählung der neun Prinzen.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten neun Kinder. Als sie alle schon erwachsen waren, verabredeten sie, auf Reisen zu gehen nach einem fremden Lande, um dort Handel zu treiben.

Als sie das fremde Land erreicht hatten, so trennten sie sich, und jeder zog seine eigene Strasse.

Und der jüngste kam auf einen Weg, und fand einen gewaltig grossen Stein. Innerhalb des Steines hörte er Leute Lieder und Gesänge singen. Er guckte und lauschte.

Da hörte er einen den Spruch sagen: „Stehe aufrecht, du totes Stück Holz!" Dann hörte er die Stimme wieder: „Kommt heraus, ihr zwölf Äste." Darauf vernahm er abermals die Stimme: „Kommt heraus, allerlei Arten von Speisen und Wohlgerüchen." Und schliesslich hörte er sagen: „Kommen Sie heraus, o Prinzessin mit den zwölf Hofjungfern."

Und er hörte, dass es eine ganz lustige Geschichte dadrinnen war.

Dann sagten all die Leute: „Dieser Stein möge spalten!"

Da spaltete der Stein und sie traten heraus.

Der Prinz aber hatte sich versteckt, und als sie fortgegangen waren, kam er zum Vorschein. Der Prinz ging in den Stein und stahl den Gegenstand, welcher einem Stück Holz glich. Schnell machte er sich damit aus dem Staube und kam wieder an das Meeresufer, wo er und seine Brüder gelandet waren.

Dort traf er seine anderen Brüder, wovon jeder seine eigene Arbeit verrichtet hatte; und alle schifften sich wieder ein.

Während der Meeresfahrt packte der jüngste Bruder sein Spielzeug aus, und sprach die Zaubersprüche, die er gehört, nach.

Und alles geschah, wie er es gehört hatte, als er abguckte.

Nachdem er es seinen Brüdern gezeigt hatte, sagte er: „Ich gehe schlafen."

Sie antworteten: „Gehe du nur schlafen, Brüderchen."

Während seines Schlafes aber wurde er von den acht anderen ins Meer geworfen. Erschreckt erwachte er, und fand sich im Meere schwimmend.

Die acht ruderten aus aller Macht von dannen; der jüngste aber wurde von einem Walfische verschluckt.

Und der Fisch brachte ihn ans Ufer seines eignen Landes; daher kam er seinen Brüdern voran, die noch auf dem Meere ruderten, und lief schnell nach dem Hause seiner Eltern.

Als er ihnen begegnet hatte, fragte ihn der Vater: „Wo sind denn deine Brüder?"

Er antwortete: „Ich bin nicht mit ihnen gefahren; ich bin von ihnen ins Meer geworfen, von einem Walfische hinuntergeschluckt, und von ihm ans Ufer gebracht worden."

Als die Eltern das gehört hatten, so küssten sie ihn und weinten sehr.

Nach kurzer Weile trafen auch seine Brüder ein; der jüngste Prinz versteckte sich eilig.

Die beiden Eltern fragten sie: „Wo ist denn euer jüngster Bruder?" Sie antworteten: „„Wir wissen es nicht, er hat uns vergessen; wir haben ihn gesucht, aber er war nirgendwo zu finden.""

Dann packte der älteste Prinz das Spielzeug des jüngsten aus und sagte: „Kommt 'mal heraus, ihr zwölf Äste!"

Sie aber kamen nicht heraus.

Der jüngste Bruder kam noch nicht zum Vorschein, sondern wartete nur ab.

Abermals sagte der älteste: „Kommt heraus, allerlei Sachen und Wohlgerüche!"

Da kamen aus dem Holz sehr stinkende Sachen, sodass das ganze Haus fürchterlich stank.

Jetzt kam der jüngste Prinz eilig zum Vorschein, und nahm ihm schnell das Spielzeug aus den Händen, aus Furcht dass es zerstört werden möchte.

Er sagte: „Als ihr mir mein Spielzeug entwenden wolltet, habe ich fast das Leben verloren."

Da waren die acht Prinzen sehr verschämt und fürchteten sich; daher machten sie sich davon und zogen nach einem weit entfernten Lande.

Darauf ergriff der jüngste Prinz sein Spielzeug und sprach: „Kommt nun heraus, ihr zwölf Äste" und sofort kamen sie heraus. Dann sagte er weiter: „Kommt heraus, kommt heraus, allerlei Art Speisen!"

Da kamen auch diese heraus, und ihr Duft war gar lieblich.

Schliesslich sprach er noch: „Kommen Sie heraus, Prinzessin mit zwölf Jungfern!" Und alle kamen heraus.

Dann versammelten sich viele Leute und belustigten sich.

Die acht aber waren nach fernen Gegenden gezogen und vergassen ihre Eltern. Der jüngste Prinz aber pflegte seine Eltern und jeden Tag hatten sie ihr Vergnügen an dem Gegenstande.

Der gefrässige Prinz und sein Hahn.

Es war einmal eine Stadt, und deren Einwohner, vom Könige bis zum geringsten Unterthane hinab, waren alle kindlos.

Der König liess sich nun weissagen und fragte, woher sie Kinder bekommen möchten.

Beim Weissagen stellte es sich heraus, dass sie eine Pommeranze pflücken sollten und zwar eine vom allerhöchsten Wipfel des Baumes.

Und der Weissager fügte hinzu: „Da es nur *eine* Pommeranze giebt, so wird dieselbe für alle Einwohner nicht hinreichend sein; daher wäre es gut, die Schale ganz fein zu schneiden, und durch die Stadt umher zu streuen; das Fruchtfleisch aber soll der Königin zum Essen gegeben werden."

Als also die Sachlage stand, nahm die Königin die Pommeranze, und ass sie. Und seht, ein Kern fiel unter das Haus und wurde durch eine Henne aufgepickt.

Als die Königin die Pommeranze gegessen hatte wurde sie schwanger, und der Henne, die den Kern der Pommeranze aufgepickt hatte, verging es desgleichen.

Und als die Königin gebar, so war's ein Sohn; zu gleicher Zeit bekam auch die Henne ein Küchlein und zwar ein Hähnchen.

Der Prinz, das Kind des Königs und der Königin, war ein recht gefrässiger Bube: wenn er ass, waren alle Früchte eines ganzen Bananenbaumes nur hinreichend für eine einzige Mahlzeit.

Als er etwas grösser geworden, war sein einziges Vergnügen das Ballspiel, das Klickerspiel, und das Spielen mit dem Kreisel. Und kam er heim vom Spielen, so öffnete er sogleich das „Baki" [1]) um seine Nahrung zu sich zu nehmen. Jedesmal

---

[1]) Baki (= Holländisch: bakje) ist bei den Sangiresen der Name eines kupfernen Brettes, auf dem die Schüsseln stehen. Ausser der Zeit der gemeinschaftlichen Mahlzeit steht immer ein solches Baki mit kalten Speisen bereit; ein Jeder kann also in der Zwischenzeit Speisen zu sich nehmen. Das Baki wird mittels einer Tudung (ein Silarblättergeflecht) gedeckt.

aber als er dies that, fand er auf dem Teller nur Bälle, Kreisel, und Klicker.

Als er diese Quälerei seiner Mutter nicht mehr erdulden konnte, sagte er schliesslich zu ihr: „Fertige mir neun vollständige Anzüge an."

Seine Mutter sagte: „„Wohin gehst du denn?""

Der Prinz antwortete: „Macht nichts, mache mir nur die Kleider."

Da machte sie seine Mutter.

Als sie angefertigt waren, liess er sich noch Reisekost dazu bereiten; darauf hiess er den Hahn mit ihm weggehen.

Zunächst machten sie sich auf nach dem Meeresufer. Als sie da angekommen waren, entfaltete der Prinz sogleich sein Taschentuch; dann setzten sie sich darauf, und fuhren hinweg: der Hahn auf dem Hinterdecke, der Prinz auf dem Vordersteven. Der letztere fing an, ein Wurfnetz zu knüpfen.

Tag und Nacht fuhren sie fort, ohne Land zu erspähen.

Plötzlich aber rief der Hahn vom Hinterdecke: „Sag 'mal, Prinz, wohin wird unser Vordersteven gerichtet?"

Der Prinz antwortete: „Du kannst das Maul nicht halten, weil du nicht ruderst!"

Da hielt sich der Hahn nur stille.

Dann fuhren sie weiter, und da sagte der Hahn auf dem Hinterdecke wieder: „Wenn sich meine Augen nicht täuschen, meine Guckaugen nicht fehlen, so ist dasjenige dort, uns gegenüber, eine Insel."

Der Prinz sagte: „„Weil du nicht ruderst, so schwätzest du nur immerfort.""

Da schwieg der Hahn wieder.

Nach kurzer Weile aber sprach er abermals: „Wenn sich meine Augen nicht täuschen, meine Guckaugen nicht fehlen, so ist dasjenige dort, uns gegenüber, eine Insel!"

Der Prinz antwortete: „Warum hältst du denn den Mund nicht!"

Der Hahn erwiderte ihm: „Habe die Güte, einmal nach dem Gipfel des Mastes hinauf zu klettern, zur Spitze des Mastbaumes; täuschen sich nicht meine Augen, und fehlen nicht meine Guckaugen, so ist es Wetterleuchten auf der Insel dort drüben."

Darauf ruderten sie nur immerfort.

Und seht, allmählich näherten sie sich jenem Lande. Als sie am Ufer angelangt waren, so sprach der Prinz zum Hahn: „Warte du nur hier!"

Der Hahn aber sagte: „„Ein Hahn, der seinen Herrn begleitet hat, bleibt auch bei der Landung nicht zurück.""

Und der Prinz zog nach der Stadt, während der Hahn ihm voran flog, bis zum Hause einer Prinzessin, die eben mit Weben beschäftigt war. Der Hahn setzte sich auf die First des Daches, und sprach zur Prinzessin: „Ich bin der Träger eines Liebesbriefes."

Der indessen eingetroffene Prinz trat in den Palast der Prinzessin hinein, und stieg zu ihrem Gemache hinauf. Dann sprach er zur Prinzessin: „Lass doch die Weblatte ruhen, bewirte mich mit Pinang."

Aber nein, die Prinzessin achtete nicht auf ihn, und fuhr mit Weben fort.

Der Prinz wiederholte seine Worte: „Lass die Weblatte ruhen, bewirte mich mit Pinang."

Da antwortete die Prinzessin: „„Wenn du erst meinen Bruder holen kannst, der dort draussen bei der Wette ist, so werde ich dir Pinang schenken.""

Als also die Sachlage war, ging der Prinz sofort die Treppe hinunter, und kam am Meeresufer an; der Hahn folgte ihm.

Der Prinz geriet in Zorn gegen den Hahn und sprach: „Warum hast du es im Voraus der Prinzessin gesagt?" Dann schifften sie sich wieder ein und fuhren nach dem Lande des Königs mit dem der Bruder der Prinzessin bei der Wette war.

Als sie in die Stadt des Königs gekommen waren, machte sich der Prinz geradeaus auf den Weg zum Könige. Es stellte sich nun heraus, dass der Prinzessin Bruder schon geschoren und entkleidet sei, und nach etwa drei Tage erdrosselt werden sollte. In weitem Kreise ringsum den Palast standen die Köpfe der Menschen, die schon vom Könige geschlachtet worden waren: nur fehlte noch *ein* Kopf.

Als ihn der Fürst erblickte, sagte dieser: „Vielleicht hast du einen bestimmten Zweck?"

Der Prinz antwortete: „Hätte nicht meine Ankunft einen Zweck, so wäre ich, geringer Sklave, nicht von meinem Herrn

gesehen worden. Dein ergebener Dienstknecht bezweckt nur, sich anzusehen, wie sich sein Herr belustigt.""

Der König sprach: „Hast du einen Hahn?"

Der Prinz antwortete: „„Ich habe einen schlechten Hahn.""

„Gut" war des Königs Antwort; „morgen kannst du kommen."

Unter diesen Verhältnissen kehrte der Prinz zurück, und ging nach dem Hause eines älteren Mannes, um dort die Nacht zu verbringen.

Der Alte fragte ihn: „Nun, wie ist's dir ergangen?"

Der Prinz antwortete: „„Morgen werden wir die Wette eingehen.""

Der Greis sagte: „Du bist derjenige, auf den ich meine letzte Hoffnung baue."

Am folgenden Tage ging der Prinz nach dem Meeresufer. Sobald er angekommen war, sprach der König: „Wenn dein Hahn unterliegt, so werde ich dich töten."

Der Prinz entgegnete ihm: „„Wenn meines Herrn Hahn unterliegt, so werde ich auch meinen Herrn töten. Dass alle Unterthanen meines Herrn versammelt werden, bis zum Polizeidiener hinab."

Dann wurde die Wette eingegangen.

Der König hatte sieben Hähne, alle bewaffnet mit Äxten; des Prinzen Hahn aber war unbewaffnet.

Als die Hähne freigegeben wurden sagte der Prinz: „Mein Hahn hat keine Waffen; seine Waffe ist ein Zauberspruch: Mein Hahn hat hundert andere überwunden, hat neunzig übertroffen."

Sobald der Hahn des Prinzen losgelassen war, flog er sogleich gen Himmel; und im Hinunterfliegen schmetterte er des Königs Hahn nieder, und erlegte ihn. Sechs Hähnen erging es ebenso: noch war einer nur übrig; des Königs Antlitz wurde gelb vor Neid.

Schliesslich brachte man den siebenten in den Kreis: ihm wurden Waffen angebunden, von der Grösse von Pisangblättern. Als er auf den Kampfplatz gebracht war, flog ihm des Prinzen Hahn auf den Rücken. Dann kratzte letzterer den Sand hoch auf mit den Pfoten, sodass er den Zuschauern ins Gesicht flog, griff aufs neue des Königs Hahn an, und schleuderte ihn hinweg, sodass er dem Gesichte entschwand.

Hiernach tötete der Prinz den König.

Als der König gestorben war, so sagten alle Menschen zum Prinzen:

„Mache uns alle zu deinen Sklaven, o Herr!"

Sofort stieg der Prinz hinauf zum Zimmer der Frauen, wo er die Prinzessin, die Tochter des Königs, der so eine Unzahl von Menschen getötet hatte, fand; und er schleppte sie fort, gleichwie man ein Schwein fortschleppt. Den Prinzen aber, den Bruder der Prinzessin, die er sich zur Gemahlin begehrte, befreite er aus seinen Banden und legte ihm neue Kleider an. Schliesslich machte er auch die getöteten Prinzen wieder lebendig, und sprach zu ihnen: „Kehrt nur heim, ein Jeglicher nach seiner eignen Heimat."

Sie aber sagten: „„Sei es im Leben, sei es im Tode, wir trennen uns nimmermehr von unserm Herrn.""

Dann zogen sie zu vieren auf zur erstgenannten Prinzessin: der Prinz, der Bruder der Prinzessin, die Tochter des erlegten Königs und der Hahn.

Als sie angekommen waren, gingen die beiden Prinzen und der Hahn hinauf zum Gemache der Prinzessin, die noch stets mit Weben beschäftigt war.

Bei seiner Ankunft betrug sich der Prinz ausserordentlich übermütig: er hiess sogar die Prinzessin ihm Sirih in den Mund schieben. [1]) Die Prinzessin wusste nicht, was anzufangen, vergebens suchte sie einen Grund, es zu verweigern, fürchtete aber dass sie getötet werden würde.

So bewilligte sie denn, seine Gemahlin zu werden. Die Prinzessin aber, die Tochter des getöteten Königs wurde dem anderen Prinzen zur Gattin.

Darauf gingen sie zu den Eltern des Prinzen; und dieser sagte zu ihnen: „Ich habe schon eine Gemahlin gefunden, und dadrüben ist die Herrschaft über zwei Länder mir anheimgefallen. Ihr machtet mir immer den Vorwurf, ich sei so gefrässig, und that nichts weiteres als spielen: jetzt aber habe ich mein Glück in der Welt gemacht."

Und schliesslich geriet er zur Herrschaft über drei Städte: die Stadt des Königs, den er getötet, die Stadt der Prinzessin die er geheiratet hatte und drittens die Stadt seines Vaters und seiner Mutter.

[1]) Vgl. Bemerkung III im Anhang.

Der Prophet Mohammed und die arme Frau.

Im Lande des Propheten Mohammed wohnte einmal eine arme Frau; das Haus der Frau stand mehr im Innern des Landes, das Haus des Mohammed aber stand mehr nach der Meeresseite hin.

Eines Tages hiess Mohammed seine Hausgenossen Fisch fangen, und als sie gefangen hatten, hiess Mohammed sie einen Fisch, Mĕméha genannt, backen.

Und der Geruch des Fisches wurde von der armen Frau gerochen.

Da stiess die arme Frau unausgesetzt Seufzer aus, wegen des Geruches jenes Fisches, und sprach: „Ach, ich Arme, könnte ich auch nur einen bekommen! was aber kann ich dafür? ich bin arm und kann nicht einmal Zeug bekommen, mit dem ich Fische fange."

Diese Worte der armen Frau wurden von einem Diszipel des Mohammed gehört, und darauf von ihm dem Mohammed übermittelt.

Als dies Mohammed gehört hatte, wurde er sehr zornig und sagte: „„Lass einen zu ihr gehen, und ihr erzählen, ich werde sie verklagen beim Könige, weil sie also gesprochen hat.""

Die arme Frau aber sagte: „Sage dem Herrn Mohammed: will er mich verklagen weil ich wegen des Geruches des Fisches einen Seufzer ausgestossen habe, so führe er nur wirklich einen Rechtshandel mit mir!"

Darauf sandte Mohammed einen Diszipel und sagte: „„Gehe und heisse die Frau nach drei Tagen zum Palaste kommen damit wir einen Rechtshandel führen können.""

Am dritten Tage kam wirklich die arme Frau, und sah dort schon Mohammed, der sie erwartete.

Sobald sie eingetroffen war, sprach Mohammed seine Beschuldigung aus. Die Beschuldigung war folgende:

„Ich habe Sie gebeten, zusammen zu kommen, o Grosswürdenträger, deren Höchster mein Herr der König ist, weil ich die arme Frau vorgeladen habe; denn sie ist eifersüchtig auf die Besitzungen, die mir und meinen Sklaven zur Nahrung dienen; dazu hat sie mich bespottet."

Da sprach die arme Frau; „„Ich frage Sie, meine Herren Grosswürdenträger, ob es mir gestattet ist, zu antworten? Oder soll ich, in Betracht gezogen dass ich das Niedrigste aller Geschöpfe auf der Erde bin, nur sogleich verurteilt werden?""

Da sagte der Wortführer: „„Wir sind gekommen, um die beiden Parteien zu urteilen, die Worte der beiden Parteien zu hören. So habe denn die Güte, zu antworten; hast du gespottet, wie es der Herr Mohammed behauptet?""

Da antwortete die arme Frau: „Ich, meine Herren, leugne es aufs nachdrücklichste, dass ich gespottet habe wie es der Herr Mohammed gesagt hat. Ich bin eine arme Frau, und als ich den Geruch des Fisches roch, da habe ich geseufzt: Ach, der Geruch des Fisches! Ich Arme! Habe ja Lust, auch davon zu geniessen, kann aber nicht dafür! Und so frage ich Sie, Herren Grosswürdenträger, kann dieser Stossseufzer für Spott angesehen werden, Herren Grosswürdenträger, deren Höchster mein Herr der König ist!"

Die Grosswürdenträger und der König aber konnten die Sache nicht entscheiden. Freilich waren sie überzeugt, dass Mohammed der Strafe schuldig sei, weil er gelästert hatte, sie fürchteten sich aber vor ihm, weil er den König an Macht überragte.

Und als es der armen Frau klar war, dass sie zögerten dem Mohammed eine Geldstrafe aufzulegen, so sagte sie: „Es wäre am besten, mir eine Geldstrafe aufzulegen, weil ich eine geringe und arme Frau bin; Mohammed aber ist mächtig, daher müssen meine Herren und ich uns vor ihm fürchten."

Zu der Zeit aber waren die Richter nicht im Stande, das Urteil zu sprechen; deshalb sagten sie: „Morgen früh sollt ihr wieder hierher kommen."

Danach gingen die Ratsherren aus einander.

Am folgenden Morgen kamen wieder die arme Frau und Mohammed.

Und den Tag über überlegten die Richter, waren aber, als der Abend einbrach, noch nicht zur Entscheidung gekommen.

Und es war dort ein Bube, der mit Klickern spielte im Hofe des Palastes. Und er sagte: „Wäre ich doch mal Ratsherr! sogar eine so geringe Sache können sie nicht entscheiden!"

Und als die Richter die Worte des Knaben hörten, so hiessen sie ihn ergreifen, und stellten ihn in die Mitte der Versammlung. Dann befahlen sie ihm, Rat zu erteilen; könnte er es nicht, so sollte er erdrosselt werden, weil er keinen Rat gegeben hatte.

Da sprach der Knabe: „Wenn es nach meinem Rate geht, meine Herren, so liegt es auf der Hand, die arme Frau muss verurteilt werden, und zwar zur Zahlung von zwei Tellern. So beauftrage mein Herr der König zwei Leute, die Teller zu bringen. Wenn sie bei Mohammed angekommen sind, so sollen sie ihm vor das Antlitz gehalten werden; und während sie aufgehoben sind, so halte der Herr Mohammed einen Spiegel vor die Teller; nachdem er ihre Spiegelbilder gesehen hat, sollen die zwei Teller der armen Frau wieder zurückgebracht werden. Hat doch der Herr Mohammed die Frau vorgeladen, weil sie wegen des Geruches gerufen hat, so sei, dem entsprechend, auch die Bezahlung nur der Anblick der Teller."

Und es geschah, wie es der kluge Knabe angeraten hatte.

Die drei Prinzen.

Es waren einmal drei Prinzen, Kinder derselben Mutter und desselben Vaters. Der eine war Schmied, der andere Zimmermann, der dritte Blaserohr-macher.

Eines Tages verabredeten sie, dass ein Jeder von ihnen eine Arbeitsprobe anfertigen sollte. Da machte der Blaserohrmacher ein Blaserohr, der Zimmermann einen Kahn, der Schmied eiserne Gegenstände. Innerhalb eines Tages zeigten sie einander ihre Arbeit und der Zimmermann sprach:

„Wohlan, Brüder, lasst uns zusammen hinausgehen, um dasjenige, welches dadrüben am Horizont wie der Blitz leuchtet, zu suchen."

Die zwei andern Brüder waren damit einverstanden, und am selben Tage machten sie sich fertig, um sich einzuschiffen; die Bemannung ihres Schiffes war siebzig Mann. Dann segelten sie aus.

Und während ihrer Schiffsfahrt war längere Zeit ihr Vordersteven gerichtet auf dasjenige, welches am Horizont wie der Blitz flackerte; ihr eigenes Land war schon lange ihrem Gesichte entschwunden.

Und als die Bemannung ihres Schiffes nur stets mit vieler Anstrengung ruderte, so kamen sie näher und näher; und je mehr sie dem Leuchtenden sich näherten, um so mehr wuchs der Blitz an Kraft. Dasjenige aber, das da flackerte, kam hervor aus der Krone einer Kokospalme; die Palme aber was so hoch, dass man ihren Wipfel nicht erblicken konnte.

Die drei Prinzen befahlen: „Bringt das Fahrzeug in die Nähe des Baumes."

Darauf ruderten die Leute nach dem Baume. In der Nähe des Baumes angekommen, wurde plötzlich das Fahrzeug durch das Meer hinunter geschluckt, sodass es sank. Die drei Prinzen aber konnten noch gerade den Stamm des Baumes umfassen,

sodass sie nicht ertranken. Dennoch waren sie nicht im Stande, sich festzuhalten, weil die Palme glätter war als alle übrigen Kokospalmen; denn sie wurde betröpfelt mit Öl aus ihrem Wipfel, und war so glatt und glitzrig, dass sie für die drei nicht zu ersteigen war.

Der Schmied aber hatte Nägel und einen Hammer, und er schlug Nägel ein, auf die sie ihre Füsse setzen konnten. Und wieder schlug er Nägel ein, und sie kamen höher und höher, einer hinter dem anderen auf die Nägel kletternd bis zu des Baumes Wipfel.

Als sie dort oben angelangt waren, so sahen sie, dass eine Prinzessin im Baume wohnte und ihre Wohnung war ganz und gar Gold.

Als sie die Prinzessin sahen, so begrüssten die drei sie.

Die Prinzessin antwortete: „Guten Tag, meine Herren! So gross wir auch schon sind, so sehen wir einander doch erst heute; und jetzt will ich euch fragen: was ist der Zweck eures Besuches?"

Die Prinzen begehrten sie zur Gemahlin, die Prinzessin aber antwortete: „Ich will ganz bestimmt nicht, denn es ist nicht gestattet dass eine Frau geheiratet sei mit drei Männern; darum schicke ich euch fort; kehrt zurück nach eurem Lande und ich befehle euch: geht hin und steigt hinunter, denn ich habe einen Bewacher; sofort wird euch noch grosses Unglück begegnen."

Sie fragten denn: „Wer ist dein Bewacher, o Prinzessin?"

Darauf erzählte die Prinzessin dass sie bewacht sei von einem Garuda; daher bestand sie dringend darauf, dass die Prinzen hinweggehen möchten.

Der eine Prinz aber, der ein gewandter Schütz mit dem Blaserohre war sagte zur Prinzessin: „„Habe doch unserthalben keine Furcht, Fürstin! Es wäre doch ja nicht zu glauben, dass ein Garuda nicht mit dem Blaserohre zu treffen wäre!""

Die Prinzessin antwortete: „Es sind mehr als hundert Prinzen gewesen, die zu mir gekommen sind, und freilich mit noch anderen Waffen ausgerüstet als ihr! Ihr habt nur *ein* Blaserohr, sie aber hatten grosse Gewehre und Donnerbüchsen; und trotzdem ist nicht einer von ihnen lebendig davon gekommen."

Der Prinz sagte: „„Vielleicht ist dein Tier nicht mit meinem

Pfeile zu treffen; doch sind über hundert derartige Garuda von meinem Blaserohre getroffen worden""

Die Prinzessin antwortete: „Wohlan, wenn du deinen Übermut an meinem Tier kühlen willst, so warte bis es sogleich kommt; schleunigst wird es hier sein; mache mir aber später keine Vorwürfe, denn ich habe euch schon hinwegsenden wollen."

Als sie noch also im Gespräche waren, da wurde plötzlich der Wipfel der Kokospalme in das Meer getaucht oder gepeitscht: das war der Garuda, der auf den Baum sich gesetzt hatte, sodass die Krone hinunter gebogen wurde.

Als der Garuda auf die drei Prinzen hinunterschaute, legte der Blaserohrprinz sofort einen goldenen Pfeil in das Rohr, blies ihn ab, und traf den Garuda in das Auge. Der Garuda stürzte hinab in das Meer, das hoch aufwogte bis zum Wipfel der Kokospalme, so gross war der Vogel.

Die Prinzessin aber weinte und sagte: „Mein Vogel war mein Ernährer; nun ihr ihn getötet habt so müsst ihr mich nur mit euch nehmen nach eurem Lande."

Sie antworteten: „„Wie wäre das möglich, Prinzessin, da unser Fahrzeug mit seiner Bemannung gesunken ist?""

Die Prinzessin sprach: „Geht nur hinunter, das Fahrzeug ist schon da!"

Da gingen die Prinzen und die Prinzessin hinunter.

Und seht! das gesunkene Fahrzeug war schon da, ebenfalls die Bemannung des Schiffes.

Dann nahmen sie den Kurs nach dem Heimatlande der drei Prinzen.

Als sie an Land gekommen waren, sagte der Blaserohrmacher: „Sie ist meine Frau, denn ich habe den Garuda besiegt."

Der Schmied aber sprach: „Hättest du auch den Garuda besiegt, wenn ich nicht Nägel gemacht hätte und in die Kokospalme geschlagen? Gewiss hättest du denn die Prinzessin nicht holen können noch den Wipfel des Baumes erreicht, sondern du würdest den Tod gefunden haben."

Der Schiffszimmermann fügte hinzu: „Wenn ich nicht ein Schiff gemacht hätte, so hättet ihr nicht Nägel eingeschlagen und den Vogel erlegt. Nur ich war der Urheber aller Errungenschaften."

Da fingen sie an, einen Rechtshandel zu führen.

Das Urteil des Königs nun war, sie sollten getötet werden, wenn einer von ihnen die Prinzessin heiratete. Des Königs Wille war, dass sie drei und die Prinzessin in einem Hause wohnen sollten, und wie Geschwister sich unter einander betragen; die Prinzen sollten die Prinzessin schützen und ernähren. Weiter enthielt das Urteil die Bestimmung, dass die vier einander nie verlassen dürften, und derjenige welcher die anderen verlasse, solle verurteilt werden.

Und bis zum Tage ihres Todes hat keiner von den anderen gelassen.

Der Affe, der Reiher und die Krokodile. [1])

Als einmal der Affe einem weissen Reiher begegnete, sagte letzterer zum vergeblich nach Nahrung suchenden Affen: „Warum gehst du nicht nach dem dortigen Inselchen, es giebt dort eine Fülle von Manggafrüchten."

„„Wie soll ich dorthin kommen?"" antwortete ihm der Affe, „„ich kann weder fliegen noch weit schwimmen.""

„Das macht nichts aus, mein Freund" sprach der Reiher wieder, „setze dich nur auf meinen Rücken, ich will dich dorthin bringen."

Freudig nahm der Affe diesen freundlichen Vorschlag an.

Als sie aber das Inselchen erreicht hatten, waren auf demselben die versprochenen Manggafrüchte gar nicht vorzufinden. Der Reiher hatte das nur erdichtet, um den Affen vor Hunger sterben zu sehen. Darum weigerte er sich auch, den Affen zurückzubringen.

Erzürnt durch des Reihers meuchlerisches Betragen, ergriff ihn der Affe unerwartet, und riss ihm alle Federn aus dem Körper.

Also konnte der Reiher nunmehr nicht fliegen noch sich Nahrung suchen und musste schliesslich den Hungertod, dem er den Affen hatte widmen wollen, selbst erleiden.

Freilich hatte sich der Affe nun gerächt, aber dadurch war seine elende Lage noch durchaus nicht verbessert worden; denn er sass auf der Insel vom Wasser ringsumher eingeschlossen, und konnte nichts weiter als den Tod erwarten.

Durch Glück und List aber wurde er aus seiner bedrängten Lage gerettet. Als er den Strand entlang spazierte, so begegnete ihm ein Krokodil.

---

[1]) Der Sprachverwandtschaft wegen sind die folgenden fünf Erzählungen aus der Landschaft Bolaang-Mongondau (westlich von der Minahasa auf Celebes liegend) in der sangiresischen Abteilung untergebracht.

„Wie einsam" also redete ihn der Affe an, „ist doch dein Leben. Die Anzahl der Krokodile ist ja nur sehr gering!"

„„Ei, was?"" erwiderte das Krokodil „„wir sind euch Affen an Zahl weit überlegen."".

„Das wundert mich sehr" war des Affen Antwort: „wohlan, rufe deine Gefährten herbei, ich werde die meinigen hierher bringen, so wollen wir einmal sehen, auf welcher Seite mehr sind."

Während das Krokodil seine Gefährten zusammen rief, lief der Affe an dem Ufer hin und her, um in den Sand viele Fusstritte einzuprägen.

Als nun das Krokodil mit seinen Gefährten zurückgekommen war, fragte es den Affen: „Wo sind denn deine Kameraden?"

„„O, die sind schon lange zurückgekehrt, das Warten langweilte sie; ihr seid auch so lange ausgeblieben.""

„Du betrügst uns" rief das Krokodil.

„„Komme denn nur an das Ufer und sieh! Nun, was sagst du? Zähle einmal die Unmenge der Fusstritte!""

Als das Krokodil dies gethan hatte, mussten auch seine Gefährten gezählt werden.

Damit diese Zählung leicht von Statten gehen könnte legten sich die Krokodile, der Bitte des Affen entsprechend, hintereinander, sodass bald durch die Verkettung der Krokodile eine Brücke gebildet war, von hinreichender Länge um dem Affen einen sicheren Weg von der Insel bis zum Festlande zu bieten.

Der Affe fing zu zählen an, sprang vom ersteren Krokodil auf das zweite, und so weiter bis er endlich ans Ufer setzte.

So entrann der Affe dem Hungertode, und zeigte sich an List dem Reiher und den Krokodilen überlegen.

Letzteren rief er mit spöttischem Lachen zu: „Danke bestens, meine Freunde, für eure Hilfe."

Die Krokodile drohten, ihm seine List einmal heimzuzahlen. Aber wie sehr sie es auch versuchten, all ihre Bemühungen waren vergebens, weil der Affe sie an List übertraf.

Die Schwester der neun und neunzig Brüder.

Es waren einmal zwei Prinzessinnen, die sassen beisammen und plauderten und offenbarten einander ihre geheimsten Wünsche, ohne Ahnung dass sie von einem Prinzen belauscht wurden.

Die ältere wünschte glücklich verheiratet zu sein, und begehrte für sich nur *einen* Sohn.

Auch die jüngere ersehnte eine glückliche Heirat, wünschte sich aber dazu neun und neunzig Söhne und eine Tochter.

Der Prinz, der diese Wünsche gehört hatte, fasste den Entschluss, sich mit der jüngeren Prinzessin zu vermählen.

Die eheliche Verbindung wurde vollzogen. Beide lebten glücklich, und bald stellte es sich heraus, dass die junge Frau guter Hoffnung sei.

Durch dringende Beschäftigungen wurde ihr Gemahl genötigt, eine Reise anzutreten; er überliess seine Frau den Sorgen ihrer älteren Schwester, die sich immer sehr liebenswürdig und dienstbereit gezeigt hatte.

Unter ihrer anscheinenden Dienstbeflissenheit aber hegte sie böse Absichten, denn ihr Busen wurde durch Eifersucht wie verzehrt, und sie ersehnte eine Gelegenheit, des Prinzen Herz für sich zu gewinnen, und seine Gemahlin ins Verderben zu stürzen.

Und dies gelang ihr.

Als die Stunde der Entbindung ihrer Schwester herannahte, da sagte sie zu ihr: „Wünschest du glücklich zu gebären, so mache deine Ohren mit Harz und deine Augen mit Wachs zu, sodass du nichts mehr hören oder sehen kannst."

Weil die jüngere ihrer liebevollen und gefälligen Schwester traute, wurde sie in der ihr gelegten Schlinge gefangen. Ohren und Augen wurden ihr zugemacht.

Der wichtige Augenblick brach an, und seht, die Prinzessin

gebar neun und neunzig Söhne und eine Tochter, die aber alle bei der Geburt nur die Grösse von Hauseidechsen hatten.

Sogleich wurden diese Kinder von der schlauen neidischen Schwester den Blicken der Mutter entzogen; und man machte sie glauben dass sie nicht Kinder, sondern nur nutzloses Gerümpel: Lumpen, Zangen, Nägel u. s. w. die gewiss ihres Gemahles Zorn erregen würden, zur Welt gebracht habe.

„Darum ist es besser" so sprach die ältere Schwester, „wir räumen diesen Plunder nur möglichst geschwind aus dem Wege."

Die leichtgläubige Mutter willigte ein, und so wurden die hundert Kinder in einen irdenen Topf gethan, und über neun Berge, weit in den Wald gebracht.

Nicht lange nachher kam der Prinz zurück; der Bitte seiner verschämten Frau gemäss, teilte ihm die Schwester den unglücklichen Ausgang der Entbindung mit, während sie hinzufügte: „Das sind nun leider die Folgen des thörichten Wunsches deiner Gemahlin; sie wird gewiss nunmehr nichts weiter als unnütze Sachen gebären."

Der Prinz, dem seine Hoffnung zu Wasser geworden war, wurde auf seine Frau erzürnt, und gab Befehl, man solle sie lebendig, bis an den Hals in eine Grube im Walde begraben.

Und so war die Unglückliche Tag und Nacht dem Regen und Wind, der Kälte und der Hitze ausgesetzt. Die guten Geister aber pflegten sie, und behielten sie am Leben.

Auch ihre Kinder wurden durch die Sorgfalt der Geister keine Beute des Todes. Ein Greis fand sie; weil er aber im Walde Nahrung suchen musste, überliess er sie vorläufig ihrem Schicksal, und setzte seine Reise fort.

Als er, nach vier Monaten, abermals an derselben Stelle vorüberging, fand er da den Topf noch vor; die Kinder aber waren daraus gekrochen, um sich in dem Walde Nahrung zu suchen.

Er ging hin, sie aufzuspüren, und als er sie gefunden, brachte er sie alle nach seiner Wohnung, um sie zu erziehen.

Diese Wohlthat blieb nicht lange ohne Belohnung. Die Kinder wuchsen ganz gedeihlich heran, und konnten ihm bald bei der Bearbeitung seiner Reisfelder Hilfe leisten.

Gross war die Liebe der neunundneunzig Brüder gegen ihre einzige Schwester, die eine schöne, kluge Frau geworden war.

Dem reichen Ertrage der Reisernte zufolge konnten die Brüder alle Wünsche ihrer Schwester einwilligen. Sie schafften gutes Essen und schöne Kleider herbei, und erbauten ihr ein grosses, prächtiges Haus, und schliesslich fertigten sie ihr ein hölzernes Pferd an.

Ihrem Wunsche gemäss wurde das Pferd durch Einfluss wohlhtätiger Geister beseelt, sodass es gehen konnte gleichwie ein echtes, lebendiges Pferd.

Tagtäglich machte sie, auf dem Wundertiere sitzend, Streifzüge durch die Negorei und Umgegend, zum Staunen Aller, die ihr begegneten.

Auf einem dieser Streifzüge kam sie an die Stelle, wo sich ihre Mutter, bis an den Hals begraben, befand.

Nach Hause gekommen erzählte sie mit tiefem Erbarmen dem Greis und ihren Brüdern von der unglücklichen Frau, die dadrüben im Walde begraben war.

Am folgendem Tage kam sie wieder an den Ort, und sah noch die Unglückliche; sie liess sie ausgraben, und führte sie mit sich nach Hause.

Durch gegenseitige Mitteilungen stellte es sich jetzt heraus, dass sie Mutter und Kinder seien. Alle wurden mit grosser Freude erfüllt, und liebten einander unaussprechlich.

Ihrer grossen Schönheit, ihrer Wohlthätigkeit, und ihres Verstandes wegen wurde die Tochter ringsum bekannt.

Auch der Prinz, der nach der Verbannung seiner Frau mit der schlauen Betrügerin verheiratet war, hörte öfters des vorzüglichen Mädchens erwähnen. Er wurde sehr neugierig, stattete ihr endlich einen Besuch ab und hiess sie ihre Geschichte erzählen.

Jetzt erst lernte er die Verlogenheit seiner zweiten Frau kennen; und indem er seine Leichtgläubigkeit verwünschte, bat er seine Tochter um Verzeihung, und wünschte aufs neue mit seiner ersten Frau vereinigt zu werden.

Die kluge Tochter aber konnte die letzte Bitte nicht einwilligen. „Das Glück" so sagte sie, „hast du verwirkt durch dein grausames Betragen deiner Frau gegenüber, und durch deine Gleichgültigkeit gegen deine Kinder."

Und wie er auch flehte und was er auch versprach, die schöne Prinzessin war nicht zu Mitleid zu rühren.

Durch sein unaufhörliches Flehen aber wurde ihm zugestanden seine Sache mündlich bei der Mutter selbst zu verteidigen.

Anfangs verweigerte auch sie es ihm hartnäckig, und machte ihm nur harte Vorwürfe. Schliesslich aber gab sie ihre Zustimmung, wieder seine Frau zu werden, aber nur unter der Bedingung, dass die hinterlistige Schwester ihr zur Sklavin geschenkt werden möge.

Gerne willigte der Prinz in die Bedingung, und so bekam die Betrügerin ihren Lohn: sie wurde der Betrogenen Sklavin.

Ein neues Simsons-Rätsel.

„Ein Toter tötet zwei, und zwei Tote töten vierzig."

In uralten Zeiten wohnte in einer Gebirgsgegend eine schöne, reiche Prinzessin, die besonders gewandt war in dem Aufgeben und Lösen von Rätseln.

Durch ihre reizende Schönheit und ihren Reichtum angelockt kamen zahlreiche Prinzen um ihre Hand zu werben; keiner aber konnte ihr gefallen.

Um den Strom von Bewerbern abzulenken veröffentlichte sie ihren Entschluss, niemals eine eheliche Verbindung zu schliessen, es sei denn dass es wäre mit dem, der sie bei der Aufgabe und der Lösung von Rätseln überwinden könnte.

Darum machte sie die Bedingung, dass derjenige, dessen Rätsel von ihr gelöst würde, oder der das von ihr aufgegebene Rätsel nicht zu lösen vermochte, gehängt werden sollte; mit dem Sieger dagegen wollte sie sich vermählen.

Und unter den werbenden Prinzen fiel manches Opfer, dieser grausamen Bedingung zufolge.

In weiter Entfernung von dem Palast der Prinzessin wohnte ein König, der bei seiner Gemahlin nur einen Sohn hatte, Salmon genannt, dem die Eltern einen Sklaven gleichen Alters, Luis (Ludwig) genannt, zum Spielgefährten gegeben hatten.

Beide Jünglinge wurden in strengster Abgeschiedenheit erzogen aus Furcht dass sie mit der Bedingung der schönen Prinzessin bekannt würden.

Stets auf dem Speicher eingeschlossen, waren sie im guten Glauben, dass die Welt nicht grösser sei als ihr Königreich. Mit ängstlichem Staunen sahen sie daher in blauer Ferne zeitweilig Rauch emporsteigen. Dann wandelte wohl öfters sie die Lust an, einmal über die weitentfernten Berge zu steigen, um zu sehen was doch wohl dahinter liege. Der Weg

aber war zu lang, um denselben zu Fuss zurückzulegen, und eines Pferdes konnten sie nicht mächtig werden, weil der Vater sorgfältig die seinigen ihren Blicken versteckte.

Eines Tages aber sandte der König Luis, der eben nach dem Acker wollte, in den Wald, um ihm sein Pferd herbeizuholen.

Der Sklave holte geschwind das Pferd, und weil der König gerade in seiner Wohnung war, verabredeten Salmon und Luis, auf dem Pferde jenseit der Berge zu reiten."

Die Mutter fragte sie: „Wohin wollt ihr denn?"

„Wir wollen mal sehen" antwortete ihr der Sohn, „wie es jenseit des Berges ausschaut."

Und wie auch die Mutter weinte, drohte und flehte, es half ihr nichts.

„Du und der Vater, ihr habt uns jetzt schon lange genug eingeschlossen gehalten, weiter erdulden wir es nicht!" so führte ihr Salmon entgegen.

„„So wäre es nur besser, dass mein Sohn stürbe"" so sprach die Mutter in Verzweiflung; zu gleicher Zeit versuchte sie, die beiden Jünglinge mit schnellwirkendem Gift zu bestreuen. Die Jünglinge aber waren schon zu Pferde gestiegen und davon geritten; folglich war das Gift nur auf den hinteren Teil des Pferdes gefallen. Dennoch verfehlte es seine Wirkung nicht: schon auf der ersten Rast starb das Pferd.

Die beiden Jünglinge verweilten hier einige Augenblicke, um zu sehen was weiter mit dem Pferde geschehen würde.

Bald war es voll Maden, und zwei gefrässige Krähen, die sich darauf stürzten, sahen sie sogleich tot hinunterpurzeln.

Salmon und sein Gefährte griffen die beiden Vögel, schnitten sie in zwei Stücke, die sie beräucherten und sodann in Wokablätter einhüllten.

Dann setzten sie ihren Weg fort, bestiegen den letzten Berg und fanden einige Häuser vor, in denen sie freundlichst aufgenommen wurden.

Das Äussere der Bewohner aber konnte dem klugen Luis keineswegs gefallen; daher sagte er zu Salmon: „Diese Leute werden uns, während wir schlafen, bestehlen, und vielleicht sogar ermorden. Darum ist es nötig, auf unserer Hut zu sein und abwechslend Wache zu halten."

Der Prinz aber war ein schlechter Wacher; der Schlaf

übermannte ihn, und als sie beide schliefen wurden ihnen alle Sachen geraubt. Auch die zwei geräucherten Krähen hatten die Diebe gestohlen und verzehrt.

Die Krähen aber waren vergiftet, und demzufolge hatten sich die Diebe den Tod daran gegessen.

Am folgenden Tage setzten die beiden Reisenden ihren Weg nach dem Wohnsitz der vernünftigen Prinzessin fort.

In ihrer Negorei (Stadt) angekommen, wurden sie von der Prinzessin gastlich aufgenommen.

Schon am ersten Abend wusste die Prinzessin das Aufgeben und Lösen von Rätseln aufs Tapet zu bringen.

Der Prinz entschuldigte sich und sagte, dass er nicht gewandt darin sei; Luis aber raunte ihm ins Ohr, er solle die Prinzessin bitten dass es ihnen gestattet würde, sich einige Augenblicke zurückzuziehen.

Dann sagte der Sklave zu Salmon: „Gieb du zuerst ein Rätsel auf und zwar das Folgende:

Ein Toter tötet zwei, und zwei Tote töten vierzig.

Mache aber nicht die geringste Erläuterung oder Anspielung dazu, sonst wird die gescheite Prinzessin gewiss dein Rätsel lösen können."

In die Gemächer der Prinzessin zurückgekehrt, bat der Prinz ein Rätsel aufgeben zu dürfen; und, nach bekommener Erlaubnis sprach er also:

„Ein Toter tötet zwei, zwei Tote töten vierzig; was ist das?"

Wie sehr es auch die Prinzessin zu enträtseln versuchte, all ihre Mühe war umsonst, sie bat daher um eine kurze Frist.

Der kluge Luis aber hatte ihre Absicht sofort durchschaut; er sagte zu seinem Herrn: „Diese Nacht wird die Prinzessin vielleicht einen zu mir senden, um mich auszuhören; bleibe darum wach und sobald du mich hüsteln hörst, so musst du ergrimmt heraus kommen, und fragen wer es sei, der das Getöse macht."

Wie es Luis vorausgesehen hatte, so geschah es auch.

Kaum konnte man annehmen, dass der Prinz schlafen würde, so wurde leise von der Frau eines Häuptlings an die Thür gepocht.

Sie kam um dem Luis einen Sack voll Geld anzubieten falls er ihr die Lösung des Rätsels mitteilen wollte.

„Ach" antwortete er, „an Geld mangelt es mir nicht, denn mein Herr ist reich."

„„Nun"" so fuhr sie fort, „„so werde ich dir alles was du willst gewähren.""

Danach bestand sie dringend auf die Erfüllung seines Versprechens, indem sie ihn bat, das Rätsel zu lösen.

Da fing Luis zu hüsteln an, und Salmon kam mürrisch heraus.

Erschreckt ergriff die Frau die Flucht, das Geld und ihren Sarong, der von Luis festgehalten wurde, zurücklassend.

Auf die Weise geschah es vier Nächte hintereinander, weil jedesmal die Frau eines anderen Häuptlings kam.

Am fünften Tage sprach Luis zum Prinzen: „Diesen Abend wird gewiss die Prinzessin selbst kommen; nun musst du an meiner Stelle ausserhalb des Gemaches schlafen."

Und wirklich kam die Prinzessin, die aber ebenfalls, sobald Luis herauskam, mit Zurücklassung ihres Geldes und Sarongs fliehen musste.

So viel aber hatte sie schon vom Prinzen vernommen, dass er mit seinem Sklaven zu Pferd von Haus geritten sei. Und dieser Umstand war der klugen Prinzessin schon genug um das Rätsel zu lösen.

Am folgenden Morgen gab sie die Antwort: „Ein vergiftetes Pferd tötet zwei Krähen, und zwei vergiftete Krähen töten vierzig Menschen."

So hatte denn der Prinz sein Leben eingebüsst: er sollte aufgehängt werden.

Als er zur Richtstätte geführt worden war, bat er (dem Rate seines treuen Dieners entsprechend) diesem einen letzten Auftrag für seine Eltern mitgeben zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und der Prinz sprach: „Wir fingen eine Hirschkuh mit einem kupfernen und einem silbernen Horn; zeige die Hörner mal, Luis."

Der Sklave zeigte die beiden ersten Sarongs und Säcke mit Geld.

„Wir fingen wieder eine Hirschkuh", so fuhr der Prinz fort, „mit einem silbernen und einem goldnen Horn: zeige mal die Hörner."

Und der Sklave zeigte die beiden anderen Sarongs und geldgefüllten Säcke.

Tief verschämt ergriffen die vier Frauen die Flucht, denn ihre Gatten waren zugegen und erkannten die Sarongs.

Der Prinz sprach wieder: „Wir fingen einen weiblichen Tiger, mit einem goldnen und einem diamantenen Horn; zeige auch die Hörner, Luis!"

„Lass nur bleiben" rief die Prinzessin, „„ich sehe schon ein, dass du zu meinem Gemahl vorbestimmt bist.""

Frohlockend stieg der Prinz von der Richtstelle hinab und wurde der Gemahl der schönen, reichen Prinzessin.

Legende von der Abstammung des fürstlichen Geschlechts von Bolaang-Mongondau.

Das fürstliche Geschlecht von Bolaang-Mongondau beansprucht für sich eine himmlische Herkunft und nennt einen gewissen Budolangi seinen Stammvater.

Von ihm wird erzählt, dass er in der Negorei Baludawa vom Himmel herabgestürzt sei. Dann erwählte er sich zur Gemahlin die schöne Prinzessin Sandilo aus der Negorei Dumoga, bei der er einen Sohn und eine Tochter zeugte.

Der Tochter, Salatiti, dem älteren Kinde des Fürsten, träumte es bis fünf Male hintereinander, dass ein himmlisches Wesen zu ihr käme und sie Mutter werden würde.

Wie gross war ihr Erstaunen als sie eines Tages ein Ei gebar! Freilich war es leuchtend gleichwie die Farben des Regenbogens, es war jedoch nur ein Ei!

Tief verschämt, fasste sie den Entschluss, dieses Erlebnis geheim zu halten; demgemäss ging sie hinaus um das Ei zu verstecken in das Nest eines Vogels, Duduk genannt, das sich auf einem Inselchen zwischen zwei klar dahinfliessenden Bächlein befand.

Einige Zeit nachher kamen ein gewisser Amalyĕ und seine Frau Lyĕ ans Ufer der Insel, um Wasser zu ziehen. Sie entdeckten das Nest, auf dem der Vogel Duduk brütete. Der Vogel wurde verscheucht und das Ei nach Hause mitgenommen.

Schon während sechs Tage war das Ei in Amalyĕ's Wohnung; am siebenten Tage wollte er es nehmen um es zu kochen... da sah er mit Staunen, dass es gebrochen und ein Büblein daraus gekrochen war von der Grösse einer Hauseidechse.

Die Einwohner der Negorei Dumoga strömten mit lautem Lärm herbei, um sich dieses Wunderkind einmal anzusehen. Daher nannten Amalyĕ und Lyĕ das Kind: Mokodoludud, d. h. „Dröhnen des Bodens wegen der Menge der Menschen."

Der Mokodoludud wurde mit grosser Liebe von Amalyĕ und seiner Frau gepflegt und erzogen. In seiner Jugendzeit aber war der Knabe kränkelnd und durch Hautaussatz geplagt. Um ihn davon zu heilen verwendeten die Pflegeeltern allerlei Heilmittel; umsonst aber, nichts konnte dem armen Knaben frommen.

Am Ende entschlossen sich die Einwohner der Negorei durch ein grosses Opferfest den Zorn der Geister zu versöhnen.

Es ist dies das „königliche Opfer" welches seitdem nur noch dreimal stattgefunden hat, und während mehrerer Tage gefeiert wird.

Es wird erzählt, als das Ende des Opferfestes herannäherte, dass Lyĕ eines Mittags sich allein zu Hause befand, das kranke Kind in den Armen. Plötzlich zeigte sich ihren erstaunten Blicken eine geheimnissvolle, weibliche Gestalt, mit grünen Kleidern bekleidet.

Die Unbekannte nahm das Kind in die Arme, lullte es in den Schlaf, und gab es der Lyĕ zurück mit den Worten: „Jetzt gehe ich wieder hin; denke aber dran, vor des Opfers Ende dir vom dortigen Waringinbaume einen nach Osten überhangenden Zweig abzuholen."

Nach weiteren Aufträgen über die Verwendung des Zweiges und den Schluss des Opfers, flog sie hinweg, und setzte sich auf den erwähnten Zweig.

Als am Abend die Einwohner Dumoga's von ihren Gärten heimkehrten vernahmen sie das seltsame Ereignis.

Der bezeichnete Zweig wurde nun genommen, und in kleine Stückchen gehauen. Dann wurden Stücke gelben Bambus und gestreiften Zuckerrohrs genommen, zusammengebunden und in die Mitte des Hauses, unter den sich da befindenden Tisch gestellt. [1])

Plötzlich schlug ein Blitzstrahl in das Haus, und, sich um den Bambus und das Zuckerrohr schlängelnd, machte er den Bambus anschwellen.

Bei dem Klange lieblicher Töne kam schliesslich aus dem Bambus eine schöne Prinzessin, Bonia, zum Vorschein. Und seitdem war des Mokodoludud Krankheit gewichen.

---

[1]) Die obengenannten Sachen bilden noch heute einen Teil des „königlichen Opferfestes".

Ganz gedeihlich wuschsen die beiden Pfleglinge heran.

Der Knabe wurde ein tapferer Jüngling, das Mädchen eine reizende, anmutige Jungfrau.

Durch ihre Schönheit entzückt, wählte er sich seinen Mitpflegling zur Gemahlin; seine Pflegeltern und die Einwohner Dumoga's gaben gerne ihre Genehmigung.

Sie beide wurden die Stammeltern der Radja's von Bolaang-Mongondau; und weil dem Opfer „Mongolom-Kalamona" Mokoduludud seine Genesung und Bonia ihr Entstehen verdankte, darf das erwähnte Opferfest nur zu Nutz und Frommen des Radja's gefeiert werden.

Die Ratte und die wilde Kuh.

Eine Ratte und eine wilde Kuh gingen zusammen auf Reisen. Den ganzen Tag hatten sie auf beschwerlichen Wegen durch den Wald herumgeschweift, und als sie von der Nacht überfallen wurden konnten sie nur auf einem schmalen Bergstege, von einem jähen Abgrund begrenzt, eine Ruhestätte finden.

Das Recht des Stärksten benutzend, legte sich die Kuh an der Seite der Bergwand nieder, und liess die Ratte an der Seite des Abgrundes schlafen.

Diese wartete, bis ihre Reisegefährtin gut eingeschlafen war, kroch dann zur Seite der Bergwand und rief: „Mache ein wenig Platz, ich werde sogleich in den Abgrund stürzen."

Die Kuh, stets in der Meinung, dass die Ratte neben dem Abgrunde liege, rückte seitwärts.

„Rücke noch etwas auf" sagte die Ratte wieder.

Die Kuh verschob sich wieder, und noch einmal wieder und fuhr so lange mit dem Aufrücken fort, bis sie in den Abgrund stürzte.

IX. ERZÄHLUNGEN, TIERFABELN UND LIEDER AUS DER MINAHASA.

Eine ganz eigentümliche Stellung in der vielgestalteten indonesischen Völkerfamilie wird eingenommen durch die Bewohner der nordöstlichen Landzunge der tiefeingeschnittenen Insel Celebes, unter dem Namen Minahasa bekannt. Vor etwa fünfzig Jahren noch gefürchtet als wilde Kopfjäger, die, vom albernsten Aberglauben beängstigt den eigennützigen Bestrebungen einer schlauen Priesterschaft unterworfen waren, sind sie jetzt grösstenteils zum christlichen Glauben bekehrt worden, und gehören demzufolge zu den meistgebildeten Völkern des Archipels. Die gemeinschaftliche Religion hat die Minahaser enger mit den niederländischen Beherrschern verknüpft; zwar haben die Zwangskultur des Kaffeebaumes (jetzt aufgehoben) und weitere unverständigen Massregeln der Autoritäten dann und wann Unzufriedenheit erweckt; trotzdem aber wünscht die Bevölkerung im groszen und ganzen nichts weiteres als mit dem niederländischen Reiche vereinigt zu bleiben, einen Teil des holländischen Staates zu bilden.

Merkwürdig ist, dass, auf einer Oberfläche van 85 Quadratmeilen, unter einer Bevölkerung von etwa 200.000 Seelen, nicht weniger als neun Mundarten sich vorfinden, von denen nur fünf zu den echten Minahasa-Mundarten gehören; die übrige hängen entweder mit der sangiresischen Sprache, oder mit der Sprache der Landschaft Bolaang-Mongondau zusammen. Unter den Sprachen der philippinischen Gruppe, zu der die Mundarten von Nord-Celebes gehören, nehmen dieselben durch ihren Reichtum an grammatischen Formen und ihre entwickelte Syntax einen hohen Rang ein. Eigene Letterzeichen bestanden nicht, und die Missionäre haben das kosmopolitische Malayische zur offiziellen Sprache für Kirchen-

und Schulunterricht erhoben. Es kann folglich auch nicht die Rede sein von einer minahasischen Litteratur; von den Missionären sind aber allmählich viele Volkserzählungen, Legenden und Tierfabeln gesammelt und ins Holländische übersetzt worden; letztere zeigen öfters eine nahe Verwandtschaft mit den aus andren Gegenden des Archipels bekannten. Die Erzählungen werden meistens von älteren Leuten, die das Leben Weisheit gelehrt hat, vorgetragen, und zwar nach Veranlassung irgend eines Ereignisses. Es ist auch keineswegs gleichgültig, an welcher Stelle die Erzählungen vorgetragen werden. So giebt's solche die man niemals recitieren darf im Zeitraum zwischen dem Säen und dem Ernten des Reises, weil darin von Mäusen die Rede ist (z. B.: „Die Katze und die Maus" und: „Die geizige Witwe"). Andere sind nur passend in Sterbehäusern, niemals im Garten (z. B.: „die zwei Freunde") u. s. w.

Die Prinzessin Uweranden (= Kind der Rotang).

Unweit der Quellen des Flusses *Rano-i-apo* (Fluss der Väter) lag in früherer Zeit eine Negorei (= Stadt, Dorf) *Pinontakan* genannt. Es wohnte da einmal ein Jäger, dessen Name nicht erwähnt wird.

Eines Tages zog er zu Holze, von mehreren Gefährten begleitet.

Es war nämlich zu der Zeit noch üblich, wenn man zur Jagd ging, mit grosser Gesellschaft auszuziehen. Mehrere Jäger vereinigten sich zu dem Zwecke; der tüchtigste Weidmann aus ihrer Mitte wurde zum Hauptmann oder Führer erwählt; auf Alifurusch trug dieser den Namen: *Tonaas* [1]). Eine solche Jagdgesellschaft verweilte oft Monate, sogar wohl ein Jahr lang im Walde.

So wurde auch unser ungenannter Jäger von seinen Gefährten zu Tonaas ernannt. Weil sie beabsichtigten, längere Zeit in Wald und Wildnis herumzustreifen, fingen sie sogleich am ersten Tage an, sich eine bequeme Stätte zu wählen zum Errichten einer Hütte; des Tages fanden sie sich da zusammen zu gemeinschaftlicher Mahlzeit; nachts schliefen sie darin.

Dem Jachtrecht jener Zeit entsprechend war es dem Tonaas gestattet den besten, schmackhaftesten Teil des erlegten Wildes für sich allein zu behalten. Keiner der anderen dürfte ihm das verweigeren oder verwehren, sogar nicht sich unzufrieden darüber zeigen.

Auch unser Jäger von Pinontakan übte sein uraltes Recht aus. Jedesmal, wenn ein *Babi-utan* (Wildschwein) eine *Sapi*-

[1]) *Tonaas*, eigentlich der Name des Oberpriesters bei den Posso's oder Opferfesten der heidnischen Minahaser, ist auch der Titel eines Zimmer- oder Maurermeisters, u. s. w.; er wird auch Tieren beigelegt, stets in der Bedeutung: der Grösste, der Führer.

utan (wilde Kuh) oder ein *Babi-rusa* (Hirschschwein) ihren Pfeilen erlegen war, wählte der Tonaas für sich den Teil des Fleisches, welcher ihm am besten gefiel. Auch kochte er es in einem anderen Bambus-köcher und legte es an eine andere Stätte zurück als seine Gesellen.

Als des Morgens früh die Jäger zum Walde zogen, blieb einer von ihnen zurück, um bei der *Sabowa* (Hütte) Wache zu halten, damit ihre Geräte, ihre Kleider und das erlegte Wild nicht verloren gingen. So war es, nach uralter Sitte, zu thun üblich.

Eines Tages geschah es, als der Tonaas gegen die Abenddämmerung sich der Hütte näherte, um sein Wildpret zu verzehren, dass er seine Vorratsstätte leer fand. So war es denn gestohlen, aber von wem? Im Herzen des Jägers erhob sich sogleich Argwohn, dass der Bewacher der Dieb sei, und am Ende beschuldigte er den Mann der Missethat. Dieser aber leugnete, und blieb hartnäckig leugnen, trotz der Behauptungen des Jägers, es könne das Fleisch auf keinem anderen Weg verschwunden sein.

So blieb der Streit unentschieden. Bis dreimal wurde ihm das Fleisch gestohlen, ohne dass der Jäger etwas vom Dieb erfuhr. Am Ende bestätigte der Bewacher dem Jäger eidlich, er sei nicht der Missethäter.

Da fasste der Tonaas den Entschluss, selbst Wache zu halten bei der Sabowa, während seine Gefährten in den Wald gingen, um das Wild zu spüren. Sobald sie aufgebrochen waren, versteckte sich der Jäger neben der Hütte.

Kaum war er da, so sah er aus einem Rotangstrauch ein junges, wunderschönes Mädchen hervor treten, geradeaus in die Sabowa gehen, und sein Fleisch wegnehmen.

Als sie hinausgegangen war, folgte er ihr um sie zu töten. Schon schwang er sein Schwert über ihrem Haupte, da wandte das Mädchen den Kopf um, und sprach zu ihm: „Thue es nicht! Töte mich doch nicht; ich bin ja dein eigenes Kind!"

Als der Tonaas diese Worte des Mädchens hörte, rief er: „Du lügst! du bist mein Kind nicht!"

Sie antwortete: „Ja gewiss, ich bin dein Kind. Besinne dich nur, kamst du nicht jedesmal nach dem Rotangstrauch da?" Mit diesen Worten zeigte sie mit der Hand in der Richtung.

Wenn man nun weiss, dass der Tonaas regelmässig, zu gewissem Zwecke, den Strauch besucht hatte, werden die Worte des Mädchens schon verständlich sein.

„Kannst du das leugnen?" so fuhr sie fort. „Wenn nicht, so bist du ja mein Vater und die Rotang ist meine Mutter?" [1])

Der Mann musste die Wahrheit ihrer Worte bestätigen; so erkannte er sie, und nahm sie als Kind zu sich. Ihrem Ursprunge gemäss nannte er sie *Uweranden*, das heisst: das Kind der Rotang.

Am Abend erzählte der Jäger seinen Jagdgesellen die ganze Geschichte.

Nach mehreren Tagen brach endlich für die Gesellschaft die Zeit an, nach Pinontakan zurückzukehren.

Die Jungfrau führte der Tonaas mit sich, und erzog sie alsob sie eine Prinzessin wäre. Auch die Bewohner Pinontakan's blickten mit Ehrfurcht zu ihr auf, und betrachteten sie als eine wirkliche Prinzessin, ihrer reizenden Schönheit und ihrer edlen Gestalt wegen.

Zu der Zeit wohnte der erste Radja (Fürst) von Bolaang-Mongondau, namens Ramopoli an der Mündung des Rano-i-apo. Der Fürst pflegte jeden Nachmittag, gegen die Abenddämmerung, sich zum Flusse zu begeben, und da sich zu baden.

Eines Tages, als er wieder, wie gewöhnlich, im Strome stand und mit den hohlen Händen Wasser schöpfte, um es sich über den Kopf zu werfen, bekam er dabei die Frucht eines Baumes, *Pakoba* genannt, in die Hände. Gleichgültig warf sie der Radja wieder ins Wasser. Zum zweiten Male aber Wasser über den Kopf giessend, fühlte er wieder dieselbe Frucht in den Händen.

Nachdem er sie zum zweiten Male weggeworfen hatte, bekam er sie zum dritten Male wieder zurück. Dies wunderte ihn. Nun fing er an, die Frucht etwas genauer zu beobachten, und sah nun, dass es nur eine halbe Frucht war und zwar mit eingebissenen Spuren von Zähnen eines Menschen. Aus

[1]) Die Abstammung von Menschen aus Tieren und Pflanzen, und die Umwandlung der ersteren in Tiere und Pflanzen ist den Gedanken der Eingebornen gar nicht zuwider. Behauptet doch der von ihnen angenommene „Animismus" die Einheitlichkeit des „Sumangat"s, (Lebensaether, Lebenskraft) welcher auch den Tieren, haüfig auch den Pflanzen zugeschrieben wird, mit dem des Menschen. Vgl. Bem. I.

der genauen Beobachtung dieser Spuren machte er die Schlussfolgerung, es müsste eine Frau gewesen sein, mit besonders schönen, feinen Zähnen, welche die Frucht zu essen angefangen hatte. Sogleich regte sich in ihm die Begierde, die Besitzerin solcher Zähne zu sehen; und er nahm sich vor, seine Sklaven auszusenden, um ihren Wohnsitz zu entdecken. Es däuchte ihn, die schöne Unbekannte müsste etwa oberhalb seiner Residenz, nahe den Quellen des Flusses wohnen, weil die Frucht von dort heruntergeschwommen war.

Am folgenden Tage befahl er sechs seiner Sklaven, sie dort zu ermitteln.

Die Leute kamen an eine Negorei, namens Pinontakan; ihre Nachforschungen aber waren hier vergebens: die gesuchte Frau wurde nicht gefunden, und unverrichteter Dinge mussten sie die Rückreise antreten. Schweren Herzens wandten sie Pinontakan den Rücken, denn obwohl unschuldig, fürchteten sie sich vor des Fürsten Zorn.

Ob ihre Furcht gegründet, darüber sagt die Legende nichts, nur, dass nach der vergeblichen Reise der ersteren ein alter Sklave sich erbot, die begehrte Frau aufzufinden.

Es war dies ein schlauer Kerl, der mit List seinen Zweck zu erreichen versuchen wollte. Von einigen Gefährten begleitet zog er stromaufwärts, einen Hahn mitführend.

In die Nähe der Negorei gekommen, rupfte er den Hahn ganz kahl. So ging er die Negorei ein, zeigte überall den kahlen Hahn, und schrie mit lauter Stimme längs des Weges: „Ich verkaufe Hühner! Wer bietet mir Geld dafür?"

Die List gelang vortrefflich; denn alle Einwohner traten aus ihren Haüsern, und als sie den gerupften Hahn sahen, lachten sie aus vollem Halse. So ging es die ganze Stadt hindurch: jeder öffnete seinen Mund, und der scharf zuschauende Sklave bekam eines jeden Zähne zu sehen.

In die Mitte der Stadt gekommen, sah er das Dachfenster eines Hauses sich öffnen.

Bald darauf wurde ein schönes Mädchen sichtbar, das ebenfalls in ein schallendes Gelächter ausbrach als sie den kahlen, von dem Mann emporgehaltenen Hahn sah, und dabei zwei Reihen glänzendweisser Zähne zeigte. Es war die Prinzessin Uwĕranden.

Nun wusste der alte Sklave genug. Nachdem er sie noch

einmal gründlich beobachtet hatte, kehrte er mit seinen Gefährten zurück, um dem König die freudvolle Nachricht zu bringen, er habe die langgesuchte Frau erforscht.

Der Radja hiess ihn erzählen, wie er dies unternommen hatte, und hörte voll Interesse die Geschichte an; er hatte sein Vergnügen an der Schlauheit, mit welcher der Alte seinen Zweck zu erreichen gewusst hatte.

Sogleich fasste der Fürst den Entschluss, die sogenannte Prinzessin sich zur Gemahlin zu nehmen. Vorerst war er bemüht, den ganzen grossen „Brautpreis" (vgl. Bemerkung Seite 161) in Werte von vielen hunderten Gulden zusammen zu bringen, welchen er ihrem Vater zu bezahlen hatte.

Sodann reiste er mit seinem Gefolge ab von der Mündung des Rano-i-apo nach Pinontakan.

Seine Herzensbegierde wurde befriedigt. Der Jäger bestimmte den Betrag des für seine Tochter zu zahlenden Brautpreises.

Seine Forderung wurde angenommen; der Kauf wurde geschlossen und Uwĕranden dem Radja zum Weib gegeben. Ihrer beispiellosen Schönheit zufolge war sie jetzt gestiegen zur Gemahlin des Ramopoli, zur Fürstin des Reiches Bolaang-Mongondau.

Ramopoli und seine junge Gattin zogen nun zur Hauptstadt Bolaang-Mongondau, um dort ihre Hochzeit glanzvoll zu feiern.

Als die Ceremonien und Festlichkeiten beendigt waren, kehrten sie nach der Mündung des Rano-i-apo zurück, denn gern verweilte der Radja in dieser Ortschaft.

Auf der Rückreise begegneten ihnen viele Schwierigkeiten. Denn jedesmal wenn sie einen Rotangstrauch passierten bogen sich die Rotangs demütig über ihren Pfad, alsob sie dem fürstlichen Ehepaar tiefe Ehrerbietung beweisen wollten, verschlossen ihnen aber dadurch den Weg.

„Was ist denn das?" fragte der Fürst mit Staunen.

„Gieb ihnen nur etwas," antwortete Uwĕranden, „so werden sie sich schon wieder aufrichten. Die Rotangs sind ja meine Onkel und Tanten."

Und sie erzählte ihrem Gemahl die Geschichte von ihrer wundervollen Geburt.

Den ganzen Weg entlang bogen sich die Rotansträucher an welchen sie vorübergingen. Und als diese vom Radja eine

Gabe erhalten hatten, richteten sie sich wieder auf und liessen das fürstliche Ehepaar frei passieren. Selbstverständlich verursachte dies ihnen grosse Verzögerung, aber endlich gelangten sie doch mit ihrem zahlreichen Gefolge an Ort und Stelle und verweilten da längere Zeit. Später kehrten sie nach Bolaang-Mongondau zurück, wo beide noch lange und glücklich lebten. So ist die Geschichte der schönen Uwĕranden, des Rotang-Kindes.

Liebe sucht List.

In der Negorei Maarom wohnte Matindas mit seiner Frau Mogogunoi. Diese war ein bildschönes Weib, und Matindas liebte sie so herzinniglich, dass er auch nicht einen Augenblick sie verlassen wollte. Demzufolge aber vernachlässigte er nur allzusehr seine Arbeit.

Darum sagte Mogogunoi zu ihm: „Wenn du mich jeden Augenblick zu sehen wünschest, so fertige dir ein mir ähnliches Bild an, welches du allenthalben wohin du gehst, mitführen kannst."

Matindas that so, und seitdem, als er zu Holze oder auf den Fischfang zog, führte er das Bildnis seiner schönen Frau mit sich.

Geraume Weile ging also alles wie am Schnürchen.

Eines Tages aber, als Matindas auf dem Meere war, wurde er von einem Sturm überfallen, die See ging hoch, und mit knapper Not kam er lebend davon, verlor aber das Bild der geliebten Frau.

Nicht lange nachher kamen die Diener des Königs von Mongondau vor Maarom, fanden das auf dem Meere umherschwimmende Bild, und brachten es ihrem Fürsten.

Kaum hatte es der König genau beobachtet, so wurde er in die Frau, die es darstellte, verliebt, und sandte seine Diener auf Kundschaft aus.

Schliesslich kamen sie auch zu Maarom. Hier liessen sie zwei Hähne fechten, um mittels dieser Belustigung die Negoreibewohner aus ihren Häusern herauszulocken.

Auch Mogogunoi, durch Neugier getrieben, kam um sich das Hahnengefecht mit anzuschauen. Daher entdeckten die Diener des Königs das Originell des gefundenen Bildes.

Durch diese Entdeckung erfreut, sagten sie zu ihr: „Nach neun Tagen wird der König kommen, um dich als seine Tochter anzunehmen."

Als die Diener abgereist waren, sagte Matindas zu seiner Frau: „Lasst uns zum Hain fliehen, bevor der König von Mongondau kommt, denn mich wird er gewiss töten, und dich nicht zu seiner Tochter, sondern zu seiner Frau nehmen."

„Bist du doch unverständig!" antwortete ihm seine Frau; „fertige nur eine Kiste an, so gross dass ein Mensch bequem darin liegen kann, und du wirst mal sehen, wie ich es fertig bringe."

Inzwischen hatten die Diener dem Könige die frohe Nachricht gebracht: „Wir haben das gesuchte Weib gefunden — und wirklich, sie ist schön, ist aber schon verheiratet mit einem gewissen Matindas."

Der König zog mit einer Schar Krieger auf, um den Matindas zu töten, und Mogogunoi sich zur Gemahlin zu holen.

Vor Maarom angekommen, stieg der König mit seinen Dienern und Kriegern an das Ufer, und befahl ihnen Matindas, so bald sie ihm erspähten, zu töten.

Matindas und seine Frau hatten diesen grausamen Befehl gehört.

Nun sprach Mogogunoi zu ihrem Gatten: „Lege deine Kleider ab, und hänge sie an die Wand; lege dich in die Kiste, ich werde mich auf sie setzen."

Kaum war dies geschehen, so kam schon der König allein, ohne Diener, in das Haus, und fragte: „Wo ist Matindas?"

„„Er ist im Walde, auf der Jagd"" war die Antwort.

„Ich bin gekommen" fügte der König hinzu, „um ihn zu töten, und dich zur Gemahlin zu nehmen. Würdest du, o schöne Mogogunoi, meine Gemahlin werden wollen?"

Nach kurzem Erwägen antwortete sie: „Ganz gerne, o König, denn Matindas ist gleichgültig und faul. Aber es ist geraten, sehr vorsichtig zu sein, denn die ganze Bevölkerung der Negorei ist Matindas verwandt; sie würde Sie und auch mich erlegen, wenn unsre Flucht entdeckt würde. Um dieser Gefahr vorzubeugen wäre es gut, Sie legten die Kleider und die Tanzmaske des Matindas an, und ahmten sein übliches Betragen nach; so werden seine Verwandten denken, dass Sie Matindas sind, und wir werden unverletzt an Bord kommen."

Weil ihn dieser Vorschlag gutdünkte, so verwechselte der König seine Kleider gegen die des Matindas, legte dessen Tanz-

maske an, und sprach zu Mogogunoi: „Wohlan, lasst uns gehen!"

„„Sehr gut"" antwortete sie „„aber Matindas pflegte stets voran zu gehen; von der dritten Stufe der Treppe sprang er dann hinunter, und führte im Vorhofe einen Kriegstanz aus; dann erst folgte ich ihm. Lasst uns auch also verfahren.""

Der König that es, und während er im Hofe tanzte, und das Schwert hin und her schwang, rief Mogogunoi zu den Kriegern des Königs: „Das ist Matindas, tötet ihn."

Die Krieger, in der Meinung der Tanzende sei thatsächlich Matindas, stürzten, dem früheren Befehl ihres Herrn gemäss, herbei, und erschlugen ihn. Beim Aufheben der Maske entdeckten sie ihren Fehler; Todesschrecken ergriff sie, und in wilder Flucht eilten sie davon.

Auf die Weise bewahrte Mogogunoi ihre Ehre, und rettete ihrem Gatten das Leben. Matindas kam wieder aus der Kiste zum Vorschein, und lebte nunmehr glücklich mit seiner schönen Mogogunoi.

Der Affe und das Krokodil.

Ein Affe zog einmal hinaus, um sich Nahrung zu suchen und kam an einen Fluss, in dem sich ein Krokodil befand. Als der Affe in den Fluss ging, ergriff das Krokodil seine Pfote.

Der schlaue Affe aber schrie laut: „O, o, dies ist meine Pfote nicht." Schnell hatte er ein Stückchen Holz gegriffen, steckte das unter Wasser und sprach: „Dies ist meine Pfote."

Das dumme Krokodil gab die Pfote des Affen frei, und dieser sprang unverletzt davon, indem er sagte: „Ja so, Krokodil! Wolltest du mir zuleide thun? Das konntest du nicht!"

Das Krokodil aber war sehr böse, und drohte: „Warte nur, ein anderes Mal werde ich dich fressen."

Die Schlafstätte des Affen war oben in einem grossen Waringinbaum an dem viel Moos wuchs.

Am Morgen ging der Affe hinaus, sich Futter zu suchen und kehrte gen Abend nach seinem Lager zurück.

Wiederholt hatte es das Krokodil bemerkt, dass der Affe jeden Abend dahin zurückkehrte. Darum stieg es einmal auf den Baum (sic!) während der Abwesenheit des Affen.

Als am Abend der Affe heimkehrte sah er die Spuren des Krokodils, an der Stelle wo es hinauf geklettert war; auch sah er das Moos sich regen.

Nun rief der Affe: „o, Moos, o Moos!"

Das Krokodil aber hielt sich mausestill.

Der Affe rief abermals mit betrübter Stimme: „Ach, ach, vielleicht ist meine Schlafstätte gestorben! O Moos! o Moos! Nun, wenn du tot bist, so will ich nicht mehr hinauf klettern. Warte, noch einmal wil ich es probieren: o Moos, o Moos!"

Da antwortete das Krokodil: „Au!"

„Ach, was!" rief der Affe, „seit wann kann das Moos sprechen? Du wolltest mich fressen, nicht wahr? Aber es wird dir nimmer gelingen!"

EINIGE LIEDER.

---

1. LIED EINES SCHWER ERKRANKTEN MÄDCHENS.

O, Mutter, wenn ich gestorben sein werde,
So kämme meine Haare glatt und knüpfe davon eine abhängende Flechte:
Wenn du mich kleidest, o Mutter, so lege mir ein feines, weisses Kleid an;
Ein feines, weisses Kleid, Mutter, und Leinwand van Samarang.
Und wenn ich grabwärts getragen werde, o Vater!
So lass meine Verwandten meinen Leichnam begleiten;
Wenn ich ins Grab hinuntergelassen werde,
O Vater, so senke mich leise hinab!

2. LIED BEI DER ABREISE EINES SCHÖNEN MÄDCHENS.

O, Stern von Tonsea, wo willst du hingehen?
Du gabst immer das Beispiel der Fröhlichkeit deinen Gefährten,
Jetzt verlässt du Tonsea;
Ach, deine Gefährten sind stille geworden.
Weil sich der leuchtende Stern entfernt hat.
Sie begab sich nach Kema, um nicht wieder zu kehren
Sie kehrt niemals wieder, weil sie dorthin ging aus Liebe.

3. LIED EINES MÄDCHENS, DAS DEN UNTREUEN GELIEBTEN WIEDER ZU SICH ZU BRINGEN VERSUCHT.

Sei fröhlich, Geliebter, ich liebe dich so herzinniglich;
Ich liebe dich so herzinniglich, aber du leistest Gehör denjenigen die mir böse sind;
Du gehorchst denjenigen die böse auf mich sind, wie werde ich es machen?
Wie werde ich es machen, mich zu rechtfertigen?
Ach! wir werden niemals vereinigt werden!
Wir werden in dieser Welt niemals vereinigt werden!

4. LIED DER VERWANDTEN EINES MÄDCHENS, DAS SEINEN GEBURTSORT VERLÄSST.

Sei fröhlich, o Schwester. und sieh dir die fremde Gegend an;
Sieh, wie es dadrüben ist, da du jetzt deine Verwandten verlässt.
Du verlässt deine Verwandten, weil du dem Geliebten folgst:
Gehe dorthin, Schwester, und zeige dich dort.
Du wirst die Heimchen hören in Tondano!
Du aber sitzest im Hinterhause und vergiessest Thränen;
Vergiessest Thränen, weil du deiner Verwandten gedenkst;
Du gedenkst deiner Verwandten, weil du so weit fortgehst.

Die zwei Freunde.

Es geschah einmal, dass sich zwei Jünglinge an einem gewissen Vergnügungsorte begegneten. Und der eine schaute den andern mit freudvollen Augen an, sodass sie sich umarmten und vor Freude weinten. Dann schlossen sie einen Bund der Treue, und sagten: „Wir werden in allen Umständen einmütig leben, ja sogar im Tode werden wir uns nicht trennen."

Und so lebten sie denn in Liebe zusammen; war einer trüb, so war auch der andere traurig; derartig betrugen sie sich auch in andern Fällen.

Beide waren immer sehr thätig; am Tage trieben sie Handel, arbeiteten im Garten, oder thaten andere Arbeit; nachts aber zogen sie zum Fischfang hinaus.

Einmal waren sie wieder hinausgegangen, um Fisch zu fangen, da erkrankte leider der eine; daher kehrten sie möglichst schnell nach Hause zurück.

Der Kranke sagte: „Lieber Freund! ich fühle dass ich unzweifelbar diese Nacht sterben werde. Ich bitte dich, sei meinethalben nicht betrübt! reiche mir nur deine Hand, sie zu küssen."

Und so starb er.

Der andere stürzte sich auf den Leichnam des teuren Freundes, und weinte, und rief: „Ach, mein Geliebter, in allen weiteren Sachen habe ich dir helfen können, über den Tod aber habe ich keine Gewalt, und kann dir nicht den Atem zurückgeben. Ach, wenn du mich noch hören kannst, vergiss mich nicht, sondern komme morgen oder übermorgen, um mich zu rufen."

Dann wurde sein geliebter Freund begraben, und er blieb in tiefer Traurigkeit zurück.

Geraume Weile nach dem Verscheiden seines Freundes machte er seinen Kahn fertig, denn gegen Abend wollte er zum Fischfang hinausgehen.

Abends um etwa acht Uhr ging er nach seinem Nachen, und begegnete, in denselben tretend, seinem verstorbenen Freunde.

Bestürzt sprach er zu ihm: „Warum, weil du wieder lebendig geworden, bist du nicht nach Hause gegangen?"

Die Seele antwortete: „„Ach, das kann nicht geschehen, mein Freund! denn ich habe keinen Körper! Nicht wahr, mein Leichnam ist ja begraben worden? *Du* kannst mich nur anschauen, meine Eltern aber, meine Verwandten und andere Menschen können mich nicht sehen. Unseres Bundes wegen bist du im Stande, mich zu sehen; und eben deswegen habe auch ich Freiheit bekommen, dir heute einen Besuch abzustatten."”

Leider aber stellte es sich bald heraus, dass die Anschauungsweisen der beiden Freunde verschieden geworden seien. Wenn es Tag war so sagte der Verstorbene: es ist Nacht; kleine Fische nannte er grosse.

Gegen Tagesanbruch, als sie schon viele Fische gefangen hatten, sagte der Verschiedene: „Freund, es wird Abend, lasst uns zurückkehren, damit ich nicht unterwegs durch die Nacht überfallen werde."

Der Lebendige teilte die Fische; die grösseren gab er seinem Freunde; dieser aber sagte: „Freund, gieb mir die grösseren!"

Jetzt erst wurde es dem Lebendigen klar, dass ihr beider Erkenntnis verschieden sei.

In einer andern Nacht kam der Verstorbene abermals zu seinem Freunde:

„Wenn es dir gefällt, so komme übermorgen in mein Land; denn von dem Tage an wird dort ein grosses Fest, ein grosses Posso, (Opferfest) gefeiert, um das alte Jahr zu schliessen und das neue anzufangen. Ich werde dir den Weg weisen; am Fusse des Berges Makalansauw, nach Südwesten, ist ein Weg; wenn du unter einem grossen Steine ein Loch gefunden hast, so gehe hinein. Und wenn du in der Stadt angekommen bist, so merke dir dies: wende durchaus den Kopf nicht um, sieh nicht zur linken Seite, gehe geradeaus zum Osten, ich werde dir entgegenkommen."

Am bestimmten Tage ging der Lebendige, der Einladung zufolge.

Als er am erwähnten Berge angekommen war, sah er das Loch unter dem Steine, und ging hinein.

Unweit der Öffnung wurde er eine sehr grosse Stadt gewahr die sich der Länge nach östlich hinzog, mit Tausenden Menschen.

Er war sehr erstaunt, und sah zur linken Seite. Da bemerkte er Tausende, die keinen Kopf hatten, sondern statt dessen eine halbe Kokosschale auf dem Halse trugen. (Man sagt: dies sind die durch das Schwert erlegten: Mörder haben ihren Kopf genommen).

Voll Schrecken und Furcht wandte er sich um, und flüchtete zurück. Sein Freund folgte ihm und rief: „Ach, Freund, stehe still, warte auf mich!"

Und weinend hiess ihn sein Freund einhalten; er aber floh geradeaus zurück.

Seit der Zeit sahen sie einander nimmermehr zurück.

Der Schmetterling und die zehn Affen.

Ein Schmetterling sagte einmal zu zehn Affen: Ihr seid zu zehnen, ich bin nur allein; wohlan, lasst uns kämpfen damit es sich herausstelle, wer Herr, wer Sklave sein wird; wenn ihr mich besiegt, so bin ich euer Sklave; besiege ich euch, so werdet ihr meine Sklaven sein."

Verschämt über diese Herausforderung, sagten die Affen unter einander:

„„Der kleine Kerl ist nur allein, und dennoch fordert er uns tollkühn zum Kampfe heraus; Schande wäre es für uns, wenn wir zurückbebten." So fragten sie den Schmetterling: „„Mit welchen Waffen, und wo werden wir kämpfen?""

„Mit Stöcken"" war die Antwort, „„und einerlei an welcher Stelle wir sitzen oder stehen mögen, soll aus aller Macht dreingeschlagen werden.""

Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Als das Gefecht anfangen sollte, setzte sich der Schmetterling plötzlich auf den Kopf von einem der Affen; und während die andern Affen dreinschlugen, und ihrem Gefährten den Kopf zerschmetterten, flog der Schmetterling auf den Kopf eines andern Affen.

Als auf die Weise dem zweiten Affen ebenfalls der Kopf durch die Schläge seiner Kameraden zerquetscht worden war, hatte sich der Schmetterling schon dem dritten auf den Kopf gesetzt.

So verging es dem vierten, dem fünften, bis neun Affen schon den Hieben ihrer Gefährten erlegen waren.

Der allein zurückgebliebene zehnte Affe gab es schliesslich verloren und wurde des Schmetterlings Sklave.

Der Schwarzwildjäger und die grosse Schlange. [1])

Es geschah einmal, dass ein Jäger mit seinen fünf Hunden zu Holze zog, um Schwarzwild zu erspüren.

Als er im Walde war, hörte er ein klägliches Jammerschreien, wie von einem, der um Hilfe fleht.

Der Jäger ging nach der Stelle, und wurde eine grosse Schlange gewahr die dermassen durch Sand und Steine erdrückt wurde dass sie beinahe gestorben wäre. Sie flehte den Jäger, den Sand und die Steine, die sie erdrückten, beiseite zu schaffen.

Der Jäger half ihr, räumte Sand und Steine aus dem Weg, und die Schlange kam wieder frei.

Dann bat sie den Jäger, ihr einen Hund zu essen zu geben, denn sie habe einen gewaltigen Hunger, weil sie in mehreren Tagen nichts zu sich genommen habe.

Der Jäger gab ihr einen Hund; weil aber die Schlange einen geradezu unersättlichen Hunger hatte, fuhr sie fort im Bitten, bis all die fünf Hunde von ihr verzehrt waren.

Schliesslich, als die Hunde verschwunden waren, wollte die Schlange dem Jäger, der sie aus so grosser Gefahr gerettet, ans Leben. Dann sagte der Jäger: „Das geht doch zu weit! Denke doch einmal, o Schlange, aus wie grosser Gefahr ich dich erlöst habe!"

Die Schlange aber antwortete: „ „Dem ist zwar so, aber wie kann es anders, weil ich noch stets einen solchen Hunger habe?" "

Der Jäger sprach: „Wohlan, lass diesen Lansa-baum unsere Sache entscheiden."

Der Mann und die Schlange erzählten dem Lansa-baum die Sachlage.

---

[1]) Vgl. die ausführliche javanische Bearbeitung eines ähnlichen Themas S. 51.

Die Entscheidung des Lansa-Baumes war also: „Die Schlange soll den Jäger essen, denn das entspricht der Gewohnheit der Menschen, uns gegenüber. Merke dir nur, o Mensch! du pflanzest uns und ziehst uns auf, bis wir dir Früchte schenken, und du geniessest unsre Früchte. Am Ende aber, wenn wir keine Früchte mehr geben, so fällst du uns und verwendest uns als Brennholz."

Der Jäger liess es nicht bei diesem Urteile bewenden, und fragte die wilde Kuh nach ihrer Meinung.

Auch diese sagte: „Die Schlange soll den Jäger essen, denn so ist auch die Gewohnheit der Menschen: kaum haben sie uns gesehen, so willen sie uns töten und essen."

Auch diesem Urteile wollte der Jäger sich nicht unterwerfen.

Da erschien plötzlich ein grosser Affe. Der Jäger und die Schlange baten ihn, ihren Rechtsstreit zu entscheiden.

Der Jäger erzählte dem Affen, wie sich die Sache zugetragen hatte; dieser aber wollte ihn nicht anhören, sondern wollte sehen wie alles vor sich gegangen war.

Darum bat der Affe die Schlange, dass sie zeigen wolle wie sie vorhin durch Sand und Steine erdrückt worden war, als ihr der Jäger geholfen hatte.

Als nun die Schlange ahnungslos sich wieder an ihren alten Platz gelegt hatte, und vom Jäger wieder mit Sand und Steinen bedeckt worden war, sodass sie abermals erdrückt wurde wie zuvor und zu schreien anfing, so sprach der Affe: „Dies ist mein Urteilsspruch: bleibe jetzt in dieser Lage! Kannst du dir selbst helfen, so ist's recht, so wirst du leben; wenn nicht, so wirst du hier sterben."

[Diese Geschichte wird von den weisen, alten Leuten erzählt, wenn sie hören oder sehen, dass einer Hilfe von einem andern bekommen hat, und ihm nicht zu vergelten oder Dankbarkeit zu zeigen weiss. Sie sagen: „Böse Kinder sind öfters der Schlange ähnlich, die nicht dankbar zu sein versteht!"]

Das Hirschschwein [1], die Antilope, und der Affe.

Das Hirschschwein und die Antilope begegneten einmal einander im Walde.

Das Hirschschwein sprach zu der Antilope: „Freundin, heute Nacht träumte mir, dass du von mir gegessen werden solltest."

Die Antilope sprach: „„Wie wäre das möglich, denn wir sind ja Freunde!""

Das Hirschschwein antwortete: „Meinem Traume gemäss werde ich mich betragen."

Die Antilope sagte: „„Wenn du darauf bestehst, so lasst uns zuvor zu unsrem Fürsten gehen.""

Es war ihnen nicht bekannt, dass der Affe ihre Worte abgelauscht hatte.

Die Antilope und das Hirschschwein gingen also zum Fürsten, und erstere unterbreitete ihre Sache seinem Urteil.

Der Fürst beschied seine Reichsgrossen zu sich.

Als nun die Ratsversammlung abgehalten wurde, so ging der Affe auch dahin, um zuzuhören; denn er fühlte Mitleid für die Antilope.

Und das Urteil der Versammlung war folgendes: die Antilope sollte vom Hirschschwein gegessen werden, weil dieses von ihr geträumt hatte.

Als der Affe die Entscheidung gehört hatte, so stieg er auf einen hohen Baum, unter dem die Versammelten sich befanden, und stürzte sich plötzlich in die Mitte des Rates.

Der Fürst erschrak sehr, und fragte: „Was machst du hier?"

Der Affe antwortete: „„Mir träumte, ich sollte die Tochter des Fürsten heiraten.""

---

[1] Sus Babirussa Alfurus.

Der Fürst antwortete: „Das ist gar nicht möglich."

Der Affe erwiderte: „Doch wohl, eben so gut wie das Hirschschwein seinen Traum erfüllt sehen darf.""

Da sprach der Fürst zu den Mitgliedern der Versammlung: „Die Entscheidung des Rechtsstreites zwischen dem Hirschschwein und der Antilope kann also nicht zur Ausführung gelangen."

Also verdankte die Antilope dem Affen das Leben und sie wurden Freunde mit einander.

Die Katze und die Maus.

Man erzählt dass die Katze und die Maus in früheren Zeiten sehr mit einander befreundet waren. Heutzutage aber sind sie einander feindlich gesinnt. Diese Umwandlung ist folgenderweise vor sich gegangen.

Die Katze, die eine Freundin der Maus war, wollte sich ein dauerhaftes, grosses und schönes Haus erbauen. Zu dem Zwecke kaufte sie grosse, harte und scharfe Beile und Äxte.

Als sie alles, was benötigt war, bekommen hatte, ging sie nach einem grossen Walde, um hartes, schweres Holz zu fällen und zu hauen.

Während dieser Arbeit fand sie einen hohen Sého [1]) der einen Majang (Blütenzweig) hatte. Sie reinigte den Majang, und klopfte zweimal täglich darauf.

Nach kurzer Zeit wurde er von der Katze abgeschnitten, sodass diese Saguweer bekam.

Dann geschah leider etwas Unerwartes.

Am Abend ging sie „batifar" (den Majang klopfen), und war sehr erfreut als sie bemerkte, dass der „Gata" voll Saguweer war. Als sie aber am folgenden Morgen abermals klopfte, da hing leider der Bambuskocher nicht mehr an dem Majang, sondern lag auf der Erde, und der Saguweer war gänzlich herausgeflossen.

---

[1]) Der „Saguweer"- oder Palmweinbaum. Der Blütenzweig des Baumes wird, während er noch am Baume ist, geschüttelt und geklopft; dies wird, drei Wochen lang, jeden dritten oder vierten Tag wiederholt, und dann werden die Blüten des Majangs abgeschnitten. Nachdem aus einigen Kerbschnitten der Saft ausgeflossen und der Majang ausgegoren ist, wird ein Bambuskocher (Samar oder Gata) untenan gehängt. Jeden Morgen und Abend wird dann ein dünnes Scheibchen vom Majang abgeschnitten; sechs Monate lang giebt der Baum alltäglich etwa 20 Weinflaschen des süssen Saftes, welcher häufig gegoren getrunken wird.

Darum kehrte die Katze ganz traurig zurück, denn sie hatte gehofft dass der Saguweer ihr Kräfte schenken würde um das schwere Holz zu fällen und zu hauen.

Wer hatte ihr diesen Streich gespielt? Ihre Freundin Maus, denn sie war eifersüchtig weil die Katze ein so dauerhaftes, grosses und hübsches Haus bauen wollte. Die Katze aber wusste nicht, welches Tier ihr dies angethan hatte. Darum sagte sie: „Ich will diese Nacht Wache halten, damit ich weiss, welches Tier es thut."

Daher versteckte sie sich in einen grossen Baum, in der Nähe des Saguweerbaumes.

Und seht, um Mitternacht kam ihre Freundin Maus dahin, um den Saguweer zu rauben.

Heimlich entfernte sich nun die Katze, ohne von der Maus bemerkt zu werden, zugleich aber fasste sie den Entschluss, sich an ihrer Freundin zu rächen, und nicht nur an ihr allein sondern ebenfalls an all ihren Gefährten.

Die Katze vollendete bald ihr Haus. Nach kurzer Zeit bezog sie es, und richtete ein grosses Festessen an. Danach feierte sie auch ein grosses Opferfest, zu dem sie viele Walian (Opferpriester oder -priesterinnen) einlud.

Auch sandte sie Boten um ihre Freundin Maus und deren Gefährten einzuladen.

Der Einladung ihrer Freundin Katze zufolge kamen die Maus und ihre Gefährten in feierlichem Aufzuge. Als sie kamen, sangen sie also: „Gieb Lampen, o Herrin des Hauses, uns Fremden, die du eingeladen hast."

Als die Katze hörte dass ihre Freunde angekommen seien, so legte sie ihren festlichen Anzug an, und ging ihrer Freundin Maus entgegen, indem sie sagte: „Sei willkommen, meine geliebte Freundin!"

Dann führte sie diese und ihre Gefährten in ihr schönes Haus, und gab ihnen reichlich zu essen und zu trinken.

Bald hiess sie dieselben sich an die Wände des Vorderhauses setzen. Und die Katze sprach zu ihrer Freundin; „Freundin, du wirst einen schönen Wechselgesang hören: ich werde singen und meine Walian werden antworten."

Die Maus antwortete ihrer Freundin: „Ich danke verbindlichst für deine Güte, o Freundin!"

Da fing die Katze also zu singen an: „Schliesst die Thüre! Macht zu die Fenster! Füllt die Löcher aus!"

Die Walian antworteten: „„Alles ist verschlossen!""

Die Katze sang weiter: „Tötet sie alle, und esst sie auf!"

Also fand die Maus den Lohn für ihren Diebstahl.

Wie man in der Minahasa feinen Reis bekam.

In frühern Zeiten hatte man in der Minahasa nur sehr groben Reis, dessen Körner so gross wie Pflaumen waren. Dieser Reis wurde nicht, wie heutzutage, auf einmal geerntet, sondern nur zeitweise, und zwar halb-reif gepflückt, dann in der Eleppan [1]) geröstet und gegessen. Man konnte den Reis nicht aufbewahren.

Einen gewissen Tuleng dünkte dies sehr unbequem; daher, als er vernommen hatte dass die Bewohner von Kasendukan (das Himmelsgewölbe) eine feine Reisart anpflanzten, die auf einmal geerntet werde, und lange aufbewahrt werden könne, machte er sich auf den Weg dorthin um diesen Reis zu kaufen.

In Kasendukan aber wollte keiner ihm etwas von diesem Reis abtreten. Da sann er auf Mittel, sich durch List dasjenige zu verschaffen was man ihm nicht freiwillig abtreten wollte.

Er flehte um eine gastliche Aufnahme, und bekam auch solche. Der Gastgeber zeigte ihm eine Ruhestätte; Tuleng aber wollte darauf nicht schlafen gehen, ebenfalls nicht auf den Boden, sondern auf den Songkor [2]) mit Reis. Auch diese Bitte wurde ihm bewilligt.

So legte er sich zum Schlafen — kaum aber hatte sich der Hausherr entfernt, so machte er sein Haar los [3]), wälzte sich auf dem Reis umher, und als er fühlte dass viele Reiskörner

---

[1]) In der Nähe der Palme, die den Palmwein liefert hat der Alifuru häufig eine Hütte, Eleppan (Trinkstelle) genannt, an der gewöhnlich die Freunde zum Trinken und Reden zusammenkommen. Aus ihren roten Augen und dem vielfachen Vorkommen der Supit — (eine dem Podagra ähnliche Krankheit) stellt sich klar heraus dass öfters von dem Palmwein tüchtig getrunken wird.

[2]) Reisfass, von Baumrinde angefertigt.

[3]) In früheren Zeiten trugen die Alifuru das Haar lang.

sich ihm in das Haar gesetzt hatten, so band er es wieder zusammen.

Am folgenden Morgen machte er sich wieder auf den Weg, und stieg nach der Erde hinunter.

Bald aber wurde er verfolgt und beschuldigt, dass er Reis gestohlen habe.

Umsonst untersuchte man seine Kleider, es wurde nichts gefunden.

Schliesslich aber entdeckte man den vermissten Reis in seinen langen Haaren.

„Fürwahr" sagte Tuleng, „ich habe keine Schuld daran, das ist absichtslos geschehen."

Der Reis wurde ihm genommen, und er musste unverrichteter Dinge nach der Erde wiederkehren.

Tuleng verlor jedoch den Mut nicht: feinen Reis wollte und sollte er haben.

Darum sann er auf ein ander Mittel, und hatte bald auch eines gefunden.

In seine Fussflächen kerbte er einige Schnitte, und begab sich abermals nach Kasendukan, angeblich um Hühner zu kaufen; er wollte aber keine andere annehmen, als die im Hofe ergriffen waren während er zugegen war.

Im Hofe hatte man eben Reis zum Trocknen ausgelegt; und während man mit Tuleng's Hilfe die Hühner auffing, lief er einige Male über den Reis hin und her, bis er fühlte, dass sich mehrere Körner in die Einschnitte seiner Fussflächen festgesetzt hatten.

„Lasst nur bleiben" sagte er dann, „ich will sie nicht mehr, sie sind mir gar zu unbändig."

Dann machte er sich wieder auf den Weg nach der Erde.

Bald wurde auch der neue Diebstahl entdeckt; abermals wurde er verfolgt und des Reisdiebstahls beschuldigt. Nach genauester Untersuchung am Leibe war aber kein einziger Reiskorn zu erspähen. So musste man ihn freigeben, und Tuleng erreichte glücklich mit seinem Schatze die Erde.

Dort pflanzte er den Reis unter einen Baum, Lahedang genannt.

Bald bekam er so viel dass er einen vollständigen Garten anlegen konnte.

Auch hier gedieh der Reis ganz vorzüglich, wurde aber, als er zu reifen anfing, grösstenteils von Mäusen zerstört.

„Das rührt daher" so sprach zu Tuleng sein Freund Mokotempai, „dass du nicht, wie es die Bewohner von Kasendukan zu thun pflegen, die Vögel zu Rate hast ziehen können. *Du* aber hast Reis herbeigeschafft, so werde *ich* versuchen den benötigten Vogel zu bekommen."

Kurze Zeit nach diesem Gespräche hörte Mokotempai in Kasendukan den Klang des Schiessens, und vernahm dass es einem gewissen Mamarimbeng, der eben verstorben war, zur Ehre geschah. Sofort war sein Entschluss gefasst.

Er kleidete sich nach Art und Weise des Verstorbenen, und machte sich auf den Weg nach Kasendukan. Unweit des Hauses des Mamarimbeng gekommen, wälzte er sich auf dem Boden hin und her, und weinte.

Die Kinder des Mamarimbeng waren gerührt, und fragten ihn mitleidsvoll: „Woher kommst du, und warum weinst du so?"

Mokotempai antwortete: „„Ich bin ein Sohn des Mamarimbeng; warum habt ihr mich von dem Tode meines Vaters nicht benachrichtet? Seht, diesen Anzug gab er mir, als er einst auf der Erde war.""

Als die Kinder des Mamarimbeng die Kleider gesehen hatten, so glaubten sie ihm, und erkannten ihn als ihren Bruder an.

Bei der Teilung der Erbschaft wollten sie ihm ein Stück Land abtreten; er aber wollte das nicht, auch keinen Weiher, weder Sagobäume, noch einen Gong (Schlagbecken).

„Was wünschest du dir denn?" so fragten ihn Mamarimbeng's Kinder.

„„Ich wünsche mir nichts weiteres," so antwortete Mokotempai, „als nur einen solchen Vogel, wie ihr beim Eröffnen der Reisfelder zu hören pflegt, und dazu, dass ihr mich unterrichtet wie man ihn hören muss. [1])""

Als seiner Bitte gewillfahrt worden war, kehrte er hoch erfreut nach der Erde zurück.

---

[1]) Der Schrei von einigen Vögeln ist von ominöser Bedeutung für das Gelingen oder Misslingen irgend eines Unternehmens; allerlei Sachen kommen dabei in Betracht: Ort, Zeit, Art der hervorgebrachten Laute u. s. w.

Und seitdem man diesen Vogel, Mangengeke genannt, beim Eröffnen der Reisfelder zu Rate zog, gedieh die Ernte immer nach Wunsch, sodass in kurzer Zeit die ganze Minahasa mit feinem Reis versehen war.

Als dies die Bewohner von Kasendukan erfuhren, so wurden sie sehr erzürnt, und fassten den Entschluss Tuleng, den Reisdieb, zu erschlagen.

Schon waren sie im Begriffe, nach der Erde hinabzusteigen, als ihr Vorhaben von Tuleng's Bruder Sumanti vereitelt wurde, der den Gipfel des Klabat [1]) abhieb; dieser Berg war nämlich in uralten Zeiten der Weg nach Kasendukan.

Enttäuscht kehrten sie nach ihrer Negorei zurück, gaben trotzdem ihren Mordplan nicht auf.

Da schärften sie Bambusstöcke, um den Tuleng damit zu stechen oder zu werfen. Wo immer er ging oder stand da stellten sie ihm nach.

Daher rührt es, dass zwischen dem Klabat und Lotta eine so grosse Menge Bambussträucher dieser Art wächst; denn viele der hinunter geworfenen Bambus bohrten in den Boden, schlugen Wurzel, und gediehen üppig.

---

[1]) Feu erberg in der Minahasa.

Der Affe und der Wĕris-Vogel. [1])

Ein Affe sagte einmal zu einem Wĕris: „Wohlan, lass mich dein Ungeziefer suchen", und zu gleicher Zeit ergriff er den armen Vogel, und riss ihm die Federn aus. Gelassen erlitt der Wĕris die grausame Qual.

Dazu bedrohte er den Wĕris noch mit dem Tode, und sagte: „Ich werde dich ins Meer werfen!"

„„Das ist gut"" antwortete der schlaue Wĕris, „so bin ich in meinem Elemente.""

„Wenn dem so ist, so werfe ich dich lieber in siedendes Wasser.'

„„Sehr gut, das ist mein gewöhnliches Badewasser.""

„Dann ins Feuer mit dir!"

„„Mir gut, so kann ich mich erwärmen.""

„So werde ich dich feinhauen."

„„Ganz recht, so werde ich vervielfacht.""

„So werfe ich dich in die Kanokano" (eine Grasart).

Da fing der Wĕris zu weinen an, und flehte: „„Ach! thue das nicht, dort muss ich ja vor Hunger sterben.""

Als dies der Affe hörte, warf er den Wĕris in das Kanokanogras.

Laut belachte nun der Wĕris den dummen Affen, denn jetzt war er wirklich in seinem Elemente.

So war denn jetzt der Wĕris gerettet; aber wegen des Verlustes seiner Federn war er dem Affe sehr böse, und sann auf Mittel, um sich gründlich zu rächen. Nach vielen Tagen waren ihm die Federn schon wieder angewachsen.

Als er eines Tages am Strande Nahrung suchte, so begegnete ihm sein alter Feind, der ihn aber nicht wieder erkannte.

„Wohlan, Freund" sprach der Wĕris zum Affen, „lasst uns zusammen Nahrung suchen."

---

[1]) Ein Vogel, der nicht fliegen, sondern nur flattern kann.

Der Affe war damit einverstanden.

So liefen sie den Strand entlang, und weil es gerade Ebbe war, so fiel ihnen reichliche Beute anheim. Da wurde der Wĕris eine grosse, halbgeöffnete Muschel gewahr. Sogleich rief er seinem Gefährten zu: ist das ein Fund! Komm mal hierher, dies ist hinreichend für uns beide; erwische nur das Essen mit deiner Pfote!"

Begierig steckte der Affe eine seiner Vorderpfoten in die Muschelschale; sogleich aber schloss sich dieselbe, und klemmte des Affen Pfote dermassen dass er, trotz aller Anstrengung, ihrer nicht mehr frei werden konnte. Der Affe schrie und stöhnte vor Schmerz; der Wĕris aber lachte und sang: „Wenn ich wäre gleichwie du, so würde ich nehmen einen Stein, und schlagen die Schale."

Der Affe schrie und wimmerte fort — bis die Flut kam und ihn verschlang.

Der Betrüger betrogen.

Der Wĕris besass ein Instrument, Kakantungan genannt, mit dem er sich öfters ergötzte.

Eines Tages hörte der Affe wie er dieses Instrument bespielte, und weil ihn die schönen Klänge entzückten, so bat er den Wĕris, ihm das Instrument auf einige Augenblicke zu leihen.

Anfangs war der Wĕris ungeneigt dieser Bitte zu willfahren, aus Furcht dass er das Instrument nicht zurückbekommen würde.

„Sei unbesorgt" sagte der Affe, „ich will nur einige Augenblicke das Instrument bespielen, sofort werde ich es dir zurückgeben."

So trat ihm der Wĕris den Kakantungan ab.

Um die Aufmerksamkeit des Wĕris abzulenken, spielte der Affe anfangs ruhig auf dem Instrumente; kaum aber konnte er die Gelegenheit benützen, so kletterte er schnell auf einen hohen Baum, auf den ihm der Wĕris nicht folgen konnte.

Auf einem Aste sitzend, fing er an das schöne Instrument zu bespielen, und unter dem Spielen sagte er zum Wĕris: „Dieser Kakantungan war nicht der meinige; ich habe ihn aber behende mir zu verschaffen gewusst."

Der Wĕris ärgerte sich sehr über diese kränkenden Worte, zumal weil er nicht im Stande war, den Dieb zu verfolgen.

Nach kurzerm Überlegen ging er nach einem Weiher, und beredete einen Krebs, dem Affen das Instrument zu rauben.

Während der Affe noch lustig mit Spielen fortfuhr, kroch der Krebs heimlich zum Baum hinauf.

Plötzlich wurde der Affe, der nur bloss den Wĕris ins Auge gefasst hatte, von dem Krebs angegriffen.

Vor Schrecken und Pein stiess er einen Schrei aus, stürzte hinunter mit dem Kopfe auf einen Stein, und starb.

So bekam der Betrüger seinen Lohn, und der Wĕris seinen schönen Kakantungan zurück.

Die geizige Witwe.

Eine reiche Witwe lebte ganz allein in ihrem Hause, sie hatte keine Kinder. Tagtäglich lebte sie zufrieden und enthaltsam. Sie aber kümmerte sich nicht um ihre Mitmenschen, noch leistete ihnen Hilfe, noch weniger irgend einem andern Geschöpfe.

In der Nähe ihres Hauses lebten eine Maus, ein dorniger Rotangbaum, ein Suweko-vogel [1]), ein Tausendfuss, ein Aal und ein Stein.

All die erwähnten Geschöpfe lebten gar kümmerlich. Öfters begegneten sie sich im Hause der reichen Witwe, um einige Nahrung von ihr zu erbetteln. Die reiche Witwe aber, die sehr geizig war, gab ihnen niemals etwas, und wenn sie es auch reichlich hatte. Alltäglich mussten die sechs Geschöpfe unbefriedigt davon ziehen, weil die Witwe so geizig war.

Schliesslich, als sie wieder einander in ihrem Hause begegneten, berieten sie sich, auf welche Weise sie zu töten sei.

Die Maus verordnete es also: „Heute Nacht, wenn die Witwe die Lampe ausgelöscht hat und in ihr Schlafgemach geht, um sich zur Ruhe zu legen, so werde ich mich auf das Wokablatt (Livistonia rotundifolia) in der Nähe ihrer Schlafstätte setzen. Du, dorniger Rotangbaum, lehne dich an die Wand in der unmittelbaren Nähe ihrer rechten Hand. Du, Suweko-vogel, setze dich auf die Asche des Feuerherdes. Du, Tausendfuss, krieche in die Öffnung der Kele [2]). Du, Aal, setze dich auf die zweit-oberste Stufe der Treppe, und du, Stein, auf den Boden am Fusse der Treppe."

---

[1]) Stelzvogel, kleiner als der Storch, der sich auf den Reisfeldern aufhält, zumal bei Rindern, denen er überall folgt, und manchmal sich auf den Rücken setzt.

[2]) Kele ist ein Bambusglied, mit gebogenem Handgriff, aus nämlichem Material, welches als Wassernapf verwendet wird.

All die Übrigen waren mit dieser Anordnung einverstanden, und thaten also.

Als am Abend sich die Witwe zur Ruhe gelegt hatte, fing die Maus an, durch Nagen an dem Woka-blatt, Geräusch zu machen, sodass die Witwe nicht einschlafen konnte.

Sie pochte an die Wand, um die Maus zu erschrecken oder zu verscheuchen, verletzte aber ihre Hand an den Dörnern des Rotangbaumes!

Da stand sie auf, ging zum Herde um Feuer zu suchen und die Lampe anzuzünden.

Der Suwekovogel aber fing an, mit den Flügeln zu schlagen, sodass die Asche aufflog und in ihre Augen drang.

Nun tappte sie umher, um den Wassernapf zu suchen und ihr Gesicht zu reinigen.

Als sie aber das Wasser über ihr Angesicht goss, stach sie der Tausendfuss.

Da sie nicht wusste was anzufangen, wollte die Witwe nach einem andern Hause gehen, und dort um Hilfe flehen.

Als sie die Treppe hinabgehen wollte, und ihr Fuss die zweite Stufe berührte, da tratt sie auf den glatten Aal; sie stürzte hinunter, und fiel mit dem Kopf auf den Stein am Fusse der Treppe. Also starb die Witwe.

[Diese Geschichte erzählen die alten Leute, wenn sie sehen oder hören, dass wohlhabende Menschen nur für sich selbst allein leben, und ihren Mitmenschen keine Liebe zeigen. Sie sagen: „Mancherlei Mühsal kann den Menschen während seines Lebens treffen, geringe, unerwartete Umstände können des Menschen Tod veranlassen!"]

Die arme Witwe und ihre zwei Kinder.

Eine arme Witwe hatte sich eine kleine Hütte erbaut, und die mit den Blättern der Sambiki [1]) gedeckt. Dies war ihre Wohnung und die ihrer zwei Söhne. Der ältere hiess Lakamalang, der jüngere Lakasian.

Die Witwe war sehr bedürftig; sie begab sich öfters unter die Häuser [2]) anderer Menschen, um die Fetzen welche sie da fand, zu sammeln. Die gesammelten Lumpen heftete sie an einander, und fertigte ihren Kindern Kleider daraus an. Sobald die Kinder Kleider bekommen hatten, sandte sie die Mutter zur Schule.

Nicht lange nachher aber, als sie etwas lesen und schreiben gelernt hatten, verliessen sie die Schule wieder, weil es sie dort nicht länger litt wegen des Hungers; denn sie assen niemals etwas andres als Früchte.

Nun traten sie in Dienst bei Prinz, einem mächtigen Jäger. Prinz nahm sie mit Vergnügen als Diener an.

Nach kurzer Zeit gingen die beiden mit Prinz auf die Jagd.

Den ganzen Tag durchquerten sie den Urwald, fingen aber nichts.

Als es zu dunkeln anfing sahen sie einen krähenden Hahn auf einem hohen Baum. Prinz schoss nach ihm, aber fehlte; denn der Hahn sass sehr hoch, und Prinz konnte nicht mehr scharf sehen, weil es fast völlig finster geworden war.

Daher übernachteten sie unter dem Baum.

---

[1]) Eine Pflanze die, wie die Melone und die Gurke, über den Boden an den Zäunen kriecht.. Das gelbe, trockene, mehlartige Fruchtfleisch wird als Zuthat häufig gegessen.

[2]) In der Minahasa, wie überhaupt im ganzen Indischen Archipel (Mittel- und Ost-Java und Bali ausgenommen) stehen die Häuser auf Pfählen oder Steinen über der Erde. Der untere Raum ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Schweine, Ziegen u. s. w. die auf den hinuntergeworfenen Abhub aasen.

Am folgenden Morgen feuerte Prinz wiederholt auf den Hahn, fehlte aber stets; darum kletterte Prinz in den Baum, und schoss, als eben der Hahn krähte. Plötzlich stürzte der Hahn herunter, und wurde von Lakamalang aufgerafft. Auf seinen Flügeln stand etwas geschrieben. Die beiden Knaben lasen die Schrift zuerst; sie lautete also: „Wer meinen Kopf isst wird König; wer mein Herz isst, erhält Segen."

Prinz, der auch lesen konnte, las es ebenfalls.

So kehrten sie nach ihrem Dorfe zurück, und kamen nach Hause.

Prinz legte sich zunächst zu schlafen, und sagte zu den zwei Brüdern: „Niemand darf mich erwecken, und wär's auch der König! durchaus Niemand!"

So geschah es denn auch, und als die Mahlzeit schon lange fertig war, erwachte Prinz noch immer nicht.

Lakasian sagte dann zu seinem Bruder: „Es wäre besser, Bruder! dass wir alles ässen! Iss du den Kopf, so wirst du König, ich esse das Herz, und bekomme Segen."

„„O nein, doch nicht,"" war die Antwort, „„damit wir nicht in Mühe geraten.""

„Das macht nichts aus, Bruder", sagte Lakasian wieder, „denn wir schaffen anderes Essen herbei."

Geschwind fing Lakasian eine Taube und bereitete sie auf ähnliche Weise wie den Kopf und das Herz des Hahnes.

Dann ass der ältere schnell den Kopf, und der jüngere das Herz des Hahnes.

Hiernach flohen sie weit von dem Orte, nach einem Dorfe, das sie nicht kannten.

Lakamalang sprach: „Lasst uns hier zuerst etwas rasten, Bruder, denn du bist gewiss ermüdet!"

Am Morgen, beim Erwachen, sahen sie drei silbergefüllte Säcke auf der Stelle wo Lakasian gelegen. Dies war sein Segen.

Und Lakamalang wurde König desselben Ortes.

Dann holten die zwei Söhne ihre arme Mutter, und sie zog ein in den prächtigen Palast ihres Sohnes, der König geworden war.

Der Affe und die Schildkröte. [1])

Ein Affe und eine Schildkröte waren Freunde, und verabredeten, einen Garten anzulegen, in den Pisangbäume (Bananen) gepflanzt werden sollten.

Dies geschah, und sie verteilten den Garten unter einander, damit jeder nach eignem Geschmack seinen Teil pflegen und sauber halten könne.

Tage und Monate vergingen, und die zwei Tiere gingen regelmässig jeden Morgen nach ihrem Garten.

Eines Morgens fragte der Affe seine Freundin: „Ei, Freundin, wie geht's deinen Bananen?"

Die Schildkröte antwortete: „„Die Bäume fangen schon an, gedeihlich heranzuwachsen, und Blätter zu bekommen.""

Dann fragte sie den Affen: „Und wie geht's den Bananen meines Freundes?""

Der Affe antwortete: „Die haben schon Sprösslinge."

Einen andern Tag fragte der Affe abermals: „Wie geht's deinen Bananen?"

Nun antwortete die Schildkröte: „Sie sind schon hoch, und haben schöne Blätter."

Als aber der Affe befragt wurde, so war seine Antwort: „Meine Bananen haben durchaus keine Blätter, nur Stamm und Blattstiele."

Der Affe ass nämlich jeden Tag die Blätter, sodass die Bananen allmählich hinzuwelken anfingen, und schliesslich starben.

Die Schildkröte aber verwaltete ihre Pflanzung gehörig, und harrte der Früchte.

So sehnten sich beide nach der Zeit, dass die Bananen Frucht tragen würden, fortwährend erkundigten sie sich nach der Lage der beiderseitigen Pflanzungen.

Der Affe sagte dann nur immer: „Es giebt nur wenig Blätter an den Stämmen."

---

[1]) Vgl. Bem. V.

Die Schildkröte antwortete: „Die meinigen tragen Früchte.""

Und als eines Tages der Affe sagen musste: „Meine Bäume sind gestorben", da konnte ihm die Schildkröte erwidern: „Meine Bananen sind schon reif.""

Da wurde der Affe sehr lüstern nach den Früchten seiner Freundin und sprach:

„Wenn meine Freundin nicht in die Bäume steigen kann, so macht das nichts aus, ich kann ausgezeichnet klettern."

Der Affe aber war ein sehr unartiges Tier. Als seine Freundin rief: „Gieb Bananen herunter" so warf der Affe nur stets die Schale der Bananen, und frass das Fleisch, sodass die Schildkröte gar nichts bekam.

Dies ärgerte die Schildkröte, und empörte sie; daher pflanzte sie „Sungga" (scharfe Bambusstöcke) in den Boden.

Als endlich der Affe heruntersteigen wollte, so rief ihm seine Freundin zu: „Steige nicht an jener Seite herab, denn da ist eine Schlucht, da liegen Schmutz und anderes Gerümpel; steige an dieser Seite herab."

Der Affe, der in ganz gehobener Stimmung war, weil er sich satt hatte essen können, kam herab, sein Bananengefüllter Bauch wurde durch die scharfen Spitzen der Sungga verwundet, sodass er starb.

So pflückte er die Frucht seiner eignen Thaten.

EINE MONGONDAUSCHE FABEL FÜGT NOCH FOLGENDES HINZU:

Die betrogene Schildkröte aber sann auf noch schrecklichere Rache.

Die Knochen des Affen wurden von ihr gesammelt, und zu Kalk gebrannt.

Mit dem Kalke setzte sie sich unter einen hohen Waringinbaum, auf dem sich viele Affen befanden.

„Was bringst du uns?" fragten die Affen.

„„Ein wenig Kalk, den ich gegen Pisang (Bananen) umtauschen will.""

Die Affen warfen ihr einige Bananen zu, und stiegen hinunter um den Kalk mit sich empor zu nehmen und sich daran gütlich zu thun.

Als sie das sah, sang die Schildkröte:

„Dort oben schmausen sie,
Die Knochen ihres eignen Geschlechts fressen sie auf."

Wütend stürzten sich die Affen auf die Schildkröte, und schleuderten sie in einen Weiher, um sie zu töten.

„Danke verbindlichst" rief sie ihnen zu „nirgendwo fühle ich mich bequemer als gerade im Wasser."

Nachdem sie sich beraten hatten riefen die Affen Kühe, Hirsche, Pferde und Schweine zur Hilfe, um den Weiher auszuleeren.

Alle fingen zu trinken an, und das Wasser sank erheblich.

Dann bat die Schildkröte die Krabben, ihr zur Hilfe zu kommen und den Bauch der Trinkenden aufzukratzen.

Als sich die Affen, nachdem der Weiher ganz trocken geworden war, auf die Schildkröte warfen, um sie auf immer zu strafen, da krallten die Krabben die Bäuche der trinkenden Tiere auf, und das Wasser floss aus den Wunden schnell wieder in den Weiher.

So wurde die Schildkröte gerettet, und die Affen ertranken.

Der Mopau [1]) und der Bobenga [2]).

Er was einmal ein Jäger, der ging nach dem Hain, um Schlingen zu legen.

Einige Tage später kam ein Vogel dahin, Mopau genannt. Als er den krummgebogenen Bobenga gewahr wurde, rief er: „Ei, warum bist du so gebogen? Warum so krumm? Gewiss bist du ein Bösewicht und hast jetzt deinen Lohn bekommen!"

Der Bobenga antwortete: „„o, Mopau, wirst du nimmer aufhören, mich zu verspotten? Ich kenne deinen Hochmut; achte aber darauf: wenn wir einmal zusammen ringen, so wirst du unter meinen Händen sterben!""

„Nur nicht zu trotzig, Krummer! Denn du kannst dich ja sogar nicht von deinem Platze regen; dein ganzer Körper ist elend, wie würdest du mir widerstehen können? Stehe mal auf, wenn du kannst; gehen kannst du durchaus nicht! Halte dich nur ruhig, und schwatze nicht so viel!"

„„Wohlan"" antwortete der Bobenga, „„und wenn ich auch so krumm bin, wie du denkst, mir ist es noch fraglich, ob du dich aus meinen Händen losringen würdest. Komme nur etwas näher, so wirst du meine Kraft kennen lernen.""

„Das möchte ich 'mal sehen" sagte der Mopau.

Sodann kam der Mopau näher, und trad in die Litze der Schlinge.

Dadurch streckte sich der Bobenga, und der Mopau war in der Schlinge gefangen.

„Verzeihung" schrie er nun, „Verzeihung, lass mich los, o Krummer, o, ich sterbe!"

Der Bobenga aber antwortete: „„Nein, was hast du jetzt noch einzuwenden, du Schwätzer? Du wirst ein Leckerbissen

---

[1]) Vogel von Mittelgrösse und mit schönfarbigen Federn.

[2]) Elastischer Stock, an dem die Litze einer Vogelschlinge befestigt ist.

werden für meinen Herrn. Alltäglich hast du nichts weiteres gethan als mich „Krummer" schimpfen, nun wirst du es einmal erfahren dass ich keineswegs ein Krummer bin! Nein, schweige doch nur, ich gebe dich doch nicht frei, ich freue mich schon darauf, dass mein Herr bald kommen wird, um dich zu ergreifen und zu essen.

Der Mopau stöhnte: „Ach.... ich.... ster.... be...." und war nicht mehr.

Nach kurzer Weile kam der Besitzer der Schlinge, und nahm den gefangenen Vogel daraus.

Geschichte von unsrer Stammmutter Lumimuut.

Weich und schlämmig war noch die Erde, als aus derselben zwei Weiber hervorkamen; eine war schon alt, ihre Gefährtin aber war noch jung. Die ältere war eine Walian (Schamane), Karĕmah genannt, ihre Gefährtin hiess Lumimuut.

Karĕmah hiess Lumimuut gegenüber dem Winde stehen, und sie rief den Wind, um gegen Lumimuut zu blasen, damit sie schwanger würde.

Und Lumimuut stellte sich gegen den Südwind, und gegen den Ostwind, und gegen den Nordwind.... aber sie wurde nicht schwanger.

Dann endlich stellte sie sich gen Westen, und da wurde sie wirklich schwanger, und nach Tagen und Nächten bekam sie einen Sohn, den sie Toar nannte.

Als Toar ein Jüngling geworden war, sagte Karĕmah zu Lumimuut und Toar: „Wendet einander den Rücken zu, und geht ringsum die Erde; gehe du, Toar, zur rechten, und du, Lumimuut, zur linken Seite."

Dann nahm Karĕmah zwei Stäbe, die gleich lang waren; und gab Toar einen, und Lumimuut einen: Toar gab sie ein Kano-kano-Rohr, und Lumimuut einen grossen Durianstengel, und sprach: „Wenn du hinweggegangen bist, Toar, so sei meiner Worte eingedenk: wenn du einer Frau begegnest, so untersuche ob ihr Stab gleich lang sei wie der deinige; ist dies der Fall, so ist's Lumimuut; ist's nicht so, so ist's eine andere Frau: und die sollst du dich zur Gattin nehmen."

Desgleichen sprach auch Karĕmah zu Lumimuut.

Und Toar und Lumimuut wandten einander den Rücken zu, und gingen rings um die Erde herum.

Als sie lange gegangen waren, so begegneten sie einander am Ende der Erde. Toar sagte: „Du schaust aus wie meine Mutter; lasst uns unsre Stäbe vergleichen!"

Und als sie dieselben verglichen so stellte es sich heraus, dass ihre Stäbe nicht gleich gross waren; der Stab der Frau war der längere. Da sagte Toar: „Du bist doch nicht meine Mutter; ich nehme dich zur Frau." Und sie vermählten sich.

Nach Verlauf von Tagen und Nächten bekamen sie Kinder: zweimal neun, dreimal sieben, neunmal drei.

Ihre Nachkommen zerstreuten sich über die Erde, bis zu unsrem Lande.

X. AUS DER HOLONTALO- UND DER TOMINISPRACHE.

Holontalo (holländisch Gorontalo) und Tomini sind die Namen von zwei Städten der Abteilung Gorontalo an dem Golf von Tomini, der vom Molukken-See aus weit in den nördlichen Teil der Insel Celebes vordringt. Die Holontalosprache (mit der die Mundart der Landschaft Tomini nahe verwandt ist), erstreckt auch über die Grenzen des ehemaligen eingebornen Reiches Gorontalo hinaus ihre Herrschaft, und mag von über 100.000 Menschen gesprochen werden. Obwohl dieselbe sprachlich und grammatisch nicht so reich entwickelt ist wie ihre Verwandten der Minahasa und der Sangir-gruppe, so liegt in ihr noch immerhin „ein reich gegliedertes Schema zur Bildung verbaler und nominaler Wortformen" (Dr. W. Joest) vor. Während also in dieser Hinsicht das Holontalo den Übergang bildet zwischen den philippinischen Mundarten von Sangir mit der Minahasa und den Sprachen von Süd-Celebes (Buginesisch und Makassarisch), stehen letztere, als halb-vokalische, wiederum in der Mitte zwischen dem vokalischen Holontalo und den konsonantischen philippinischen Sprachen.

Die Holontalosprache hat keine geschriebene Litteratur; besitzt aber eine Menge von Volkserzählungen und Volksliedern. Die Erzählungen, Pilu genannt, werden von den älteren Menschen als ihr besonderes Besitztum angesehen; junge Leute werden sich nicht erkühnen, dieselben je in ihrem Kreise vorzutragen: dies darf nur von älteren Männern und Frauen, und zwar bei besonderen Gelegenheiten geschehen.

Ein kurze Grammatik der Holontalosprache ist von einem Deutschen (Dr. W. Joest. Zur Holontalo-Sprache. Berlin 1883) veröffentlicht worden; von der Tominisprache sind Verfasser keine eingehenden grammatischen Darstellungen bekannt.

Lohidu (Liebeslied).

Weder hier noch an andren Orten findet man deines Gleichen.
Den Duft deines Körpers auf meinem Kleide werde ich niemals weg-
waschen lassen.
Sende mir von deinen Haaren, mit denen du auch meine Kleider
geheftet hast.
Meine Thränen strömen, wenn ich deiner guten Gemütsart gedenke;
Eher würde das Wasser des Flusses zu seinen Quellen zurückfliessen,
als dass mein Herz ruhig werden würde.
Was bedeutet Schönheit? Besser ist, einen guten Namen besitzen.
An jedem Vorgebirge vergiesse ich deinetwegen Thränen.
Lasst uns zusammen beten dass wir niemals getrennt werden mögen.
Ich liebe nicht Reichtümer sondern nur die Worte deines Mundes;
Den Sternen am Himmel gleichen deine Zähne;
Eher würde ich die Sandkörner zählen, als dass ich dich, o Geliebte
vergessen könnte.
Wenn ich der Liebkosungen eingedenk werde, so wird mein Kissen
von Thränen nass.
Überlege zuvor, welche deine Antwort sein wird;
Was bedeutet Geld? Besser ist, die Wahrheit sprechen.
Du, Geliebte, bist mein Augapfel, heiss sehne ich mich nach dir.
Bemühe dich doch nicht es zu verbergen, ein Jeglicher spricht schon davon.

Tiboto (Arbeitsgesang). [1]

Ich werde aufstehen. . . . . . uwayoh!
Meinen Körper aufheben . . . . „
Aufstehen um zu ergreifen . . . „
Mich aufheben um zu berühren . „
Den Rotang festhalten . . . . . „
Den roten Rotang berühren. . . „
Den gespalteten Rotang . . . . „

[1]) Bei schwerer Arbeit werden die Tiboto von einem der Arbeiter ex-tempore angestimmt; nach jeder Zeile fallen die übrigen mit dem Worte „uwayoh" ein.

Der um hohe Bäume sich schlingt . . . . uwayoh!
Umwickelt mit starken Lianen . . . . „
Die Blätter fallen ab . . . . „
Die Dörner lassen los. . . . . „
Sie fallen und verursachen Jucken . . . . „
Sie lassen los um zu stechen . . . . „
Um die Arme jucken zu machen . . . . „
In den Waden stecken zu bleiben . . . . „
Das Holz ist geschleppt. . . . . „
Wird dorthin geschleift . . . . „
Geschleppt über die Ebene . . . . „
Geschleift über den Land . . . . „
Auf der Ebene, dem guten Weg . . . . „
Über den Sand des Flusses . . . . „
Die Ebene, den Ort auf dem gegangen wird . . . „
Des Flusses, der Stelle wo gebadet wird . . . . „
Es wird gebracht um zu baden . . . . „
Um gereinigt zu werden . . . . „
Es bekommt ein Kissen, um darauf zu ruhen. . . „
Im schmutzigen Wasser . . . . „
An der Stelle, wo die Wogen brechen . . . . . „
Es wird hinabgetrieben und unter Wasser getaucht „
Es wird gleichzeitig mit der Axt gebadet . . . . „
Ein hölzernes Kissen wird darunter gelegt . . . „

Die goldenen Armbänder.

Ein gewisser Olongia (Häuptling) hiess eines Tages einen Goldschmied zwei goldene Armbänder anfertigen. Das zu verarbeitende Gold wurde von ihm abgewogen und dem Schmiede eingehändigt. Der letztere nahm das Stück Gold mit sich nach seiner Wohnung.

Nach Hause gekommen, spaltete er das Gold und sah drinnen einen Stein. Als er auch diesen gespaltet hatte, so fand er eine kleine Schlange, die in der Mitte des Steines lebte.

Der Goldschmied war ganz erstaunt dass eine Schlange in der Mitte eines Steines, ohne irgendwelche Nahrung, leben konnte; und dass dieser Stein von Gold umgeben war. Als er alles genau beobachtet hatte nahm er das Gold, den Stein und die Schlange und brachte sämtliche Gegenstände dem Olongia zurück.

Beim Olongia eingetroffen erzählte er ihm die ganze Geschichte. Anfangs lachte der Olongia darüber; schliesslich aber geriet er in Zorn und sprach zum Schmiede: „Ich glaube dir nicht; niemals habe ich gehört oder gesehen dass eine Schlange in einem Stein gefunden wurde. Es darf dem Gewichte des Goldes nicht das Geringste fehlen! Ich kenne die Gewohnheit der Goldschmiede und kann ihren Worten kein Vertrauen schenken."

Der Goldschmied bat dann um Erlaubnis heimwärts kehren zu dürfen.

In seiner Wohnung füllte er das fehlende Gold aus, und ging an die Arbeit.

Als die Armbänder fertig waren, brachte er sie schleunigst zum Olongia.

Nachdem er aber von dessen Wohnung zurückgekehrt war, schwur er einen teuren Eid, er wolle nimmermehr Gold bearbeiten; er raffte alle seine Werkzeuge zusammen, lud sie in einen Bolotu (ausgehöhlten Baumstamm) und gab diesen den Meereswellen preis.

Heimgekehrt, begab er sich sofort in ein abgesondertes Gemach, und verweilte dort geraume Weile, um über die Ereignisse nachzusinnen. Dazu betete er täglich, wollte sogar kein Wort mehr sprechen und verzichtete auf alle Speisen.

Der Goldschmied nun hatte einen noch jugendlichen Sohn.

Als er drei Tage gebetet hatte, so hörte er nachts eine Stimme, die sprach also: „Unter dem Hause, im Boden, liegen drei goldgefüllte Tampajan (Krüge); gehe, und grabe dieselben aus."

Zufallsweise waren eben drei Diebe in der Nähe des Hauses; sie hörten auch die Stimme und fingen zu graben an. Und thatsächlich fanden sie die drei Tampajan, aber nicht mit Gold, sondern mit Schlangen gefüllt. Da machten sie sich aus dem Staube, und beschimpften den Goldschmied.

Am folgenden Morgen, als des Goldschmiedes Sohn aufgestanden und unter das Haus gegangen war, sah er drei Tampajan, mit Gold gefüllt, in der Erde stehen.

Sogleich teilte er es seinem Vater mit, der ihm antwortete: „Du kannst damit nach Wohlgefallen verfahren."

Der Goldschmied versenkte sich wieder in das Gebet, und der Sohn brachte all das Gold hinauf ins Haus.

Einige Monate nachher sagte der Sohn zum Vater: „Ich bitte dich um Erlaubnis aussegeln zu dürfen und in fremden Ländern Handel zu treiben."

Der Vater antwortete: „Thue, wie es dir gefällt."

Also machte sich der Sohn des Goldschmiedes auf den Weg um einen Prau zu suchen, nahm einen der goldgefüllten Tampajan, und kaufte sich dafür abgehülsten und noch nicht abgehülsten Reis, mit dem er sein Boot belud; auch andere Handelsware fügte er noch hinzu.

Als alles fertig war, ging er zu seinem Vater, und sprach: „Vater, alles ist zur Reise bereit, der Prau sowie die Ladung."

Der Vater antwortete, es sei gut, und sonderte sich abermals ab zum Gebete.

Als der Jüngling im Begriffe war, das Boot vom Ufer zu lösen, sagte der Vater zu ihm: „Es ist ganz recht dass du Handeltreiben willst; nur gebe ich dir einen Rat, den du nimmer vergessen und stets in deinem Herzen aufbewahren sollst. Wenn du einem, der im Unglück ist, begegnest, so

leiste ihm Hilfe; betrage dich auf ähnliche Weise denen gegenüber, die belästigt werden wegen des Nichtbezahlens ihrer Schulden; und gedenke auch derjenigen, die ohne Totentuch bestattet werden."

Als dies der Sohn gehört hatte, so reiste er ab.

Einige Zeit nachher kam er in ein fremdes Land. Es war hier Sitte, wenn einer verschuldet starb und keine Besitztümer hinterliess, so wurde der Leichnam unbeerdigt gelassen, oder in den Fluss geworfen. Derjenige aber, der den Leichnam beerdigte, sprach dadurch aus, dass er es übernehme, die Schuld zu bezahlen.

An diesem Orte sah er einen Leichnam den Fluss hinabschwimmen; den hiess er aus den Wasser aufziehen, mit Totentuch bekleiden und weiter beerdigen.

Als das Leichenbegängnis stattgefunden hatte kamen die Gläubiger des Gestorbenen zu ihm, und sagten: „Anakoda (Schiffskapitän), warum haben Sie den Körper beerdigen lassen? Es darf in diesem Lande Niemand begraben werden, wenn er nicht vor seinem Tode all seine Schulden bezahlt hat."

Der Sohn des Goldschmiedes sprach: „„Ich habe keinen andern Grund für meine That, als dass ich meinen Mitmenschen Hilfe verleihen wollte." "

Und die Gläubiger bestanden dringend darauf, dass er ihnen die Schulden bezahlen möchte. Und der Sohn des Goldschmiedes bewilligte ihre Forderung.

Fünf Tage später fand er zwei Menschen, zankend über die Schuld des einen. Und abermals bezahlte er das Verschuldete.

Jedesmal wenn ihm etwas zu Ohren kam von Leuten, die sich wegen Schuld unter einander zankten, oder die in bedrängter Lage waren, so bezahlte er die Schulden oder schenkte den Leuten Geld, Kleider oder Speisen.

Als er seine Ladung verkauft hatte, kehrte er nach seinem Wohnsitze wieder.

Bei seinem Vater angekommen teilte er diesem all seine Erlebnisse mit. Und der Vater freute sich sehr und dankte dem allerhöchsten Herrn.

Drei Monate später bat der Sohn des Goldschmiedes seinen Vater abermals um die Bewilligung zu seinem Vorhaben, wieder zum Handeltreiben hinaus zu gehen.

Als er einen Tampajan mit Gold genommen hatte sagte der Vater: „Mein Sohn, vergiss nicht meine Mahnungen und Ratgebungen!"

Also verreiste der Sohn wieder nach einem andern Orte, wo er niemals zuvor gewesen war.

Als er am Ufer angekommen war, so sah er viele Leute auf dem Wege versammelt, die ein fürchterliches Getöse machten; auch waren da Leute mit gezogenen Krissen. Daher erkundigte er sich, was doch die Sache sei.

Einer der Umherstehenden antwortete: „Eine Person adligen Blutes ist gestorben; seine Verwandten wollen ihn auf die übliche Weise beerdigen, wollen aber den Gläubigern seine Schulden nicht bezahlen, weil diese gar viel sind."

Der Sohn des Goldschmiedes machte sich dann auf den Weg zu den Gläubigern, und versprach ihnen, die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen; dann befahl er, den Leichnam zu begraben, und erfüllte sein Versprechen.

Nach zehn Tage hörte er wieder von einem der verschuldet gestorben war, und bezahlte, infolge der Landessitten, dessen Schulden.

Während seines Aufenthalts an diesem Orte fuhr er fort, Leuten zu helfen, ihre Schulden zu bezahlen, und allen sich in Not Befindenden Geld und Kleider zu schenken.

Eines gewissen Tages hörte der Olongia jenes Landes von den Handlungen des Goldschmiedsohnes und beschied ihn zu sich.

Also begab er sich zum Olongia, und als ihm der Zutritt gestattet worden war, wurde er vom Olongia mit Wohlwollen und Freundlichkeit empfangen, weil sich auch der Olongia gerade in traurigen Umständen befand wegen des Verlustes seiner Tochter.

Als sich der Anakoda gesetzt hatte, sprach der Olongia: „Fürwahr, es ist gut und recht, den Betrübten und Dürftigen zu helfen. Auch ich befinde mich jetzt in sehr grosse Betrübnis, und flehe dich um Hilfe an. Mein Töchterchen ist verschwunden, von Seeräubern gefangen, oder durch den Strom fortgerissen. Dieser Unfall geschah als ich, meine Gemahlin und Kinder und viele Leute eines Tages mit zwanzig Schiffen zu einer Lustfahrt auf das Meer hinausgezogen waren. Meine Tochter war in einem Prau allein, ebenfalls ihr Geliebter.

Zusammen fortsegelnd wollten wir ein Fest feiern auf den Inseln; dort assen und tranken wir unter dem Klange vieler Musikinstrumente.

Während unser Heimkehr wurden wir zwischen den Inseln und dem Festlande durch einen Gewittersturm überrascht; ein heftiger Wind peitschte die Wogen, und der Regen strömte aus den Wolken.

Als wir die Mündung des Flusses erreicht hatten, so erfuhren wir dass das Boot der Fürstentochter nicht mehr anwesend war.

Schon ist es drei Monate her, seitdem ich in bitteren Schmerzen bin; ich bitte dich darum um Hilfe, damit du andern Ortes auf Kundschaft ausgehen mögest. Wenn du meine Tochter irgendwo antreffen wirst, so kaufe sie los, und bringe sie wieder hierher zu mir. Nur weiss ich nicht, womit ich dein Wohlwollen zu belohnen vermag."

Der Anakoda versprach dem Olongia seine Hilfe, und verabschiedete sich.

Die Fürstentochter, nachdem ihr Boot von den übrigen abgetrieben war, war mit allen ihren Schätzen von Seeräubern gefangen genommen worden.

Als der Anakoda ausgesegelt war, und eine Nacht und einen Tag auf dem Meere verbracht hatte, begegneten ihm einige Seeräuberschiffe. Sobald die Mangindano [1]) das Schiff des Anakoda erspäht hatten, so hielten sie darauf an. Der Anakoda aber liess seine Segel herunterziehen; er breitete Matratzen aus, und bekleidete dieselben mit rotem, gelbem und grünem Tuch und mit Seide. Zugleich liess er Gebäck, Kaffee, Thee, weissen Zucker und mancherlei Speisen bereiten.

Die Mangindano machten inzwischen ihre Waffen fertig, luden ihre Kanonen und Gewehre.

Näher gekommen, sahen sie dass der Anakoda nur Speisen und Getränke, Leinwand, und Geld hatte fertig machen lassen; daher räumten sie ihre Waffen wieder auf.

Dann sprach der Anakoda zu den Mangindano: „Wenn meine Freunde keinen Hass gegen mich hegen, so bitte ich sie mit aller Bequemlichkeit in mein Schiff zu kommen."

---

[1]) Philippinische Seeräuber.

Die Seeräuber ruderten ihr Boot näher, und stiegen an Bord beim Anakoda.

Nachdem sie sich gesetzt und gegessen und getrunken hatten, liess der Anakoda Kleider und Leinwand und ungekochte Speise vorbringen; diese schenkte er den Häuptlingen der Mangindano und ihren Untergeordneten.

Als sie mit so kostspieligen Geschenken erfreut worden waren, sagten die Häuptlinge unter einander: „Was werden wir dem Anakoda geben können um seine Güte zu vergelten? Gold, Leinwand und Geld besitzt er schon; glücklicherweise giebt's noch etwas, das wir ihm zum Geschenke anbieten können."

Und einer der Häuptlinge sprach zum Anakoda: „Anakoda! wir haben eine schöne Jungfrau, die Tochter eines Olongia, die wir in der Mitte des Meeres schwimmend angetroffen haben; wenn es Ihnen gefällt, wollen wir sie Ihnen zum Geschenke anbieten; denn wir besitzen nichts weiteres, um Ihre Mildthätigkeit zu belohnen."

Als der Sohn des Goldschmiedes die Fürstentochter empfangen hatte, lösten die Mangindano ihre Boote von seinem Schiffe ab; und der Anakoda segelte heimwärts, gänzlich den Auftrag des Olongia vergessend.

In seine Negorei (Stadt) zurückgekehrt benachrichtete er seinen Vater von seinen Schicksalen, und brachte ihm die ihm geschenkte Fürstentochter.

Als sie sein Vater sah, so sprach er: „Bewache diese Jungfrau, nimm sie dir zur Schwester; denn sie ist von vornehmer Geburt; vielleicht wird sie noch einmal die Veranlassung zu deinem künftigem Glücke, denn ihr Vater ist ein Olongia."

Also liess er ihr ein grosses Haus erbauen, und liess viele Sklavinnen darin wohnen um sie zu bewachen und zu pflegen; und er gab ihnen die Werkzeuge um Frauenkleider und Frauenschmuck anzufertigen. Und jeden Abend kam er, der Fürstentochter einen Besuch abzustatten.

Nachdem der Sohn des Goldschmiedes etwa einen Monat in seiner Negorei verweilt hatte, bat er aufs neue seinen Vater um Erlaubnis auszusegeln.

Sein Vater antwortete ihm, er möchte seine Wünsche nur befolgen.

Auch ging er zu der von ihm als Schwester angenommenen Fürstentochter, und bat sie ebenfalls um ihre Einwilligung.

Die Fürstentochter antwortete: „Wenn mir mein Bruder eine Gnade bezeigen will, so kaufe er mir Seidengarn von verschiedenen Farben."

Also reiste der Sohn des Goldschmiedes mit seinem Schiffe ab.

Nach kurzer Weile kam er schon wieder, und bot das von ihm gekaufte Seidengarn der Fürstentochter an. Diese verwendete es zur Anfertigung von Badju (Jacken), Hosen, und Sarong (Unterleibskleider). Auf ein jedes von diesen Gegenständen stickte sie ihren Namen und die Namen ihrer Eltern.

Diesmal dauerte es zwei Monate, bevor der Sohn des Goldschmiedes aufs neue hinausfuhr; und abermals gab ihm der Vater die nämlichen Mahnungen auf seine Reise mit. Auch diesmal nam er wieder einen goldgefüllten Tampajan, mitsamt den von der Fürstentochter angefertigten Kleidungstücken mit sich.

Nach längerer Zeit kam der Sohn ins Land des Olongia, dessen Tochter ihm von den Mangindano geschenkt worden war, und der ihm den vornerwähnten Auftrag gegeben hatte.

Als er da eingetroffen war, liess er seine Handelsware dem Olongia feilbieten.

Der Olongia sah auf mehreren Kleidungstücken seinen Namen und den seiner Gemahlin und Tochter eingestickt; und bei der Erinnerung an ihr verlorenes Kind weinten Mann und Frau bitterlich.

Der Olongia beschied darauf den Anakoda zu sich, und fragte ihn: „Anakoda, wer hat die Kleider angefertigt?"

Der Anakoda antwortete: „„Meine Schwester!""

Der Olongia fragte weiter: „Deine eigene oder eine angenommene Schwester?"

Der Anakoda erwiderte ihm: „„Olongia, ich fürchte eine Lüge zu sprechen, durch die Angabe dass sie meine Schwester sei; sie ist mir von den Mangindano geschenkt worden.""

Da sagte der Olongia: „Anakoda, so ist sie unsre langersehnte Tochter, die von den Mangindano mitgeführt worden war."

Und der Olongia befahl ihrem Verlobten, hinaus zu gehen um seine Geliebte zurückzuholen.

Der Anakoda aber sprach: „„Wenn ich nicht mitgehe, so wird sie gewiss nicht hierher kommen wollen; es sei mir gestattet, sie zu holen.""

Der Olongia war damit einverstanden, und der Anakoda reiste mit den Bobato (Reichsgrossen) und mit dem Bräutigam der Fürstentochter ab nach ihrem Wohnorte, um sie zu holen.

Bei der Ankunft in seiner Negorei ging der Anakoda zunächst zu seinem Vater, den er benachrichtigte, dass er von dem Olongia gesandt worden sei, dessen [illegible]n Tochter, die er von den Mangindano geschenkt bekommen hatte, [illegible] zum Vater zurückzuführen; auch ihr Bräutigam sei mitgekommen.

Der Goldschmied sagte: „Es ist gut, gehe du selbst um sie zu begleiten, damit unterwegs nichts passiert.“

Also ging der Sohn des Goldschmiedes nach dem Hause seiner angenommenen Schwester und sprach zu ihr: „Schwester, es sind Schiffe und Bobato angekommen, mitsamt deinem Bräutigam; all diese sind von deinem Vater abgesandt, um dich abzuholen.“

Die Fürstentochter antwortete: „„Es ist gut, aber wenn mein Bruder nicht mitgeht, so will ich nicht abreisen.““

Und von ihrem Bräutigam redend, sprach sie: „„Das unverschämte Schweinskind, lass ihn fortgehen, verscheuche ihn wie einen Hund.““

Weiter sagte sie: „„Wenn du, mein Bruder, mitgehst, so will ich abreisen; allein, die Reise will ich nur in deinem Schiffe und in keinem andern thun.““

Und als sie ihren Bräutigam sah, schauderte ihr vor ihm, und sie wurde zornig und schimpfte ihn ein Schweinskind.

Am Ende reiste sie ab in dem Schiffe des Anakoda, in welches sich auch ihr Bräutigam gesetzt hatte.

Unfern des Ufers wurde das Schiff unerwartet von einem heftigen Gewitter überfallen; der Wind gewann immermehr an Gewalt, finster wurde der Himmel, die sturmgepeitschten Wogen schleuderten das Schiff hin und her.

Dann stieg des Goldschmiedes Sohn in den Mast, um auszuschauen. Der Bräutigam der Fürstentochter kletterte ihm nach, und stiess ihn aus dem Maste ins Meer.

Als die Fürstentochter etwas ins Meer plumpen hörte, schrie sie nach oben: „Was für ein Plumpen höre ich?“

Der Bräutigam antwortete: „„Es ist nichts.““

Darauf rief die Fürstentochter wieder: „Mein Bruder, hüte

doch deinen Körper, damit nicht das Schweinskind dich ins Meer stosse!"

Der ins Meer gestürzte Anakoda schwamm nach dem Ufer einer Insel, und stieg ans Land. Als er dort eine Nacht verbracht hatte, kamen zwei Leute um Fische zu fangen. Er bat sie und sprach: „Brüder, helft mir doch und bringt mich nach meinem Boot zurück."

Sie aber verweigerten es ihm.

Er aber bestand dringend darauf, dass sie ihn auf ihr Schiff aufnehmen möchten.

Schliesslich näherten sie ihm doch, und sagten: „„Falls du verspricht, alles was du in dieser Welt je bekommen wirst, mit uns zu teilen, so werden wir dir helfen.""

Der Anakoda nahm diesen Vorschlag an, und wurde demzufolge von ihnen nach seinem eignen Schiffe gebracht. Und, wunderbar! das Schiff war, seitdem er vom Maste gefallen, weder vorwärts noch rückwärts gegangen, lag noch wie vor Anker an derselben Stelle.

Sobald aber der Anakoda an Bord gekommen war, ging es wieder vorwärts; die beiden Fischerleute aber waren seinen Augen entschwunden.

Als die Fürstentochter wieder die Stimme des Anakoda vernahm, so fragte sie: „Bruder, bist du nicht soeben ins Meer gestürzt."

Der Anakoda antwortete: „„Nein, es war nur ein Stück Holz.""

Als sie noch geraume Zeit gefahren hatten kamen sie an die Residenz des Vaters der Prinzessin.

Der Anakoda liess den Anker fallen, und drei Kanonenschüsse abfeuern.

Als dies der Olongia und die Bobato gehört hatten, so kamen sie mit einer Unzahl Diener, um die Fürstentochter mittels eines Tragsessels mit grosser Feierlichkeit und bei dem Klang der Musikinstrumente, abzuholen.

Im Begriffe den Tragsessel zu besteigen rief sie dem Anakoda zu, mit ihr sich in denselben zu setzen.

Der Anakoda aber verweigerte es, weil er sich fürchtete, der Fluch der Urahnen möchte ihn treffen, weil es ihm, einem Mann von geringer Geburt, verwehrt war, einen Teil der einem Olongia gebührenden Ehrenbezeigungen zu beanspruchen.

Die Fürstentochter aber sagte zu ihm: „Wenn du, mein Bruder, nicht neben mir auf dem Tragsessel sitzen willst, so will ich nicht zu meinem Vater gehen, sondern zu deiner Negorei zurückkehren."

Die Reichsgrossen und Diener, dies hörend, baten den Anakoda, er möchte doch den Worten der Fürstentochter Gehör leisten, und mit ihr sich in den Tragstuhl setzen, damit doch endlich sich der Aufzug in Bewegung setzen könne; keinesfalls habe er sich vor irgendwelcher Strafe zu fürchten.

Notgezwungen stieg der Anakoda auf den Tragstuhl, und wurde mit der Fürstentochter getragen, während der Bräutigam zu Fuss folgte.

Als sie vor den Olongia gekommen waren, umarmte und küsste dieser seine Tochter; er weinte mit ihrer Mutter, weil die so lange entbehrte Tochter heiler Haut zurückgekehrt war.

Einige Tage nachher beriefen der Olongia und die Bobato eine grosse Versammlung, zu der auch alle Ältesten beschieden wurden.

Der Olongia sprach zu den Bobato: „Wohlan, lasst uns jetzt etwas suchen, um das Wohlwollen des Anakoda zu belohnen. Mit biederem Herzen hat er mir geholfen."

Da berieten sie sich längere Zeit darüber, konnten aber nicht zu einem Entschluss kommen.

Die Fürstentochter sprach schliesslich zu ihrem Vater: „Das Wohlwollen meines Bruders ist nicht zu belohnen. So lange ich mit ihm war, hat er mich als eine Schwester anerkannt, und seine Liebenswürdigkeiten mir gegenüber vermannigfaltigt. Für mich hat er golddurchwobene Kleider anfertigen lassen. Meiner Meinung nach giebt es nichts anderes, um ihn zu belohnen als meinen eignen Leib; nur dies kann seinem Wohlwollen und seiner Liebe dem Werte nach gleich sein. Ich werde seine Frau werden, und als Gattin ihm seine Güte lohnen. Und was meinen Bräutigam angeht, ich bitte, dass er zu Tode gebracht werden möge, denn er fürchtet sich vor dem Tode und kennt keine Scham. Wenn er ein Menschenkind ist, warum hat er nicht nach mir gesucht? An meinem Glücke wollte er teilnehmen, in das Unglück folgte er mir nicht. Auch hat er meinen Bruder ins Meer geworfen, weil er ihn sterben zu sehen wünschte. Wäre er ein guter Mensch, so

würde er auch den Anakoda mit Wohlthaten belohnt haben. Wäre der Anakoda nicht da gewesen, so wäre ich nicht zurückgekehrt, und mein Bräutigam vergalt ihn mit Bösem. Dies ist der Grund, aus welchem ich bitte, er möge sogleich zum Tode verurteilt werden."

Und der Olongia und die Bobato erliessen sofort den Befehl, den Bräutigam zu Tode zu bringen. Auch gewährten sie ihr das weitere ihrer Bitte, indem sie zum Anakoda sagten: „Dir, o Anakoda schenken wir unsre Tochter zur Gattin als Belohnung für dein Wohlwollen, und wenn du mit ihr vermählt sein wirst, so werden wir dir die Olongia-Würde anbieten."

Als der Anakoda die Worte des Olongia gehört hatte, so sprach er: „All Ihre Worte sind mir genau verständlich; ich bitte aber nur um eine kurze Frist, damit ich diese Nachricht meinem Vater bringe, und ihn herbeihole."

Diese Bitte wurde ihm von dem Olongia und den Bobato gewährt, und der Sohn des Goldschmiedes reiste wieder ab.

Als er bei seinem Vater angekommen war, benachrichtete er diesen über seine Erlebnisse, und die Worte des Olongia und der Bobato, dass er der Fürstentochter Gemahl, und nachher Olongia jenes Landes werden würde.

Der Vater antwortete: „Es geschehe nach deinem Wohlgefallen."

Nach kurzem Aufenthalt verliess er seinen Wohnsitz, und nahm seinen Vater mit sich. Im Lande des alten Olongia angekommen, vermählte er sich mit dessen Tochter.

Bald wurde ihm die Oberherrschaft anvertraut, und er regierte lange Jahre.

Und nachdem ihm seine Frau ein Kind geboren hatte, kamen eines Tages zwei Leute dem Olongia einen Besuch abzustatten.

Er fragte sie, was der Zweck ihres Besuches sei. Und sie antworteten: „Jetzt sind wir gekommen, um Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Wir sind eben die Leute, welchen Sie auf der Insel die Hälfte Ihrer Errungenschaften versprochen haben. Nun sind Sie Olongia geworden; ohne unsre damalige Hilfe wäre es um Sie geschehen gewesen, und würden Sie nicht als Olongia herrschen."

Der Olongia antwortete: „Ihr habt ganz recht; aber seit ihr mich von der Insel mitgeführt habt, ist mir nur ein Kind geboren worden; also, lasst uns dies unter einander teilen."

Und der Olongia zog sein Schwert, nahm sein Kind und spaltete es in zwei Teile, indem er sagte: „Sehet da alles was ich bis jetzt bekommen habe."

Und als dies geschehen war, so waren auch plötzlich die beiden Leute verschwunden.

Die Geschichte von der Prinzessin Alu [1]).

Als die Prinzessin Alu das heiratsfähige Alter erreicht hatte, sprach sie eines Tages: „Wenn mich einer lieben und zur Frau begehren sollte, so werde ich nach der Vermählung meinem Gatten den Vorschlag machen, er möge mich auf ein, oder zwei, oder drei Jahre verlassen. Und trotz dieser Entfernung werde ich ihm dennoch drei Kinder schenken, und wenn er mich gleich in einem tüchtig befestigten Hause mit hölzernen oder steinernen Wänden, hinter Thüren mit Schloss und Riegel verschlösse."

Diese Worte wurden bald in der Negorei bekannt, und auch von dort nach andren Städten übergebracht, sodass sie schliesslich einem gewissen Djulu tuli [2]), einem sehr kundigen Manne, zu Ohren kamen.

Er sagte zu sich: „Ich will zu der Fürstentochter gehen, und um ihre Hand werben, ihrer Worte wegen."

Also reiste er nach der Negorei, wo die Prinzessin wohnte, und führte allerlei Güter, und Gold und Silber mit sich, um bei der Prinzessin als Brautpreis [3]) zu dienen.

In der Negorei eingetroffen, begab sich Djulu-tuli nach der Wohnung ihrer Eltern, und stellte zuvor eine Untersuchung an, indem er zum Fürsten sagte: „Ich habe vernommen dass Sie, Herr, eine Tochter besitzen; und wenn es Ihnen gefallen sollte, einen als ihren Gatten zu empfangen, so werbe ich um ihre Hand. Der Grund, aus welchem ich sie zu heiraten wünsche, ist ihre Äusserung, welche mir zu Ohren gekommen ist, und zwar folgende: „Und wäre es auch, dass ich während drei Jahre von meinem Gatten allein gelassen würde, so würde ich ihm dennoch drei Kinder gebären."

---

[1]) Aus der Tomini-Sprache.

[2]) Malayisch: Djuru-tulis = Schreiber, Sekretär.

[3]) Vgl. S. 161.

Der Fürst antwortete: „„Es ist wahr, wir haben eine Tochter; was aber ihre Äusserung angeht, es geziemt ihr, diese selbst zu erläutern."“

Darum wurde die Prinzessin zu ihrem Vater beschieden, und ihr wurde zu erkennen gegeben, dass Jemand sie zu heiraten wünsche, wegen der von ihr gesprochenen Worte.

Die Fürstentochter antwortete: „Ja, freilich, Vater, ich habe die erwähnten, dir bekannten Worte gesprochen, und übernehme es auch, denselben pünktlich nachzukommen."

Als dies die Prinzessin gesagt hatte, so wurde über den Brautpreis beratschlagt, und man bat den Schreiber, den Wert von Tausend Rejalen abzutragen.

Weil dieser dagegen kein Bedenken trug, so wurde bald die eheliche Verbindung geschlossen.

Dann sagte die Prinzessin zu ihrem Gatten: „Dir geziemt's jetzt, deine Absichten geschwind zur Ausführung zu bringen."

Ihr Gatte antwortete: „„Es wird sogleich geschehen, denn ich werde eine steinerne Wohnung erbauen lassen, und dieselbe dir zum Aufenthaltsort anweisen."“

Also wurde ein steinernes Haus aufgerichtet; und innerhalb sieben Nächte war es fertig; und alles Erforderliche war darin zusammengebracht.

Der Mann begleitete die Prinzessin dorthin, und liess sie in die Wohnung gehen. Dann gab er ihr Folgendes zu verstehen: „Ich werde drei Jahre lang das Meer befahren, und erst nach Verlauf jener Zeit zu dir zurückkehren."

Als er dies gesagt hatte, verschloss er die steinerne Wohnung, und begab sich nach seinem Prau.

Kaum war ihr Ehegenosse hinausgegangen, so rief die Prinzessin eine ihrer Sklavinnen, die draussen war, und sandte sie zu ihrem Vater mit den Worten: „Gehe zu meinem Vater, und bitte ihn, dass er befehle, einen unterirdischen Weg zu machen von seinem Hause bis hierher; und zwar aufs eiligste, damit ich noch meinem Gatten begegnen könne, bevor er aussegelt."

Als dies der Vater gehört hatte so liess er sogleich einen unterirdischen Gang machen.

So kam die Fürstentochter hinaus, und sagte zu ihrem Vater: „Gieb mir etwa zehn Frauenanzüge, zehn Männeranzüge,

eine Kiste um dieselbe aufzubewahren, und einen Jungen um mich zu begleiten."

Ihr Vater gab ihr das Verlangte.

Weiter sprach die Prinzessin zu ihrem Vater: „Halte die Sache geheim bis mein Gatte kommt."

Und nachdem sie einen Männeranzug angelegt hatte, ging sie nach dem Flusse, wo der Prau ihres Gatten fertig lag.

Als dieser sie sah, erkannte er sie nicht wieder und fragte sie: „Wohin willst du gehen?"

Die Prinzessin antwortete ihm: „„Ich habe vernommen, dass du aussegeln willst, und bitte, dir als Diener folgen zu dürfen.""

Ihr Gatte fragte dann: „Warum willst du auf Reisen gehen?"

Sie antwortete: „„Allein nur, um fremde Gegenden zu besuchen.""

Djulu tuli sprach: „Wenn dies der Fall ist, so ist's mir recht."

Und als sie abgereist waren, kamen sie bald in eine fremde Negorei. Die Prinzessin fragte dann ihren Ehegatten: „Wie lange beabsichtigst du hier zu verweilen?"

Er erwiderte: „„Ich will hier ein Jahr verbringen.""

Dann sagte die Fürstentochter zu ihrem Gatten: „„Wenn es dir gefällt, so will ich dir mitteilen, dass ich mich ans Land zu begeben begehre, um Freunde zu besuchen."

Ihr Gatte antwortete: „„Schon gut, aber komme dann und wann hier zurück, um zu vernehmen, ob ich etwas für dich zu thun habe.""

Alsdann ging die Prinzessin ans Ufer.

Und der Djulu tuli mietete sich eine Wohnung, in welcher er sich aufhielt.

Die Prinzessin mietete ebenfalls eine Wohnung, derjenigen ihres Gatten gegenüberliegend. Und sie legte einen Frauenanzug an.

Eines Tages begab sich die Fürstentochter hinaus auf den Weg, und wurde von ihrem Gatten bemerkt; jedoch, er erkannte in ihr seine Gemahlin nicht wieder.

Sogleich beschied er Jemand zu sich, und hiess ihn die Prinzessin fragen, ob sie verheiratet sei, und ob sie ihn zum Gatten nehmen wolle.

Als der Bote angekommen war, und seine Botschaft überbracht hatte, sagte die Prinzessin: „Ich bin verheiratet gewesen,

werde aber jetzt während vier Jahre geschieden bleiben. Wenn er mich aber wirklich heiraten will, so will ich mich mit ihm vereinigen lassen."

Also vermählten sie sich, und bald stellte es sich schon heraus, dass die Fürstentochter schwanger sei.

Da sprach der Schreiber: „Es ist jetzt meine Absicht, auszusegeln."

Seine Gattin antwortete ihm: „„Nach den Sitten dieses Landes ist es einem Manne keineswegs gestattet, seine schwangere Frau zu verlassen; du darfst nicht aussegeln, sogar nicht nach einer andren Wohnung ziehen; dies würde verstossen gegen die Landessitten, und dich gewiss benachteiligen.""

Der Gatte sprach: „Wohlan, so will ich deine Niederkunft abwarten."

Endlich gebar die Fürstentochter einen Sohn.

Und als dies von Statten gegangen war, sagte sie: „Du darfst jetzt aussegeln, und dein Kind deiner Geliebten zur Pflege überlassen."

Der Djulu tuli sagte: „Wenn dies erlaubt ist, so werde ich Güter, in Wert von tausend Rejalen zurücklassen."

Da erwiderte ihm die Prinzessin: „Güter, welcher Art auch, will ich nicht annehmen, denn bald sind dieselben verfallen, ich verlange etwas, worauf dein Name geschrieben steht, und der Name deines Vaters, und der Name deines Stammortes, damit dein Sohn, wenn er erwachsen ist, und dich suchen will, dich finden könne."

Da schenkte ihr der Djulu tuli ein goldbeschlagenes Schwert, auf dem sein Name, und der Name seines Vaters, und seiner Negorei eingestochen waren.

Dann ging der Schreiber nach seinem Prau in dem Flusse, um auszusegeln.

Die Prinzessin suchte sich nun eine Amme, um ihrem Kinde die Brust zu geben und bezahlte ihr hundert Rejalen. Danach zog sie sich um als Mann, und begab sich ebenfalls nach dem Flusse.

Als der Djulu tuli sie sah, sagte er: „Kommst du nun erst?"

Sie antwortete: „„Ja, denn ich bin krank gewesen.""

„Es ist deinem Gesichte wohl anzusehen," sagte Djulu tuli „denn du bist bleich geworden. Lasst uns nun wieder aussegeln."

Die Fürstentochter antwortete: „Ja, denn ich hörte von deiner Abreise, und da ich versprochen habe, dich allenthalben zu begleiten, so gehe ich jetzt mit.""

Also segelten sie aus, und kamen in eine fremde Negorei.

Wieder begab sich die Fürstentochter ans Ufer, und betrug sich da in ähnlicher Weise, wie sie es früher in der von ihnen verlassenen Negorei gemacht hatte. Demzufolge erzeugte Djulu tuli daselbst einen Sohn bei ihr, dem er einen Dolch schenkte, mit seinem Namen, dem Namen seines Vaters, und dem Namen seines Geburtsorts eingegraben.

Dann verreisten sie wieder nach einer andren Negorei, wo die Prinzessin beim Djulu tuli eine Tochter bekam, der der Vater einen diamantenen Ring gab, auf dem sein Name, der Name seines Vaters, und der Name seines Geburtsorts eingegraben waren.

Als man sich wieder zur Abfahrt fertig machte, und sie schon auf dem Prau waren, fragte die Prinzessin ihren Gatten: „Geht mein Herr nicht hin, seine beiden andren Gattinnen zu besuchen?"

Er antwortete: „Nein, ich werde an ihren Wohnstätten nicht vorübergehen, denn ich habe meiner Gattin gegenüber ein Gelübde zu erfüllen. Sie hat nämlich behauptet, wenn ich sie auf drei Jahre allein liesse, so würde ich dennoch bei ihr drei Kinder zeugen. Wenn dies aber nicht geschehen sollte, so dürfe ich sie ums Leben bringen; deswegen will ich nirgendwo unterwegs anlegen."

Und all seine Worte wurden von der Prinzessin aufgeschrieben, und ebenfalls die Namen der anwesenden Personen und der Bemannung, nebst dem Tage, dem Monat, und dem Jahre, welche vom Schreiber mitgeteilt worden waren.

Schliesslich segelten sie geradeaus nach der Negorei, wo die Fürstentochter vorher wohnte und trafen dort ein.

Als der Anker gefallen war, sagte die Prinzessin zum Djulu tuli: „Wenn du es mir gestattest, so will ich sofort ans Land gehen."

Der Djulu tuli erwiderte: „„Sehr gut, thue wie's dir gefällt.""

Also ging die Prinzesssin ans Ufer.

Als sie ihrem Vater begegnet war und ihm alles mitgeteilt hatte, sprach sie zu ihm: „Vater, wenn es mit deinem Willen

stimmt, so schicke schleunigst drei Prauen aus, um meine Kinder aus drei Negoreien hierher zu holen; und zwar aufs baldigste, damit sie möglichst schnell hier sein können."

So segelten die drei Prauen aus.

Dann sagte die Prinzessin zu ihrem Vater: „Wenn der Djulu tuli einen sendet, um uns von seiner Ankunft Nachricht zu geben, so antworte, dass du nichts davon fassest; weil du die Tage, und Monate, und Jahre gezählt hast, gleichwie er es mit mir übereingekommen war, und jetzt fehlen daran noch sieben Tage. Wenn nicht daran gedacht würde, so würde deine Tochter unschuldig ums Leben gebracht werden, weil noch die Frist nicht abgelaufen ist. Also musst du ihm antworten. Und jetzt gehe ich nach meiner steinernen Wohnung. Sobald meine Kinder angekommen sein werden, so lasse sie zu mir führen."

Nachdem die Prinzessin in der steinernen Wohnung angekommen war, hiess sie den unterirdischen Weg verschliessen.

Wie sie es schon vorausgeahnt hatte, kamen einige Boten des Djulu tuli, die von seiner glücklichen Ankunft kund thaten, und den Fürsten erinnerten an die Verabredung zwischen seiner Tochter und dem Djulu tuli.

Und der Fürst antwortete den Worten seiner Tochter gemäss.

Die Abgesandten kehrten darauf zurück, und teilten dem Djulu tuli alles mit, was ihnen der Fürst zu verstehen gegeben hatte.

Er fand sich darein und sagte: „Es ist gut, so kann ich zugleich ausruhen von den Ermüdungen der Reise."

Nach drei Tagen schon kamen die Prauen zurück, und brachten die drei erwähnten Kinder mit.

Sogleich wurden diese zu ihrer Mutter geführt, und der unterirdische Weg, auf dem die Prinzessin hinausgehen konnte, ganz und gar verschlossen.

Als die sieben Tage vorüber waren, ging der Djulu tuli geradeaus nach dem steinernen Gebäude und öffnete es.

Dann sprach er: „Fürstentochter, hier bin ich? Wie steht es mit unsrem Vertrag?"

Die Fürstentochter antwortete: „„Wohlan, komme nur näher, und schaue dir das, womit ich dich überraschen will, mal an.""

Als der Djulu tuli alles gesehen hatte, war er starr vor

Staunen; denn er sah die Fürstentochter ihre Kinder umarmen, eins auf ihrem Schosse, eins an ihrer rechten, eins zu ihrer linken Seite. Anfangs schwieg er, aber endlich sprach er: „Ich werde mich zu deinem Vater begeben, um die Strafe, die du dir zugezogen hast, von ihm zu fordern."

Bei dem Fürsten, seinem Schwiegervater, angelangt, sagte er: „Ich hatte mit deiner Tochter einen Vertrag gemacht, und jetzt hat sie denselben nicht gehalten; denn die Ortschaften, nach welchen ich gereist bin, sind weit von hier entfernt, so dass die Kinder nicht die meinigen sein können. Deshalb fordere ich dass sie bestraft werde."

Der Fürst antwortete ihm: „„Was deine Sache angeht, mir ist nichts davon bekannt; deine Gattin ist da, um Rechenschaft abzulegen. Bestehst du aber darauf, eine Strafe zu fordern, so geziemt es sich, dass ich zuerst die Reichsgrossen versammle.""

So wurden die Reichsgrossen zusammen beschieden, und ebenfalls die Prinzessin mit ihren drei Kindern.

Als alle versammelt waren, teilte der Fürst ihnen die Forderung des Djulu tuli mit.

Die Reichsgrossen sprachen: „Die Sache geht über unsren Verstand, wir können sie nicht entscheiden, und überlassen es der Prinzessin, sich selbst zu rechtfertigen."

Da sprach zu ihr der Fürst: „Sind diese Kinder bei dir vom Djulu tuli erzeugt?"

Sie antwortete: „„Diese Kinder sind vom Djulu tuli.""

Der Fürst sprach zum Djulu tuli: „Hörst du? meine Tochter behauptet, dass diese Kinder die deinigen seien."

Da fragte der Djulu tuli die Prinzessin: „Wo bin ich dir begegnet, und welches ist das Zeichen, dass sie meine Kinder sind? Wir haben ja während dieser drei Jahre einander nicht gesehen oder gesprochen!"

Und die Fürstentochter erzählte die ganze Geschichte, von der Zeit an, dass sie mit dem Djulu tuli abgereist war bis zu ihrer Rückkehr in ihre Negorei. Und sie zeigte ihm alles, was zum Zeichen dienen konnte, vor: das goldbeschlagene Schwert, den goldnen Dolch, den diamantenen Ring, auf denen die Namen des Djulu tuli, seines Vaters, und seines Geburtsorts eingegraben standen.

Und der Djulu tuli freute sich sehr, und weinte, er umarmte die Prinzessin und ihre drei Kinder. Dann sagte er: „Etwas Derartiges ist, auch in den ältesten Geschichten, noch niemals geschehen."

Und sie lebten einträchtig und friedlich zusammen, und ihr Glück wurde bekannt in der ganzen Welt; also ist es.

XI. TIERFABELN UND ERZÄHLUNGEN AUS DER BARÉE-SPRACHE DER TO-RADJA'S.

Auch die Küstenbewohner der Tomini-Bucht (Central-Celebes) und des westlich davon liegenden Binnenlandes werden vielfach unter dem Sammelnamen Alifuren einbegriffen; die teilweise noch wilden Bergstämme aber nennt man im Allgemeinen Toradja's — d. i. „Bewohner des Inlandes." Letztere teilen sich wieder in eine Menge von Stämmen, welche sich mehr oder weniger verschiedener Dialekte bedienen. Dieselben sind auf vier Hauptsprachen oder Mundarten zurückzuführen, welche man nach den betreffenden Landschaften oder inländischen Reichen, das Parigische, das Possosche, u. s. w. nennen könnte. In der Weise aber gehen die To-radja's nicht zu Werke — sie unterscheiden die Sprachen nach dem Worte für die Verneinung. In der Posso-sprache heisst „nicht" „nicht sein" — „barée"; in der Parigi-sprache — „tara"; daher spricht man von „mobarée" — die Barée-sprache gebrauchen; „motara" — Tara sprechen u. s. w.

Mit den andren Sprachen der philippinischen und subphilippinischen Gruppen hat die Barée-Sprache ein sehr entwickeltes Derivationssystem der Verben gemein; Präfixe zur Andeutung der Zeiten, wie dieselben in den ihr verwandten Mundarten vorkommen, fehlen ihr aber völlig; ebensowenig kennt die Sprache Personalexponenten beim Verbum. Im Allgemeinen scheint also die Sprache mehr mit den Hauptsprachen von Süd-Celebes (Buginesisch und Makassarisch) als mit den nördlichen Schwestersprachen der Minahasa und der Sangir-gruppe verwandt zu sein.

Als besondere Eigenart der Barée-sprache ist schliesslich noch zu erwähnen dass dieselbe während der Erntezeit teilweise

„pomali" = verboten ist; für sehr viele Wörter der Umgangssprache müssen zu der Zeit andere gebraucht werden, z. B.: Banuwa, Haus = heisst dann: gampu.

Eine derartige Erscheinung ist bereits bei dem Sangiresischen erwähnt worden und wird bei dem Galelaresischen etwas eingehender behandelt werden.

Nur während der Erntezeit ist das Erzählen gestattet. — „Sobald der erste Reis geschnitten worden ist, sammeln die Leute sich abends um einen Erzähler, und nach Beendigung der Abendmahlzeit fängt dieser an, eine stundenlange Geschichte vorzutragen, für welche er meist ein sehr dankbares Auditorium findet. In der That lohnt es die Mühe, so etwas einen Augenblick zu beobachten. Man denke sich ein grosses Toradja-Haus, auf hohen Pfählen, mit einer Diele elastischer Palmknüppel. Im Inneren ist es völlig finster, auf den Kochstellen aber lodert das Feuer hell auf; hin und wieder ist eine Fackel von blätterumwickeltem Harze zwischen den Spalten des Bodens geklemmt worden.

Auch der Erzähler hat eine Harzfackel neben sich; ringsumher sitzen Männer und Knaben auf ihren Matten; freilich aufmerksam, aber durchaus nicht schweigend. Frauen und Mädchen halten sich mehr hintan, sind aber die besten Zuhörer. Ich selbst erwähle mir einen Platz nahe der Harzfackel, und lege auf meine zusammengelegten Beine eine umgekehrte Reiswanne, die mir zum Schreibtisch dient. Jetzt heisst es möglichst schnell schreiben, und wenn ich etwas verfehle, so kann ich nicht darnach fragen, denn der Erzähler kann nicht leiden, gestört zu werden. Das Auditorium ist mittlerweile bemüht, ihn fortwährend anzuspornen, mit Ausrufen wie: „Ja, ja, und dann?"... oder: „Ach, wie schön! Ja, so ist's!" u. s. w. und dies macht dem Redner grosse Freude. Je später es wird, je mehr die Zuhörer verringern, und oft bin ich der letzte Getreue, sodass alsdann der Erzähler um Erlaubnis bittet, aufhören zu dürfen, „„denn es ist so anstrengend, Ihnen zu erzählen, weil Sie immer vergessen *io*, *io*, (ja, ja!) zu rufen."" (Nach Dr. Adriani).

Wie die Maus für ihr Junges den Priestergesang [1]) singen liess.

Das Junge der Maus war krank, seine Mutter ging hinaus um eine Priesterin zu suchen, um für ihr Kind den Priestergesang zu singen.

Die Maus kam zu der Büffelkuh und fragte: „Bist du, Büffel, vielleicht im Stande für mein Kind den Priestergesang zu singen?"

Die Büffelkuh antwortete: „„Das kann ich wohl.""

Die Maus sprach: „Wohlan, versuche es einmal, damit deine Stimme gehört werde."

Die Büffelkuh brüllte: U-é, U-é!

Die Maus antwortete: „O, deine Stimme ist viel zu laut, die mag ich nicht leiden, damit nicht mein Kind eine Verzuckung bekomme, und sterbe."

Dann ging die Maus zum Pferde; dort angekommen fragte sie dasselbe: „Du, Pferd, bist vielleicht im Stande meinem kranken Kinde den Priestergesang vorzusingen?"

Das Pferd erwiderte ihm: „„Ganz gewis kann ich das!""

Die Maus sagte: „Wenn dem so ist, so probiere es einmal, dass ich deine Stimme höre."

Das Pferd wieherte: hi, hi, hi!

Die Maus sagte: „Ach, ist deine Stimme hässlich und laut, die mag ich nicht leiden, mein Kind möchte eine Verzuckung davon bekommen!"

Die Maus ging wieder fort, begab sich zum Schwein, und sagte zu diesem: „Vielleicht kennst du, o Schwein, den Priestergesang? Mein Kind ist krank, ich suche einen, der den Priestergesang zu singen versteht, vielleicht bleibt mein armes Kind dann am Leben!"

---

[1]) Vgl. Bemerkung IV.

Das Schwein sagte: „„Den Priestergesang kenne ich nur so ein wenig.""

Die Maus erwiderte ihm: „Ach, lass deine Stimme denn mal hören, versuche es doch nur!"

Nun grunzte das Schwein: Knurr, knurr!

Als dies die Maus gehört hatte, sagte sie: „Deine Stimme ist ausserordentlich hässlich; du Schwein, darfst nicht für mein Kind singen, denn es würde nicht am Leben bleiben."

Die Maus ging weiter, kam zu der Ziege, und bat sie, den Priestergesang zu singen.

Die Ziege stimmte zu, und die Maus sprach: „Gieb einmal einen Ton von dir, dass deine Stimme zu hören sei."

Da meckerte die Ziege: Bè, bè!

Die Maus sagte: „Pfui, ist deine Stimme rauh, die gefällt mir gar nicht, mein Kind würde eine Zuckung bekommen und sterben!"

Dann kam die Maus zum Kéré-kéré [1])-Vogel, und bat ihn dasselbe, auch seine Stimme aber wurde von der Maus zu rauh geurteilt.

Abermals ging sie weiter, kam zum Jahrvogel (eine Art von Nashornvogel) und fragte ihn: „Vielleicht kennst du, o Jahrvogel, den Priestergesang? Mein Kind liegt krank zu Hause."

Der Jahrvogel antwortete: „„Den kenne ich nur ein wenig.""

Der Jahrvogel liess seine Stimme hören: Alo, Alo!

Das gefiel der Maus gar nicht, die Stimme war ihr viel zu laut.

Die Maus ging wieder fort, und kam zu der Katze. Sie fragte die Katze, und sprach: „Vielleicht kannst du wohl den Priestergesang singen, Freundin?"

Die Katze erwiderte ihr: „Ich kenne denselben ein Bischen.""

Die Maus fuhr fort: „Wohlan, versuche es denn einmal, lass mal hören."

Die Katze miaute, und sagte: Miau, miau!

Die Maus antwortete: „Das höre ich gern, du musst gehen und für mein Kind den Priestergesang singen."

Die Katze sagte: „„Ganz recht; allein, wenn ich gehe, so werde ich jedenfalls meine Geschlechtsgenossen einladen, eine

---

[1]) Nach seinem Ton so genannt.

Mahlzeit zu halten; ebenfalls must auch du deine Geschlechtsgenossen einladen damit wir alle zusammen kommen.""

So ging denn die Maus bei allen ihren Gefährten herum, und kochte das Essen für die Gesellschaft.

Nicht lange nachher kam schon die Katze, von einer Unzahl ihrer Gefährten begleitet.

Sie erkundigte sich nach dem Kinde, und stellte es in den Sack (in dem die Seele zurückgeholt wird).

Die Katze sagte: „Du, Mausemutter, bleibe in der Nähe, entferne dich nicht zu weit."

Nun hörte Mutter Maus die Katze knuspern. Die Katze sprach: „Sprich nicht zu mir, während ich Pakanangi [1]) knuspre."

Inzwischen hatte sie den Kopf des Mausekindes schon ganz und gar aufgeknabbelt.

Die Maus hörte die Pfoten ihres Jungen zucken, und sprach: „Mein Kind lebt." Indessen hatte aber die Katze auch die Pfoten schon gefressen.

Bevor sie den Priestergesang zu singen anfing, erteilte die Katze ihren Gefährten den Auftrag: „Wenn ihr mich singen hört: *ira 'ntjuka*, so überdeckt die Öffnungen zwischen den Bodenplanken, füllet die Ritzen in der Wand aus, verschliesst alles!"

Nun stimmte die Katze folgendes Liedchen an:

„Ira 'ntjuka pompajali
Pela bentji pakanangi
Djilati majali-jali. [2])

Kaum hatten die übrigen Katzen diese Worte gehört, so kamen sie hinauf um alle Mäuse zu fangen. Nur eine weibliche Maus, die schwanger war, entschlüpfte; sie sprang hinunter, ohne dass es die Katze sah. Und diese ist es, welche die heutigen Mäuse geboren hat.

---

[1]) Baumrinde, die einen starken Geruch hat und deshalb geeignet ist Gespenster und böse Geister zu verscheuchen. Der Name bedeutet „den Sieg schenkend."

[2]) Suka-blätter als Auszieher (der Krankheit?)
Eine Antilopen-haut als Sieger.
Lecke sie (die Kranke) damit (die Krankheit) ganz hinausgezogen werde.

Erzählung von den Braunfischen.

Die Braunfische spielen im Meere und locken die Wellen. Sie sind Zwillingstiere der Schweine, denn früher bestanden sie nicht, es gab nur eine Art von Schweinen. [1])

Es war einmal ein goldner Ring verloren gegangen, ein Erbstück ihrer Vorfahren; da gingen einige von ihnen in den Wald, um das Erbstück zu suchen; sie wühlten den Boden um, und als sie längere Zeit im Walde gewohnt hatten, so waren sie Wildschweine geworden. Ein Teil von ihnen blieb aber in den Höfen der Menschen, sie lassen nicht ab, die Erde aufzugraben, um den Ring ihrer Vorfahren zu suchen, haben ihn aber noch nicht gefunden: das sind die zahmen Schweine.

Andere tauchten in das Meer, und kamen nicht mehr zurück, weil sie den Ring nicht finden konnten; diese wurden Braunfische.

Man erzählt: Wenn ein Braunfisch übers Wasser kommt, so sind hundert unter ihm; kommen zwei übers Wasser, so sind unten zwei hundert. Wenn sie einen Hahn krähen hören, so verschwinden sie vor Furcht.

---

[1]) Den ganzen Archipel hindurch wird der Braunfisch für ein Seeschwein angesehen.

Geschichte des Tandani.

Es waren einmal zwei Kinder, Tandani und sein Brüderchen; Tandani war schon erwachsen, sein Brüderchen noch klein.

Eines Tages sagten ihr Vater und ihre Mutter zu ihnen: „Ihr Kinder bleibt zu Hause, wir gehen um zu ernten. Wenn die Sonne sich senkt, so geht dann hinaus um Wasser zu schöpfen, Reis zu stampfen und danach zu kochen, damit es etwas zu essen giebt, wenn wir sofort heimkommen. Dann können wir essen, schlafen und morgen früh wieder ernten." So war der Auftrag ihrer Eltern.

So gingen denn ihre Mutter und ihr Vater nach dem Acker um zu ernten. Als die Sonne unterging, hörten sie auf und kehrten nach Hause zurück.

Sie suchten ihren Reis auf dem Speicher, fanden aber nichts. Denn die Kinder hatten noch nicht gekocht, sogar kein Wasser geschöpft oder Brennholz geholt.

Sie suchten ihre Kinder und fanden sie fröhlich mit Spielen beschäftigt in dem Hofe anderer Leute. Und wie auch die Mutter und der Vater durch die schwere Arbeit ermüdet waren, so mussten sie dennoch Wasser schöpfen, Reisstampfen und kochen; dann erst konnten sie essen.

Als ihre Kinder heraufkamen, schalten die Eltern sie; die Kinder aber kümmerten sich darum durchaus nicht.

Und jeden Tag betrugen sie sich in der Weise.

Ihre Mutter und ihr Vater wurden nun sehr verdriesslich und sagten: „Wenn ihr noch einmal so thut, so werden wir euch bestrafen."

Am folgenden Nachmittag kamen die Eltern wieder nach Hause, und sahen dass ihre Kinder nicht zu Hause waren; wie gewöhnlich waren sie beim Spiel in dem Hofe anderer Leute.

Da sagte die Mutter: „Wenn meine Kinder sogleich heimkommen, so stosse ich sie von der Treppe hinunter, dass sie sterben."

Als die Eltern schon gegessen hatten, kam Tandani herauf mit seinem Brüderchen im Trage-sarong; und wirklich stiess sie die Mutter hinunter. Sieben Male stiegen sie zur Treppe herauf — und jedesmal stiess sie die Mutter hinunter.

Tandani sagte: „Ja, Brüderchen, und thun wir auch unser Bestes, die Treppe hinauf zu steigen, es ist offenbar dass die Mutter uns nicht mehr gestattet hinauf zu gehen; lasst uns daher nur fortgehen."

Und wirklich gingen die beiden Kinder hin.

Am folgenden Morgen standen ihre Eltern auf, und als sie ihre Kinder vermissten gingen sie hinaus und befragten die Nachbarn ob sie vielleicht ihre Kinder gesehen hätten? Die Menschen aber sagten, sie hätten sie nicht gesehen.

Die Eltern antworteten: „So ist es klar, dass unsre Kinder fortgegangen sind."

Da lief die Mutter nach dem Felde, um ihre Kinder zu suchen. Sie begegnete Jemand und fragte: „Hast du vielleicht meine Kinder, die hinweggegangen sind, gesehen?

Der Mann erwiderte ihr: „„Ich habe sie dadrüben auf dem Acker gesehen.""

Nicht lange danach erspähte sie auch die Mutter. Tandani trug seinen kleinen Bruder; aber sie waren noch weit entfernt.

Da sang die Mutter, und sagte:

> „O, mein Kind Tandani,
> Warte auf mich bei der Ecke des dortigen Ackers:
> Hier ist die Brust für deinen Bruder."

Da antwortete Tandani und sang seiner Mutter zu,

> „„O, Mutter und Vater,
> Ich will nicht auf euch warten:
> Ihr habt mich neun Male fallen lassen,
> Neun Male hinafsteigen lassen.""

Die beiden Kinder gingen weiter, und ihre Mutter folgte ihnen.

Tandani hatte vom Hause einen mit Erbsen gefüllten Bambusköcher mitgenommen. Als seine Mutter schon nahe war, liess Tandani eine Handvoll Erbsen auf den Weg fallen.

Als die Mutter an die Stelle gekommen war, raffte sie die Erbsen auf, und als sie damit fertig war, so sah sie, dass Tandani schon wieder weit entfernt war.

Da sang die Mutter abermals zu ihrem Kinde, mit den Worten:

„O, mein Kind Tandani,
Warte mich auf der Ecke des Feldes.
Hier ist die Brust für dein Brüderchen"

Tandani antwortete wieder und sang:

„„O, Mutter und Vater,
Ich will nicht warten,
Ihr habt mich schwer bestraft,
Neun Male habt ihr mich fallen lassen.""

Sie gingen weiter, von der Mutter verfolgt. Als die Mutter nahe gekommen war, liess Tandani aufs neue eine Handvoll Erbsen auf den Weg fallen. Und wieder hielt die Mutter ein, um die Erbsen aufzuraffen, sodass sich Tandani und sein Bruder abermals entfernen konnten.

So geschah es jedesmal, bis endlich Tandani und sein Brüderchen am „gähnenden Felsen" angelangt waren.

Tandani sang zum gähnenden Felsen:

„O, Gähnender Fels,
Wolle uns passieren lassen,
Ich bin von meiner Mutter und meinem Vater geprügelt worden."

Und thatsächlich gähnte der Felsen: die Brüder gingen hindurch und liefen weiter.

Ihre Mutter kam hinter sie her; an den gähnenden Felsen gekommen, ging auch sie hindurch, wurde aber durch den Felsen eingeklemmt: und ihre eine Hälfte wurde eine Ziege, ihre andere Hälfte ein Schwein.

Nicht lange nachher traf Tandani einen Lansat-baum mit reifen Früchten an. Er machte seinen Trage-sarong los, gab sein Brüderchen frei auf dem Boden, stieg in den Lansat-baum, und warf Lansatfrüchte hinunter für seinen Bruder.

Als er hinunterschaute, so sah er dass da unten ein Schwein die Lansatfrüchte seines Brüderchens frass. Tandani rief: „Das geziemt sich nicht, hörst du! ich werfe Lansat hinunter für meinen Bruder, und du Schwein, erwischt sie nur stets!" Er wusste aber nicht, dass das Schwein seine Mutter war, die so eben durch den Felsen beklemmt worden war.

Da nahm Tandani eine Flechtstange, steckte die in eine Lansatfrucht, und liess diese darauf hinunter fallen.

Als die Frucht gefallen war, wurde sie von dem Schwein gegriffen und gegessen; als das Schwein sie gefressen hatte, wurde sein Bauch durch die Flechtstange gestochen und das Schwein starb. Dies aber war Tandani's Mutter.

Tandani stieg nun hinunter, nahm sein Brüderchen auf den Rücken und ging weiter.

Nicht lange danach kam er an ein Haus, das am Ufer eines Flusses stand. Er stieg die Treppe hinauf und traf die Inhaber an, einen alten Mann und eine alte Frau. Tandani und sein Bruder verbrachten dort die Nacht.

Am folgenden Morgen sagte Tandani: „Dadrüben, alter Mann, ist ein Schwein, das ich gestern erlegt habe; lasst uns es herbeiholen und essen."

Es war noch früh als der Alte, Tandani und sein Bruder hinausgingen.

Als sie beim Lansat-baum angekommen waren, sagte der Alte: „Du, Tandani, gehe dort unten, Bambus zu holen, so werde ich das Schwein in Stücke schneiden und teilen."

Tandani antwortete: „„Sehr gut, aber gieb auch meinem kleinen Bruder etwas zu essen.""

Als Tandani fortgegangen war um Bambus zu holen, nahm der Alte Schweineblut, und schmierte damit den Mund des Kindes ein.

Nun kam Tandani um Bambus zu bringen und fragte: „Nun, hat mein Brüderchen seinen Teil schon gegessen?"

Der Alte antwortete ihm: „„Sieh nur seinen Mund!""

Tandani antwortete; „„So hat er es denn roh gegessen!"

Nun teilte der Alte das Schwein; das Fleisch aber nahm er für sich, die Knochen bekam Tandani.

Tandani nahm sein Anteil und that es in einen Handkorb; der alte Mann that das seinige in einen Tragkorb.

Dann sprach Tandani: „Lasst uns gehen, Alter, gehe du voran; schon wird es dunkel, die Sonne hat sich fast gesenkt, ich kann den Pfad nicht mehr sehen, ich werde daher deinen Tragkorb festhalten."

Tandani hielt sich nun fest am Tragkorb, der vom Manne auf dem Rücken getragen wurde. Unter dem Gehen sagte Tandani: „Warte einen Augenblick, der Korb bleibt anhaken." Tandani aber erwischte das Fleisch aus dem Korbe, legte es

in den seinigen, und legte Steine in den Korb des alten Mannes, anstatt des Schweinefleisches, welches er weggenommen hatte.

Als schliesslich sein Handkorb voll Fleisch war, so waren im Korbe des alten Mannes bloss Steine, all das Schweinefleisch war weggenommen.

Darauf sagte Tandani zum Alten: „Wir beide wollen diesen Nebenweg einschlagen, Alter."

Also verabschiedeten sie sich.

Der alte Mann ging nach Hause, stieg die Treppe hinauf, rief seine Frau und sagte: „Mache den Topf fertig, um darin das Schweinefleisch zu kochen, welches ich im Tragkorbe mitbringe, meine just bekommene Beute."

Die alte Frau fachte das Feuer blasend an, stellte den Topf auf das Feuer, goss Wasser darein, und that das Schweinefleisch in den Topf.

Bald stellte es sich heraus, dass der Topf leck geworden war.

Der alte Mann sagte: „Veilleicht war es ein Knochen."

So nam die Frau einen anderen Topf, der wurde aber auch leck, sobald das vermeintliche Schweinefleisch darein gethan wurde. Und also verging es allen Töpfen im Hause.

Nun beobachtete der alte Mann es genau, und sah, dass es Steine waren, und nicht Schweinefleisch.

Er sagte: „Offenbar hat Tandani mich betrogen, morgen gehen wir hinaus ihn zu suchen; wenn ich ihn ausfinde, so erschlage ich ihn."

Am folgenden Morgen machten sich die beiden Ehegenossen auf den Weg, und nahmen zwei Hunde mit sich: Auseinanderzerrer und Zerreisser.

Am Fusse eines Waringinbaumes angekommen, schlugen die Hunde an, und bellten gegen Tandani; der alte Mann und die alte Frau hatten sie aber nicht gesehen.

Die beiden Brüder waren nämlich auf einen Waringinbaum gestiegen, der am Rande eines Flusses stand.

Der alte Mann schaute in das Wasser und sagte: „Guck, da siehst du ihr Spiegelbild, sie sitzen ganz oben im Waringin."

Er hiess die alte Frau und die beiden Hunde am Fusse warten; er selbst stieg hinauf in den Baum, und sagte: „Wenn du etwas fallen hörst, das kracht, so bin ich es,

hetze dann die Hunde nicht an; fällt aber etwas, das plumpt, so ist es Tandani, rufe dann die Hunde, hetze sie an und greife ihn."

Als der Alte hinaufstieg, und noch bei weitem die Krone des Waringins nicht erreicht hatte, rief er Tandani zu: „Sogleich werde ich dich töten!"

Als der alte Mann schon nahe gekommen war, so machte Tandani einen Stein heiss, und sprach: „Wohlan, Väterchen, und bist du noch fern, so werde ich dir doch etwas zu kauen geben."

Der alte Mann sperrte den Mund auf. Tandani liess den erhitzten Stein in seinen Mund fallen. Es verursachte ihm heftige Schmerzen, daher stürzte er plumpend hinunter.

Und als er zur Erde gestürzt war, so bellten seine Hunde Auseinanderzerrer und Zerreisser ihn an, und ergriffen ihn.

Die alte Frau lief herbei, und sah, dass es nicht Tandani, sondern ihr Gatte war der von den Hunden ergriffen war. So verscheuchte die Frau die Hunde mit den Worten: „Nein, nein, es ist euer Herr."

Der alte Mann aber war schon gestorben.

Nun stieg die alte Frau in den Waringin hinauf, um ihres Mannes Tod zu rächen. Noch bevor sie den Gipfel erreicht hatte, wurde sie durch Dornen gestochen, und sie starb ebenfalls.

Der böse Bruder.

Früher lebten einmal ein Bruder und eine Schwester; der Bruder besass einen Hund, der sehr gewandt auf der Jagd war; wenn ihm sein Herr befahl, ein Wildschwein, einen Hirsch oder eine Antilope zu erspüren, so fing er immer etwas und brachte die Beute seinem Herrn.

Die Schwester hatte einen Seeadler, der die Kunst des Fischfangens verstand; wenn ihm seine Herrin befahl, Fische zu fangen, so schnäbelte er dieselben immer in der Flucht auf, wohl gar einen Korb voll.

Die Hackbretter dieser Geschwister waren Stücke Ebenholz, auf denen man das Fleisch zerschnitt. Die vom Hunde erwischten Schweine wurden mit einem Hackmesser feingehauen, die vom Seeadler gefangenen Fische wurden mit einem kleinen Messer zerschnitten. Der Bruder sah, dass seine Schwester eher fertig war als er; denn er hatte Schweine zu zerschneiden, seine Schwester aber nur Fische. Dies war ihm sehr zuwider; er sagte: „Meine Schwester kann viel leichter ihr Leben fristen als ich; wenn ich nur einen Seeadler hätte, so brauchte ich nicht mehr auf die Jagd zu gehen."

Am folgenden Morgen sagte der Bruder: „Schwesterchen, ich möchte gern deinen Seeadler leihen, morgen ist Feiertag, dann möchte ich gerne Fisch essen."

Seine Schwester antwortete: „„Sehr gut"" und gab ihm den Adler. Der böse Bruder aber zerbrach dem Vogel die Flügel. Danach brachte er seiner Schwester ihren Vogel zurück, und sagte: „Hier ist der Seeadler, seine Flügel sind aber zerbrochen; ich habe sie nicht zerbrochen, aber es ist von selbst so gekommen."

Seine Schwester aber glaubte es nicht; sie war sehr böse, schwieg aber nur stille.

Nach längerer Zeit sagte sie: „Ich gehe jenseit des Meeres mit meinen Sklaven. Wenn du wirklich Recht hast, und nicht dem Adler die Flügel zerbrochen hast, so werden *wir* jenseit des Meeres aussterben, und keine Nachkommen hinterlassen; du aber wirst hier Kinder bekommen. Hast du aber gelogen und wirklich dem Adler die Flügel zerbrochen, so wird *dein* Geschlecht hier aussterben, und werden wir jenseit des Meeres Kinder bekommen."

Die Schwester ging davon; mit ihren Dienern an das Ufer des Meeres gekommen, hauten sie Bäume um, und fertigten sich Fahrzeuge an. Als die fertig waren, schifften sie sich ein und segelten nach der Überseite des Meeres, und blieben dort.

Sie bekam Nachkommen, denn sie hatte Recht; das Geschlecht ihres Bruders aber starb aus, denn er hatte Unrecht, er hatte seine Schwester belogen als er sagte, die Flügel des Seeadlers seien von selbst zerbrochen.

Also sind sie ausgestorben; man sagt aber, einige von ihnen seien Seeräuber geworden, wie die Mangindanaoer, die Beloer, die Balangingier.

Die grüne Taube und der Jahrvogel.

In früherer Zeit hatte die grüne Taube eine weisse Halskette.

Eines Tages kam der Jahrvogel und sagte zu ihr: „Freundin, ich muss einer Festlichkeit beiwohnen, und ich habe keine Korallen, gestatte mir, deine Halskette zu leihen, damit ich dieselbe beim Feste gebrauche."

Die Taube antwortete: „„Sehr gut, allein, wenn das Fest abgelaufen ist, so gieb mir meine Halskette zurück." "

Der Jahrvogel antwortete: „Selbstverständlich, es geziemt sich doch nicht, das Geliehene zu behalten!"

Dann lieh er die Korallen, und begab sich auf das Fest.

Nach Beendigung der Festlichkeit aber gab der Jahrvogel die Halskette der Taube keineswegs zurück.

Die Taube mahnte ihn um die Erfüllung seines Versprechens, der Jahrvogel aber machte sogar nicht die Halskette der Taube von seinem Halse los.

Die Taube weinte, ihrer Korallen wegen, der Jahrvogel aber hatte durchaus kein Mitleid mit ihr.

Und daher rührt es, dass bis zum heutigen Tage der Jahrvogel eine weise Halskette trägt, und dass die Taube bis heute nimmermehr nachlässt zu weinen. Dies ist auch der Grund der Redensart wenn man etwas ausleiht: „Es sei nicht wie das Leihen des Jahrvogels!"

Erzählung des verstossenen Mädchens.

Als Ta Datu und Indo i Datu sich vermählten, kamen alle ihre Unterthanen zusammen um der ehelichen Verbindung ihres Fürsten beizuwohnen. Die des Westens, die des Ostens, die des Nordens und die des Südens, alle kamen zusammen.

Als Ta Datu und Indo i Datu verheiratet waren, so wurde gesagt: „Ihr alle seid nun Zeugen davon, dass euer Herr verheiratet ist."

Nicht lange nachher kehrten all die Würdenträger nach Hause zurück, die Bobato, die Djogogu, die Kapitan-laut u. s. w. alle kehrten nach ihren Wohnsitzen zurück.

Als Ta Datu einige Zeit mit Indo i Datu verheiratet war, so sagte er zu ihr: „Ich gehe auf Reisen, und weiss nicht ob du bald ein Kind gebären wirst. Wenn du niederkommst und ich bin noch nicht zurückgekehrt, so erteile ich dir folgenden Auftrag: wenn du ein Mädchen gebierst, so töte es nur; ist es aber ein Knabe, so erziehe ihn mir."

Indo i Datu antwortete: „„Gut, ich befolge immer deinen Auftrag, Ta Datu.""

Ta Datu reiste ab nach unbekannten Gegenden.

Und vor seiner Heimkehr gebar Indo i Datu ein Mädchen.

Als sie ihr Kind sah, so war Indo i Datu zu Mitleid gerührt; obwohl es ein Mädchen war, so tötete sie es dennoch nicht, sondern versteckte es auf dem Speicher und erzog es dort.

Als ihr Kind schon gross war, und schon nähen und weben konnte, so kam ihr Vater Ta Datu nach Hause, und fragte: „Bist du niedergekommen, und was für ein Kind ist es?"

Indo i Datu sagte: „„Ich habe ein Mädchen bekommen, und dasselbe getötet auch.""

To Datu blieb nun zu Hause, er wusste aber nicht, dass oben auf dem Speicher seine Tochter war; sie hiess Kapapitu.

Jeden Tag wurde sie von ihren Sklavinnen gepflegt, die brachten ihr Reis, Zugemüse, Trink- und Badewasser, Sirih, Pinang und Kalk um Sirih zu kauen.

Ihr Vater schlief einmal auf der Vordergallerie; da fiel ein wenig Abfall von ihrer Näharbeit, einige Seidenfäden, herunter, und berührte ihren Vater, sodass er erwachte.

Er sah die herunter gefallene Seide und sprach zu sich: Nun stellt es sich heraus, dass meine Frau das Mädchen, das sie geboren, nicht getötet hat.

Als er nun nach dem Speicher hinaufgeklommen war, so erblickte er seine Tochter; sie war schon erwachsen und konnte schon Sirih kauen.

Er sagte: „Es ist also eine grosse Lüge von meiner Frau gewesen, sie hat mich betrogen."

Tu Datu ging hinunter; er war böse; alle ihm untergeordneten Häuptlinge versammelte er, um sich mit ihnen zu beraten.

Als sie versammelt waren, so sprach er zu ihnen: „Nur dies habe ich euch zu sagen, o Reichsgrosse und Dorfshäuptlinge: während meiner Abwesenheit, einige Zeit vorher, hat Indo i Datu ein Kind bekommen. Zuvor schon hatte ich sie beauftragt und gesagt: wenn dir ein Mädchen geboren wird, so töte es mir, sollte aber ein Junge geboren werden, so erhalte mir ihn am Leben. Sie aber hat meinen Auftrag nicht befolgt; sie ist mit einem Mädchen niedergekommen, und hat es dennoch am Leben erhalten; es ist oben, auf dem Speicher. Wie ist euer Urteil? sagt es mir, soll dieses unser Kind getötet werden oder am Leben erhalten bleiben?"

Die Häuptlinge antworteten: „„Lass es nicht getötet werden, es ist nicht gut, wenn die Erde mit Fürstenblut befleckt werde. Wir alle sind fest davon überzeugt: wäre dein Kind ein Knabe gewesen, so wären wir, deine Unterthanen dadurch erfreut worden. Ist aber dein Kind eine Tochter, so sind wir auch darüber hoch erfreut, keineswegs soll es getötet werden, lass es denn nur verbannt werden; denn wir, Unterthanen, fürchten dass ihr Tod später Unglück übers Land bringen würde.""

Als Ta Datu die Worte der Häuptlinge gehört hatte, so stimmte er diesen bei, und sagte, dass er sein Kind verbannen wolle, aber nicht nach einem Walde, nicht nach einem Meere, sondern nach einem See wolle er sie verbannen.

Dann gingen die Leute hin, die beauftragt waren Kapapitu wegzubringen, und seitdem nannte man sie das verstossene Mädchen, weil sie der Vater und die Mutter verbannt hatten.

Auf ihrer weiteren Reise wurde sie schliesslich nur von einem jungen Sklaven begleitet; dieser führte seine Herrin auf eine Insel in der Mitte des Sees.

Das Essen für ihren Sklaven gab ihm ihre Mutter, früh am Morgen ging er hinaus, es zu holen, ebenfalls am Abend; und dann gab er seiner Herrin auch ein wenig.

In der Weise lebten sie jeden Tag während sie in der Mitte des Sees wohnten.

Einés Tages sagte sie zum Buben: „Bringe mir ein Messer um Schilf zu schneiden, ich will Sirihbeutel flechten." "

Der Bube ging Schilf holen; als er es nach der Hütte des verstossenen Mädchens gebracht hatte, so spülte sie es ab, presste mit den Füssen den Saft daraus, legte es auf die Bleiche, damit es weiss würde und bedeckte es mit Blättern, auf der Insel in der Mitte des Sees. Und jedesmal ging der Bube dorthin.

Als das Rohr trocken war, so fing das verstossene Mädchen zu flechten an. Tag und Nacht setzte sie ihr Flechten nur fort.

Als die Sirihbeutel vollendet waren, so hatte sie über hundert geflochten, hundert und eins hatten sie angefertigt.

Der Bube sagte: „Da ist ein Schiffskapitän, der will nach Togian fahren, gestatte mir, dass ich mit ihm gehe und mich an Bord begebe."

Das verstossene Mädchen antwortete: „Was giebt es, zum Handel treiben mitzunehmen?"

Der Bube antwortete: „„Deine Sirihbeutel werde ich mitnehmen.""

Das verstossene Mädchen bewilligte dies; sie packte die hundert und einen Sirihbeutel ein, und der Knabe begab sich zum Schiffskapitän an Bord. Bevor er hinaussegelte, fragte er seine Herrin: „Was soll ich dir für diese Beutel kaufen?"

Seine Herrin antwortete ihm: „„Kaufe mir nur den Aju Saburi dafür; sage zu ihm, das verstossene Mädchen sei den Krokodilen überliefert, und nicht gut mehr seien das Land und das Wasser [1].""

---

[1]) D. h. es giebt keinen Frieden und keine Wohlfahrt mehr im Lande, weil ein ungerächtes Unrecht darauf drückt. Die Hilfe des fremden Fürsten wird also hier eingerufen, um das Unrecht zu rächen, und dadurch „Land und Wasser zu verbessern."

Darauf segelte der Sklave aus. Das Schiff machte eine weite Reise, an vielen Dörfern ging es vorüber; der Bube aber ging gar nicht ans Land, öffnete so gar nicht seinen Tragesarong, in dem die Beutelchen sich befanden.

Schliesslich kamen sie an eine Stadt, die sehr abgesondert war; dort ging der Knabe von Bord, begab sich ans Land, und wanderte nach dem Binnenlande hinauf, um seine Sirihbeutelchen zu verkaufen.

Der Fürst sah das Bübchen und sagte: „Was hast du da in deinem Sarong, Kerlchen? Komme herauf!"

Er antwortete: „„Nichts weiteres als Sirihbeutelchen.""

Der Fürst sagte: „Mache einmal den Sarong los, dass ich mir dieselben ansehe."

Da machte der Bube seinen Sarong los und der Fürst sah dass Sirihbeutel darin waren. Er öffnete einen derselben, und sah das Angesicht des verstossenen Mädchens wie in einem Spiegel.

Dieser Fürst nun hiess Aju Saburi.

Aju Saburi sagte: „Für welchen Preis kann ich dieses Beutelchen kaufen?"

Der Bube antwortete: „Für nichts, meine Herrin hat nur gesagt, ich solle für dieses Beutelchen den Aju Saburi kaufen; denn meine Herrin hat man den Krokodilen überliefert, es giebt keinen Frieden mehr im Lande.""

Aju Saburi antwortete: „Hier in diesem Kistchen ist das Bildnis des Aju Saburi, dies ist also der Preis des Sirihbeutelchens deiner Herrin."

So tauschten Aju Saburi und das verstossene Mädchen ihre Bildnisse um.

Aju Saburi sagte: „Du, Kerlchen, bringe deiner Herrin dieses Kistchen, und sage zu ihr, dass Aju Saburi ihr dasselbe schenke."

Der Bube bat um Urlaub; er trug das Kistchen in seinem Sarong, und öffnete denselben gar nicht, den durfte nur seine Herrin losmachen.

Der Schiffskapitän kehrte zurück, kam auf den Ankerplatz, und der Bube ging ans Land, um seiner Herrin das Kistchen des Aju Saburi zu bringen.

Das verstossene Mädchen öffnete den Tragesarong des Buben, nahm das Kistchen daraus, öffnete es und sah darin das Bildnis

des Aju Saburi. Die Kiste war also wie ein Bewerbungsbrief; es was klar, dass Aju Saburi beabsichtigte, das verstossene Mädchen, die Tochter des Ta Datu und der Indo i Datu, die vom Vater und von der Mutter verbannt war, zu heiraten.

Nicht lange nachher kam auch Aju Saburi, von seinen Eltern begleitet; er vermählte sich und man feierte Festlichkeiten.

Als die eheliche Verbindung geschlossen war, baten die Eltern des Aju Saburi um Urlaub, nach ihrem Wohnsitz zurückzukehren.

Die ganze Nacht über schlief das verstossene Mädchen nicht, um ihre Schwiegereltern mit Reisekost zu versorgen.

Bei Tagesanbruch assen sie; als sie gegessen hatten, machten sich die Neuvermählten auf den Weg, um ihre Schwiegereltern bis zum Meeresufer zu begleiten. Ebenfalls begleiteten viele Einwohner der Insel, auf der das verstossene Mädchen wohnte, die Eltern des Aju Saburi nach ihren Fahrzeugen.

Ans Meer gekommen schenkten die Schwiegereltern dem verstossenen Mädchen einen Sklaven, zur Belohnung, weil sie ihre Schwiegereltern begleitet hatte.

So kehrten denn die Neuvermählten zurück, und genossen eines glücklichen ehelichen Lebens.

Nach einiger Zeit bekamen sie einen Sohn, dem sie den Namen Motanda Inta gaben.

Lange nachher, als der Knabe schon zu den Jahren der Erkenntnis gekommen war, zog er auf mit seinem Vater, um zu kämpfen gegen Ta Datu, den Vater des verstossenen Mädchens. Ta Datu wurde besiegt, Aju Saburi belagerte sein Dorf, und zerstörte es; und diejenigen, welche er nicht tötete, wurden seinen eignen Unterthanen auf der Insel einverleibt. Dann unterwarf sich Ta Datu dem Aju Saburi, und versöhnte sich mit seiner Tochter, dem verstossenen Mädchen.

Seitdem wurde Motanda Inta von seinen Grosseltern sehr treu gepflegt.

Als der Knabe gross genug war, seinem Vater auf der Jagd, im Krieg, und bei der Gartenarbeit Hilfe zu leisten, sagte er einmal zu seiner Mutter: „Mutter, ich bin jetzt schon erwachsen, gieb mir eine Frau."

Seine Mutter antwortete: „„Wo willst du heiraten?""

Motanda Inta sprach: „Ich wollte gerne eine Tochter des Fürsten des Ostens zur Gemahlin nehmen."

Die Reichsgrossen beratschlagten nun mit Ta Datu und Aju Saburi; der Ausgang ihrer Beratungen war, sie sollten Motanda Inta jenseit des Meeres führen, um ihn mit der Tochter des Fürsten des Ostens zu verheiraten.

An der Mündung des Flusses angekommen, feuerten sie ihre Gewehre ab.

Der Fürst des Ostens hörte es und sagte: „Was für ein Schiessen ist das an der Flussmündung; geht hin, Jungen, um zu sehen was es sei, ob es gut sei oder schlecht, damit wir Sicherheit haben."

Zwei Leute, die gesandt wurden, gingen hin, gelangten aber nicht ganz zur Stelle, denn als sie die Gewehre erblickten, fürchteten sie sich und kehrten zurück.

Der Fürst befragte sie; die Antwort aber war nicht ganz klar.

Darum sandte er drei Leute aus, die riefen und sagten: „Was seid ihr für Leute?"

Sie antworteten: „Nun, das sind *wir!*""

Dann feuerten sie ihre Gewehre ab, und die Kundschafter flohen davon.

Der Fürst befragte auch sie; auch ihre Antwort aber war nicht klar.

Aufs neue sandte er Leute aus, und zwar vier; diese kamen an die Flussmündung und sagten: „Was für Leute seid ihr?"

Die Ankömmlinge antworteten; „„Wir sind Leute des Ta Datu und des Aju Saburi, des Vaters der Motanda Inta; botschaftet dem Fürsten des Ostens und sagt ihm, wir seien nicht mit üblen, sondern mit guten Absichten hierher gekommen.""

Die Kundschafter kehrten zurück, und erstatteten dem Fürsten Bericht, mit den Worten: „Der Fürst des Abendlandes, Aju Saburi, hat seinen Sohn Motanda Inta gesandt, damit er im Morgenlande sich verheirate."

Der Fürst des Ostens antwortete: „Wenn dem so ist, so sende er Abgesandte zu uns, um sich mit uns zu besprechen: vielleicht kann ihr Auftrag uns gefallen."

Diese Botschaft wurde dem Aju Saburi übermittelt; als er sie

gehört hatte, so sandte er Botschafter zum Fürsten des Ostens.

Als diese angekommen waren, so sagten sie: „Wir kommen hierher, um einen Heiratsantrag zu übertragen."

Als der Fürst des morgenländischen Reiches den Auftrag des Aju Saburi vernommen hatte, so gab er weder Zeichen noch Antwort; er sandte die Leute zurück und hiess sie sagen, Aju Saburi und Motanda Inta sollten zu ihm kommen um sich mit den Häuptlingen der Dörfer zu besprechen, ob letztere geneigt seien, mit den Fremdlingen in Freundschaft zu leben, oder nicht; (in verblümter Redensart sagte er, ob wir innerhalb eines Dorfzaunes wohnen werden, oder nicht.)

Sie überbrachten den Auftrag; aufs neue gingen Leute mit, um sie zu begleiten; diese wurden gastfreundlich empfangen und es wurde ihnen Sirih dargeboten. So beratschlagten die Häuptlinge der Flussmündung mit den Häuptlingen des Dorfes des Aju Saburi, und wurden einig, und sagten: es ist gut, denn wir sind eines Stammes; die Heirat des Motanda Inta mit der Tochter des morgenländischen Fürsten ist gut."

So wurde denn die eheliche Verbindung vollzogen, und die Häuptlinge schlossen Freundschaft.

Als ein guter Tag erwählt war, wurde Motanda Inta zu seiner Braut geführt; und er vermählte sich mit der Tochter des Fürsten des Ostens.

Als man dort eingetroffen war, so traten sie in das Haus hinein, und kauten Sirih und assen zusammen, und die Sklaven freuten sich der Heirat ihres Herrn. Drei Nächte lang wurde Fest gefeiert; danach blieb Motanda Inta im morgenländischen Reiche wohnen.

Als die Hochzeit des Motanda Inta gefeiert worden war, so kehrte sein Vater nach seinem Dorfe auf der Insel zurück.

„Und ob sie noch Kinder bekommen haben" (so fügt der inländische Erzähler hinzu) „das habe ich nicht mehr gehört, denn als es soweit gekommen war, so litt es mich nicht länger vor Schlaf".

Der Werwolf.[1]

In einer Nacht kam ein Werwolf, der eines Menschen Gestalt angenommen hatte (seine eigene, körperliche Hülle aber war in seiner Wohnung) und schlich unter die Wohnung von einem seiner Dorfgenossen.

Von dort rief er zu einer Frau im Hause: „Werde ich dir begegnen, wenn du morgen hinausgehst Blätter zu holen um Reis darein zu wickeln?"

Die Frau war in tiefem Schlafe, hörte die Stimme des Werwolfes nicht, antwortete daher auch nicht.

Abermals sprach der Werwolf: „Werde ich dir dann begegnen, wenn du hinausgehst, Brennholz zu holen?"

Wieder keine Antwort.

„So werde ich dir begegnen in der Tabaksanpflanzung."

Die Frau war nicht aufgewacht, ihr Gatte aber hatte alles gehört, was der Werwolf gesagt hatte; und in der Stimme hatte er einen seiner Freunde aus dem Dorfe erkannt.

Am folgenden Morgen sprach er mit niemand über seine nächtlichen Erfahrungen.

An jenem Tage war grosses Gewühl im Dorfe, denn es sollte eben das Dach eines neuen Hauses gedeckt werden; dies war eine gemeinschaftliche Arbeit für alle männlichen Einwohner des Dorfes, während die Frauen und Mädchen innerhalb und ausserhalb des Hauses mit Kochen beschäftigt waren.

Nach dem Frühstück ging die Frau, zu der nachts der Werwolf gesprochen hatte, alsob sie durch heimlichen Antrieb gereizt würde, nach ihrer Tabakspflanzung. Unbemerkt folgte ihr ihr Gatte, und versteckte sich in das Dickicht in der Nähe des Tabaksfeldes.

Es dauerte nicht lange, so sah er den Werwolf in menschlicher

---

[1]) Vgl. Bemerkung VI.

Gestalt (sein sinnlicher Körper aber war mit Dachdecken beschäftigt) seiner Frau zueilen.

Drei Male stampfte der Werwolf mit dem Fuss auf den Boden, worauf die Frau zusammenbrach.

In diesem Augenblick eilte ihr Gatte herbei, und wollte über den Werwolf her mit einem Stück Holz; dieser aber wandelte sich sogleich in ein Baumblatt um. Der Mann griff das Baumblatt, schub es in einen Bambusköcher und verschloss die Öffnung aufs sicherte. Dann erweckte er seine Frau, die in Ohnmacht gefallen war und ging mit ihr nach dem Dorfe zurück unter Mitnahme des Bambusköchers mit dem Werwolf.

Als sie in das Dorf zurückkehrten, so sass der Eigentümer des Werwolfes (= der Mann, dessen Tanoana oder Lebensfluidum, Seelenstoff, eine andere Gestalt anzunehmen vermochte) auf dem Dache, und war gleichwie die anderen Männer mit Dachdecken beschäftigt.

Der Mann, der den Werwolf gefangen hatte, steckte nun den Bambusköcher in das Feuer, auf dem man eben Reis gekocht hatte. Unmittelbar schaute der Eigentümer des Werwolfes vom Dache herunter und rief: „Thue das nicht!"

Der Mann zog den Bambusköcher aus dem Feuer.

Einen Augenblick nachher steckte er denselben aufs neue ins Feuer und als ihn die Flamme verzehrte, so stürzte der Eigentümer des Werwolfes tot vom Dache hinunter.

Einmal war eine Frau gestorben, deren Gatte wegen des Verlustes so tief traurig war, dass er auch nachts Wache hielt bei dem Sarge seiner Frau, den er auf ein Gerüst im Walde gestellt hatte.

Die Frau aber war von einem Werwolf getötet.

Zuerst kamen Schlangen und anderes Ungeziefer, um den Mann zu verscheuchen: er aber achtete nicht darauf.

Dann kam der Werwolf in menschlicher Gestalt; er riss den Sarg von dem Gerüst herunter, schleppte ihn eine Strecke fort, öffnete ihn, und machte die Frau wieder lebendig.

Und als sie aufrecht sass in dem Sarge, eilte ihr Gatte herbei,

und ergriff den Werwolf; dieser aber verwandelte sich in ein Stück totes Holz. Schnell nahm dies der Mann, und verbrannte es. Seine Frau nahm er lebendig mit sich nach Hause.

In derselben Nacht starb der Eigentümer des Werwolfes, der Bewohner eines benachbarten Dorfes.

Auf Grund dieser Geschichte behaupten die Toradja, dass der Werwolf den Leichnam seines Opfers wieder aufsucht, es für kurze Weile wieder lebendig macht und es schliesslich wieder tötet.

XII. BUGINESISCHE UND MAKASSARISCHE LEGENDEN.

Die südöstliche Halbinsel von Celebes wird bewohnt von zwei Völkerschaften, den Buginesen und den Makassaren, welche, durch ihre gemeinschaftliche Abstammung und die Übereinstimmung ihrer Sitten und Bräuche, fast immer in einem Atem genannt werden und dennoch durch Sprachverschiedenheit, das Resultat der Wirkung verschiedener Lautgesetze, weit getrennt sind.

In litterarischer Hinsicht zeichnet sich das Buginesische weit vor dem Makassarischen aus, wenn auch ersteres hinter der javanischen und malayischen Litteratur noch weit zurückbleibt.

Die zahlreichen Erzählungen und Legenden der Buginesen und Makassaren bilden einen nicht zu vernachlässigenden Bestandteil der Litteratur, insofern sie häufig einen gewissen historischen Hintergrund haben, oder zur Erläuterung der Namen von Städten, Dörfern und Ortschaften dienen.

Ein auffallendes Kennzeichen der buginesichen Sprache, welches auch in einigen der folgenden Legenden an den Tag tritt, ist die Neigung nach plastischen Vergleichungen, und weitläufiger Redeverzierung; der Buginese überhaupt liebt sehr den Bilderschmuck der Redekunst, und kommt in einer Anrede nur mit weiten Winkelzügen zu seinem Ziel.

Die Macht der Thränen, oder der Ursprung der Braunfische.

In uralter Zeit lebte irgendwo eine Frau, die einen sehr geizigen und eigennützigen Mann hatte.

Eines Tages kam das jüngere ihrer zwei Kinder, ein Knabe, zu ihr, und bat sie um einen Fisch. Sie antwortete ihm, es sei kein Fisch mehr übrig, denn der noch Vorrätige wolle sie ihrem Mann aufbewahren.

Der Knabe aber hatte schon bemerkt, dass noch Fische für den Vater aufbewahrt wurden, und bat die Mutter, sie möchte ihm doch wenigstens einen davon geben.

Die Mutter bewilligte ihm seine Bitte, und begab sich dann an ihre Webearbeit.

Kaum hatte sie mit der Arbeit angefangen, so kam ihr Gatte nach Hause, und vermisste einen der Fische. Als er nun erfahren hatte, dass seine Frau denselben ihrem Kinde geschenkt hatte, so geriet er in Wut, und schlug sie mit der Weberspule derartig auf das Genick, dass das Blut hinaus kam.

Die arme Frau ging dann zum Flusse, um sich das Blut abzuwaschen; und seht! da wurde sie auf einmal von unten bis zu ihrem Nabel in einen Rudjung (Delphinenart) umgewandelt; selbstverständlich konnte sie in der Gestalt nicht heimgehen.

Sie fing bitterlich zu weinen an; und als nachher ihre zwei Kinder zu ihr kamen, waren auch diese ganz betrübt.

Endlich rief die Mutter; „Seid jetzt nur stille, es ist nun einmal die Anordnung des Allerhöchsten, dass ich teilweise in einen Fisch umgewandelt werden sollte. Kommt nur jeden Vor- und Nachmittag zu mir, so werde ich euch die Brust reichen, versäumt aber nicht mir Reis mitzubringen, der auf einem steinernen Teller gekocht ist, und den ihr zuvor mit Milch befeuchtet habt.”

Sodann gab sie ihrem ältern Jungen ihre Thränen: die sollte er unbemerkt dem Vater auf den Rücken reiben.

Sobald dies der Knabe gethan hatte, wurde der Vater auf einmal sehr gerührt, und erkundigte sich mit grösserem Interesse, wo denn die Mutter sei. Als er darauf erfuhr, dass sie sich in dem Meere befand, rannte er zur Thür hinaus, um sie aufzusuchen. Er tauchte unter das Wasser, und schwamm überall hinter ihr her. Wie sehr er sich auch bemühte, sie zu erwischen, es war alles umsonst; und schiesslich verlor er vor Ermüdung das Bewusstsein. Und als er wieder zu sich kam, so war er in einen Lumba (Braunfisch) umgewandelt worden.

So war denn dies der Lohn für die Misshandlung, seiner Frau angethan.

Die Thränen seiner Frau (d. h. der Delphine) aber übten nicht nur auf ihn jenen bezaubernden Einfluss, sondern werden bis heutzutage von den Eingebornen als zweckmässigstes Mittel angesehen, um das Herz einer schönen Jungfrau an sich zu fesseln.

Die geliehene Lanze.

In uralter Zeit lebte einmal ein Gärtner, dessen Anpflanzungen fortwährend von Wildschweinen zerstört wurden. Er bat daher einen seiner Freunde, ihm eine Lanze zu leihen, damit er die schädlichen Tiere bekämpfen könne.

Als ihm sein Freund eine Lanze geliehen hatte, dauerte es nicht lange, so gelang es dem Gärtner nachts, mittels jener Waffe, ein Schwein zu durchbohren. Der Schaft der Lanze aber brach leider entzwei, und das Vieh rannte mit der Spitze im Körper davon, und war bald seinen Blicken entzogen.

Der Freund, der grossen Wert auf seine Waffe legte, wollte sich keine Entschädigung, und wäre sie auch noch so gross, gefallen lassen, sondern bestand nur darauf, dass der Gärtner ihm die geliehene Waffe ungeschädigt zurückgäbe.

Der Gärtner, der nicht wusste was anzufangen, streifte Tage lang im Hain umher. Da entdeckte er endlich, in der Mitte des Waldes, ein grosses Loch im Boden, in das anscheinend ein Schwein hinuntergestiegen war; die Tiefe des Loches aber war geradezu unermesslich.

Schliesslich fiel es ihm ein, eine Unzahl von Kaleleng [1]) an einander zu binden, und sich, an der Kette, bis unten in die Grube sinken zu lassen. Sollte er dann das Schwein mit der Lanzenspitze gefunden haben, so wollte er solches kennbar machen durch Ziehen an den Kaleleng. Etwaige Vorübergehende könnten ihn dann wieder hinaufziehen und in die Menschenwelt zurückführen.

[1]) Ein besonders kräftiges Schlinggewächs.

Als am Ende der Gärtner fast den Boden der tiefen Grube erreicht hatte, gelangte er in der Krone eines Manggabaumes (Mangifera indica) an. Und an den Fuss jenes Baumes gekommen, wurde es ihm klar, dass er in der Unterwelt sei. Hier erblickte er eine Frau, die beschäftigt war, am Brunnen Wasser hinaufzuziehen und ganz niedergeschlagen ausschaute. Er wurde von ihr benachrichtet, dass in jenen Gegenden ein grosses Unglück stattgefunden habe. Ein Sohn des Fürsten, der einige Zeit auf der Erde verweilt hatte, war schwer verwundet von dort zurückgekehrt. Und obwohl man schon alle Ärzte des Landes zur Hilfe gezogen hatte, war es doch nicht einem von ihnen gelungen, einige Linderung zu bringen.

Der Gärtner stellte sich nun, als ob ihm die Heilkunde durchaus nicht fremd wäre; demzufolge wurde er sofort vom Fürsten zu sich beschieden, und beauftragt, das Mögliche zu thun um den Prinzen zu heilen.

Er stellte sich dem Könige zur Verfügung, machte aber die Bedingung, man solle ihn drei Tage und drei Nächte mit dem Patienten allein bleiben lassen. Dazu sollte man sie beide mit sieben schweren Vorhängen umgeben, damit Niemand im Stande sei, sie zu beobachten.

Als er nun mit dem Prinzen ganz allein war, so erkannte er sofort, dass der Prinz das nämliche Schwein sei, welches er auf der Erde mit seiner Lanze durchbohrt hatte, denn der abgebrochene Teil der Lanze steckte noch in des Prinzen Hals.

Sobald nun die Nacht hereingebrochen war, tötete er den Prinzen; ausser der Lanze, nahm er auch eine prächtige Halskette, und ein köstliches Schwert mit goldnem Griffe, Besitztümer des Prinzen, mit sich.

Dann eilte er zurück zum Manggabaume, kletterte bis zum Wipfel hinauf, und erreichte auf die Weise das Ende der an einander gereihten Kalelengranken. Und kaum hatte er sie tüchtig geschüttelt, so zog man ihn schon wieder hinauf.

Selbstverständlich war ein Jeder erstaunt der ihn seine seltenen Erlebnisse erzählen hörte. Sogar der Herrscher jenes Landes war so für den unerschrockenen Gärtner eingenommen, dass er ihm seine Tochter als Gemahlin schenkte, und ihn statt seiner als König herrschen liess. Die Halskette und das herrliche Schwert wurden nunmehr unter die vornehmsten

„Ornamente" (Reichsinsignien [1]) gezählt, und sollen noch immer in Gowa (Reich und Stadt auf Süd-Celebes) aufbewahrt werden.

---

[1]) Gleichwie die Eingebornen des ostindischen Archipels allen „Pusaka" (Erbstücke der Ahnen) eine hohe Ehrerbietung darbringen, so steigert sich diese oft zu abgöttischer Verehrung, wenn es den Reichsinsignien, den Erbstücken der Vorfahren von Fürsten, gilt. Unter diese Reichsinsignien befindet sich nebst goldnen und silbernen Gegenständen von hohem Werte auch viel unansehnliches, altes Gerümpel, wie Knochen, Zweiglein u. s. w. Zumal in Süd-Celebes wird den Reichinsignien — dort bei den Holländern unter dem Namen „Ornamente" bekannt — geradezu göttliche Verehrung gezollt. Sie stehen unter der Aufsicht gewisser Priesterinnen, die sie nur bei seltenen Gelegenheiten unter unzähligen Ceremonien zum Vorschein bringen, um sie den Blicken der Verehrer und Opferspender zu zeigen.

Die Vorfahren der Holländer.

Vor Zeiten war in Luwu ein Fürst, der an Hautkrankheit litt, und wegen des ansteckenden Charakters der Krankheit aus seinem Lande gebannt wurde.

Man stellte ihn auf ein Floss von Pisangstämmen, und liess ihn also, von seinem geliebten Hunde begleitet, auf dem Meere vom Winde umhertreiben.

Als er nach einigen Tagen in Bone ans Land gekommen war, so wurde er auch vom Fürsten jenes Reiches verstossen.

Darauf zog er mit seinem Hunde nach dem Berge La-Darapung, an dessen Fuss er sich eine Hütte erbaute.

Hier ernährte er sich mit Baumfrüchten und Blättern; bis er eines Tages sich übereilte, und mit dem Hunde in zu enge Gemeinschaft geriet.

Demzufolge brachte das Tier zwei Kinder menschlichen Geschlechts zur Welt, einen Knaben und ein Mädchen.

Beide hatten hellfarbige Augen, weisses Haar, und eine blanke Haut.

Und dies sollen die Urahnen der Holländer gewesen sein!

Sobald dem König von Bone diese Abscheulichkeit zu Ohren kam, sandte er einen Boten, dem Luwu-Fürsten zu befehlen, er solle augenblicklich das Land verlassen.

Bevor der Prinz diesem Befehl Gehör leistete, führte er den Abgesandten noch entgegen:

„Die Welt wird erst dann untergehen, wenn die Nachkömmlinge dieser Kinder euch die Augen auf- und niederschlagen lassen werden." (d. h. über euch herrschen werden).

Nach diesen Worten war er mit seinem Hunde und seinen Kindern verschwunden.

Die Makassarische Aschenbrödel.

In alten Zeiten wohnten einmal im Lande von Bantaeng (vulgo Bonthain, Hafen auf Süd-Celebes) sieben Schwestern.

Nach dem Tode der Eltern hatte die älteste dieser Schwestern die Obergewalt über dem Haushalt bekommen, und erteilte demgemäss allen anderen alltäglich ihre Aufgabe.

So war die Pflicht der jüngsten, jeden Tag das für die Küche benötigte Holz herbeizuholen.

Eines Tages, als sie zufällig ein Bad in dem Fluss nahm, fing sie einen Fisch, namens Djulung-djulung; den nahm sie mit sich und stellte ihn in das Brunnenbecken vor der Grotte Tjalindo-lindo. Tagtäglich gab sie dem Fische die Hälfte ihres Reises, und sang dazu:

> Djulung-djulung, komme oben,
> Iss Reis vom steinern Teller,
> Der mit Milch gewaschen ist.

Und sobald der Fisch diesen lieblichen Gesang hörte, so kam er gleich herauf, um seine Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Auf diese Weise wurde der Fisch jeden Morgen vom Mädchen bewirtet, bis er die Grösse eines länglichen Kopfkissens erreicht hatte.

Aber, o Weh!, kaum hatten es die Schwestern des Mädchens verspürt, dass es je länger je magerer wurde, so fingen sie an, es fortwährend genau zu beobachten.

Und es stellte sich nun bald heraus, dass sie stets die Hälfte ihres Essens dem Fische abtrat, und folglich selbst nur unzulängliche Nahrung zu sich nahm.

Ob es bloss reine Schwesterliebe war, oder vielmehr die Verlockung des herrlichen Djulang-djulang-fisches, ist fraglich; nur dies ist gewiss: der Fisch wurde gefangen und heimlich aufgeknuspert.

Als am folgenden Morgen die jüngste Schwester wieder nach der Grotte von Tjalindo-lindo gegangen war, und dort ihr

übliches Lied anstimmte, da wartete sie vergebens auf des Djulung-djulung's Rückkehr.

In Verzweiflung kehrte sie heim, und verbrachte nunmehr Tag und Nacht mit Schlafen, ganz und gar in ihren Sarong gewickelt.

Eines Morgens aber wurde sie durch das Krähen eines Hahnes geweckt. Und im Krähen benachrichtigte sie der Hahn, dass die Gräten ihres trauten Fisches unter der Küche versteckt lagen.

Sofort stand sie auf, grub die Gräten aus, and begrub sie bei der Grotte von Tjalindo-lindo, unter dem Singen des Liedes:

> Du musst aufwachsen, mein Djulung-djulung,
> Bis du ein Baum geworden bist;
> Und deine Blätter sollen auf Java fallen;
> Und der König von Java wird dich aufraffen.

Und thatsächlich wuchsen die Gräten bald zu einem Baume auf, dessen Stamm Eisen, dessen Blätter Tjindé (Seidenstoff), dessen Dornen Nadeln, dessen Blüten Gold, und dessen Früchte Diamanten waren.

Als der Baum gross geworden war, so fiel, dem Wunsche des Mädchens entsprechend, ein Blatt desselben auf Java.

Als das schöne Blatt dem König von Java gezeigt wurde, so fasste er sogleich den Entschluss, ein Land, dem eine solche schöne Sache entstammte, zu besuchen.

Als der Fürst schon mehrere Tage auf Celebes herumgestreift hatte, so fand er eines Tages, während er auf der Jagd war, den grossen Wunderbaum von Tjalindo-lindo. Aber wie sehr er sich auch bemühte, den Ursprung desselben nachzuforschen, es war alles umsonst. [1])

[Nachdem er von seinen Dienern die Auskunft bekommen hatte, dass in der Nähe der Grotte einige Schwestern wohnten, beschied er die Mädchen zu sich, mit der Aussicht, bei ihnen nähere Erkundigungen inbetreff der Entstehung des Baumes einziehen zu können.]

Die sechs Geschwister, dem Aufrufe des Fürsten Gehör

---

[1]) Am dieser Stelle forderte die von Dr. Matthes mitgeteilte Legende, (wenn die Verständlichkeit nicht durch die Kürze beeinträchtigt würde) die in den fünf folgenden Zeilen enthaltene, oder eine derartige Erörterung.

leistend, kamen zu ihm; konnten aber seine Wissenslust nicht befriedigen.

Als sie gefragt wurden, ob nicht eine von ihnen zu Hause geblieben sei, so war ihre Antwort: „Ja, die jüngste; sie ist aber nur ein Einfaltspinsel, und weiss von nichts als von dem Haushalt."

Dennoch bestand der Fürst dringend darauf, dass auch sie herbeigeholt werde.

Und, wundersames Ereignis! kaum kam sie in Sicht, da neigte sich der Baum aufs unterthänigste vor seiner Herrin zur Erde. Das Mädchen pflückte einige seiner Blätter und Früchte, und überreichte dieselben dem Fürsten.

Der Fürst war durch diese Huldigung so eingenommen, dass er sich die jüngste Schwester zur Gemahlin erwählte, und sie mit ihren Schwestern nach Java überführte.

Später aber kehrte die ganze Familie nach Celebes zurück.

Die schwarze Cypern-katze.

Es war einmal eine schwarze Cypern-Katze; die — wie es bei Katzen mehr geschieht — ein wenig naschhaft war. Demzufolge hatte sie sich eines Tages auf der Vorratkammer ihres Herren ein Leckerbissen weggekapert.

Kaum hatte man dies verspürt, so wurde das naschhafte Tier allenthalben verscheucht, sogar als es unter den auf dem Speicher aufbewahrten Reisgarben seine Zuflucht gesucht hatte.

Das Verfahren erregte den Zorn der Sangiyan-sarri [1]), der Tochter des Batara-Guru, aus deren Asche einmal auf Süd-Celebes die herrliche Reispflanze gekeimt war, und die folglich von dem Augenblick an allgemein als Göttin der Reispflanzen verehrt wurde.

Diese Sangyian-sarri fühlt zu grosse Verbindlichkeit gegen das edle Katzengeschlecht, um je vergessen zu können, dass die Ratten und Mäuse alle Arten ihres Reisgewächses zerstören würden, sobald das nützliche Haustier nicht mehr da sein würde.

Also kann es Niemand wunder nehmen, dass die Göttin mit allen ihren Dienern sich auf immer von dem Orte verabschiedete, wo sich ein solches undankbares Menschengeschlecht aufhielt.

So schwebte sie denn durch die Luft anderwärts hin, in der Hoffnung einen Ort zu finden wo man mehr Katzenliebe und höhere Achtung für das unschätzbare Reisgewächs hegte.

Leider wurde mancher Ort vergebens von Sangiyan-sarri und den ihrigen besucht, bis sie endlich im Reiche Barru ein braveres Menschengeschlecht angetroffen zu haben meinte, weil man sie dort aufs feierlichste empfing.

Bald aber stellte es sich heraus, dass man auch dort dem Reis nicht mit der ihm gebührenden Ehre begegnete.

[1]) Vgl. Bem. I.

Zum Beispiel:

Die Mägde holten zu unbequemer Stunde, ohne geziemende Toilette gemacht zu haben, den Reis vom Speicher! Man verschwendete den Reis, und liess ihn geringschätzig hinunterfallen alsob es nur ein geringes, nichtsnütziges Gewächs wäre!

Nach bitterer Enttäuschung fasste Sangiyan-sarri den Entschluss, mit ihren Heerscharen für immer die frevelhafte Erde zu verlassen, und himmelwärts zu steigen.

Zum Glücke aber gelang es Patótóe, dem Lenker des menschlichen Verhängnisses, sei es auch mit grosser Mühe, sie zu überreden, wieder auf die Erde zurückzukehren, und also einer allgemeinen Hungersnot vorzubeugen. Ihr Hinabsteigen in das Reich Barru aber geschah nur unter der Bedingung, dass man ihr (d. h. dem Reis) nunmehr die ihr gebührende Ehre zeigen werde, weil sie sonst aufs neue, und dann auf immer, in höhere Regionen ihren Wohnsitz nehmen würde.

Die versteinerte Familie.

In früheren Zeiten war einmal irgendwo in den nördlichen Districten von Süd-Celebes eine jung-verheiratete Frau, die in ihrem neben dem Flusse liegenden Hause emsig mit Weben beschäftigt war.

Plötzlich entglitt der Weberkamm ihren Händen, und fiel durch eine Ritze des Bodens unter das Haus.

Sie schaute nach links und rechts, vor- und rückwärts; es war aber Niemand um ihr zu helfen.

Da nahm sie, ohne Rücksicht auf die abschreckenden Beispiele aus alten Zeiten, ihre Zuflücht zu ihrem Hunde, den sie bat, ihr den Kamm zurückzubringen.

Das Tier war sogleich zu ihrem Dienste bereit, und kam bald mit dem Kamm in dem Maule herbeigelaufen.

Kaum aber hatte die Frau den Kamm angenommen, so wurde sie mitsammt dem Hunde versteinert.

Unerklärlicher Weise bemerkte der junge Gatte, als er nach Hause gekommen war, nichts von seiner versteinerten Gattin noch von ihrem Hunde. Als ihm keiner der Hausgenossen einige Nachricht erteilen konnte, so schiffte er sich in seinem Prau ein, um auf den Fluss zu gehen, seine Frau zu suchen. Und wirklich fand er im Strome Weib und Hund ganz versteinert zurück.

Vor Verzweiflung betrug er sich im schmalen Nachen so wild und rücksichtslos, dass das Fahrzeug sank, und ebenfalls mit ihm in Stein umwandelte.

Daher wird der Fluss, zumal die Stelle wo diese Ereignisse vor sich gegangen waren, *Batunapara*, d. h. „besonders harter Stein", genannt.

Und bis zum heutigen Tage sind die dort vorüberfahrenden Kaufleute äusserst vorsichtig, die Versteinerungen nicht mit den Bootshaken oder dem Ruder zu berühren, zweifellos würden sie dann untergehen, wenigstens in ihrem Handel Schaden erleiden. Dazu versucht man zeitweise den dort hausenden bösen Geist mittels Opferspenden zu versöhnen.

Die faule junge Frau.

ODER DIE ABSTAMMUNG DER AFFEN.

In der Vorzeit lebte einmal eine junge Frau, die so faul war dass sie, trotz der Befehle ihrer Mutter, nur durchaus nicht arbeiten wollte.

Als allen ihren Mahnungen nur immer kein Gehör geleistet wurde, stellte die Mutter eines Tages eine irdene Bratpfanne auf das Feuer; und als dieselbe tüchtig geheizt worden war, wurde die junge Frau darauf gesetzt.

Bald wurde ihr die Hitze unerträglich; plötzlich sprang sie von der Bratpfanne hinunter, und lief zur Thür hinaus, um sich in den Wald zu verstecken.

Und dort wurde sie von Allah, zur Strafe für ihre Faulheit und ihren Ungehorsam, in einen Affen ungewandelt.

Mit diesem Affen vermählte sich nachher ein Palando (Zwerghirsch), und dieser Vermählung entstammt das heutige Affengeschlecht.

Und dass die Affen auf Süd-Celebes noch immer nicht ihre menschliche Abstammung vergessen haben geht hieraus hervor, dass einmal, wie das Gerücht geht, ein Prinz der Affen sich erkühnt haben soll, um die Hand einer buginesischen Fürstin zu werben.

Die schlauen Holländer.

Zur Zeit, als das Reich Gowa noch einer der mächtigsten Staaten in Süd-Celebes war, kamen die Holländer in die Nähe der heutigen Hafenstadt Makassar vor Anker und machten dem Könige von Gowa kennbar dass sie hohen Wert darauf legten, mit S. M. als Freunde und Brüder Verkehr zu haben. Darum dünkte es ihnen in jeder Hinsicht wünschenswert, dass ihnen auf dem Lande irgendwo ein Plätzchen abgetreten würde, damit sie nicht fortwährend nach ihren Schiffen zurückzukehren brauchten. Das Plätzchen brauchte überhaupt nicht gross zu sein: wäre es nur von der Grösse eines Pfennigs, so wäre es schon hinreichend.

Als selbstverständlich der Fürst dagegen kein Bedenken trug, und demgemäss seinen „Baté-salapang" oder Reichsgrossen beauftragte, den Holländern so vieles Land, als ein Pfennig umfassen konnte, abzutreten, gingen die Reichsgrossen hinaus um mit den Holländern einen bequemen Platz auszuwählen.

Wie erstaunt waren sie aber, als die Holländer den Pfennig so auseinander zu ziehen verstanden, dass ein Kupferdraht entstand von der Dicke eines Haupthaares. Dieser Kupferdraht umfasste also eine viel grössere Oberfläche des Landes, als sie erwartet hatten.

Empört eilten sie zum Fürsten, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Der Fürst aber sagte: „ich habe nun einmal mein Wort gegeben, und will es halten. Lasst es daher nur so bleiben; bald aber werde ich sie wohl fortjagen."

Den letzteren Teil seines Versprechens aber hat der Fürst bis jetzt wohl nicht halten können.

Die kranke Prinzessin und der weisse Büffel.

Im Reiche Luwu war vorzeiten ein Padjung (= Fürst, buchstäblich: Sonnenschirm) dessen Tochter von einer ansteckenden, unheilbaren Krankheit heimgesucht war.

Die Reichsgrossen, die mit Recht einsahen, dass eine mit solcher Krankheit behaftete Fürstin unschädlich gemacht werden musste, erkühnten sich jedoch nicht, den Fürsten bezüglich einer so delikaten Gelegenheit flott weg anzureden.

Mit zitternder Stimme fragten sie daher, worauf S. M. mehr Wert lege, auf *ein*, oder auf *mehrere* Eier?

Durch diese verblümte Redensart machten sie wohl kennbar, dass der König die Wohlfahrt des ganzen Volkes nicht einem einzigen Individuum zum Opfer bringen dürfe.

Der Fürst verstand es anscheinend auch also, und fasste daher den Entschluss, sich von seiner geliebten Tochter zu trennen.

Auf welche Weise aber diese Absicht auszuführen? Denn das teure „weisse" Blut einer solchen Fürstin durfte ja keineswegs vergossen werden.

Nach längeren Beratungen fiel es ihm endlich ein, ein grosses Floss machen zu lassen, und die Fürstin mit ihren Ammen und weiterem Gefolge den Meereswellen zu überlassen.

Als das Floss geraume Weile von den Wogen hin und her getrieben worden war, landete es schliesslich an einem, der Fürstin und ihrem Gefolge völlig unbekannten, Gestade.

Sofort stieg die Prinzessin ans Ufer, und nach mehreren Streifzügen siedelte sie sich schliesslich unter einem hohen Wadjó-baume an.

Nachdem man der Prinzessin in der Nähe dieses Baumes ein Haus errichtet hatte, geschah es eines Tages, dass ihr Volk auf das Feld gegangen war, um zu ernten.

Und seht! da kamen viele Vögel, und stürzten sich auf den vor ihrer Wohnung ausgebreiteten Padi (Reis). Weil die

Prinzessin nur allein zu Hause war, stieg sie hinunter, um die Vögel zu verscheuchen.

Es war dort auch ein weisser Büffel, der nicht nachliess, sie zu verfolgen, bis sie endlich auf dem Boden niedersank, und nichts weiteres als einen tödlichen Stoss erwartete.

Das Tier dagegen fing jetzt an, ihr den ganzen Körper abzulecken, und liess sie weiter unbehelligt.

Als sich der Büffel entfernt hatte, ging die Prinzessin sogleich hin ein Bad zu nehmen; und als sie nachher in den Spiegel schaute, so wurde sie gewahr, dass ihr äusseres Ansehen sich schon bedeutend verbessert habe.

Seitdem liess sie sich tagtäglich, wenn ihr Volk aufs Feld hinausgezogen war, von dem Büffel belecken. Und sehet! innerhalb weniger Tage war ihre abscheuliche Krankheit vollständig geheilt, und durfte sich die junge Prinzessin ihrer zurückgekehrten Schönheit freuen.

Kurze Zeit nachdem dieses erfreuliche Ereignis stattgefunden hatte, war ein Sohn des Königs von Bone (vulgo Boni) in den Wald gezogen. Durch seine Leidenschaft für die Jagd verführt, hatte er den Weg unbeachtet gelassen, bis er sich schliesslich im Walde verirrt hatte.

Mehrere Tage lang schweifte er im Hain umher, und war endlich in Gefahr, mit seinen Gefährten vor Hunger zu sterben.

Zum Glück aber war er nicht weit mehr von dem Wohnsitz der Luwuschen Prinzessin entfernt; und bald wurde dieselbe von den Begleitern des Prinzen entdeckt.

Kaum hatten sie der schönen Waldprinzessin die Not ihres Herrn kennbar gemacht, so erteilte sie den Befehl, eine Fülle ausgelesener Speisen zu bereiten.

Die gute Nachricht überraschte den Prinzen aufs freudigste. Weil seine Begleiter dazu die Anmut und Holdseligkeit der milden Gastgeberin übermässig lobten, beeilte sich der Prinz, möglichst geschwind der schönen Prinzessin seine Huldigung darzubringen.

Die reizende Schönheit, so wie die unbegrenzte Freigebigkeit der Fürstin übertraf noch bei weitem die Darstellung der Begleiter.

Körperlich ganz erquickt, der Seele nach aber tief gebeugt, trat er die Rückreise nach Bone an.

Als er dort angekommen war, warf er sich auf seine Schlafstätte, und verweigerte sich hartnäckig, Speise oder Trank zu sich zu nehmen.

Verzweifelt fragten die besorgten Eltern alle, die mit dem Prinzen zur Jagd gezogen waren, zumal den Häuptling, dem die Sorge für des Prinzen Pferde übertragen war, was doch stattgefunden habe, dass der Prinz sprachlos niederlag.

„Sie dürfen mich töten, o Fürst", also fing der Häuptling mit tiefer Ehrfurcht zu sprechen an: „Sie dürfen mich wie das Vieh zur Schlachtbank führen! Denn *ich* bin nur ein *Blatt*, *Sie* sind der *Wind*, der mich in allen Richtungen durch die Luft schweben macht. *Ich* bin ein *Hackmesser*, *Sie* sind *der Mann*, *der es hantiert!* Hören Sie meiner Rede zu! Der junge Prinz hat nicht Fieber, auch ist es nicht Kopfschmerz, der ihn an sein Lager fesselt. Was ihm Schmerz macht, ist nichts weiter als die Pein der Liebe!"

Und auf die Weise fuhr er fort, die Ereignisse bis in Einzelheiten darzustellen.

Sobald der Mann seine Beschreibung vollendet hatte, schwur der Fürst einen teuren Eid, dass der Wunsch seines Sohnes erfüllt werden solle, es koste was es wolle.

Die Reichsgrossen von Bone, ihrer Anzahl wegen unter dem Namen Aru-pitu (sieben Fürsten) bekannt, und der Kali (Oberpriester) wurden beschieden, und vom Könige beauftragt, im Namen S. M. behufs des jungen Prinzen um die Hand der Luwuschen Prinzessin zu werben, zugleich aber Krieger mitzuführen und dem Volk von Luwu, falls man eine abschlägige Antwort bekommen würde, mit Krieg zu drohen.

Die Aru-pitu und der Kali brachen sofort zur Reise auf, um möglichst schnell den ihnen erteilten Auftrag zu erledigen.

Als sie die fürstliche Wohnung erreicht hatten, liessen sie sich auf übliche Weise melden, und wurden gleich gebeten, einzutreten.

Nachdem sie auch gehörig die unvermeidliche Sirih-Pinang gekaut hatten, erkundigten sie sich an erster Stelle nach der Fürstin, und bekamen die Nachricht, dass die Prinzessin sich in ihren Gemächern befinde; die ehrwürdigen Ammen aber seien bereitwillig, die Botschaft der Abgesandten zu übermitteln.

„Wir, Aru-pitu des entferntes Reiches Bone", so lautete

die Anrede der Abgesandten, „sind mit dem Oberpriester des Reiches hierher gekommen, um, nach dem Befehl des grossen Fürsten Bone's und seiner Gemahlin, den Vorschlag zu machen: man möge den männlichen Büffel von Bone umtauschen gegen die Büffelkuh von Luwu, die hier unter dem Wadjo-Baume ihren Wohnsitz genommen und das Land urbar gemacht hat. Und sollte das Volk von Luwu sich diesem Tauschhandel abgeneigt zeigen, so mache es sich bereit, Benteng (irdene Brustwehre) aufzuwerfen, so hoch wie die höchsten Paläste."

Die Ammen, welche die sonderbare Bildsprache sehr gut verstanden, antworteten, sie wollten den Vorschlag von Bone erwägen, und denselben mit der jungen Fürstin besprechen.

Letztere sprach sich dafür aus, dass sie sich in jeder Hinsicht dem Gutachten der Ammen und Ältesten unterwerfen wolle. Nur diese Bedingung wurde von ihr gemacht, dass ihr der Büffelstier nicht mit Geringschätzung begegne, und sie seine Liebe auch nicht mit anderen zu teilen brauche.

Als diese Antwort der Gesandtschaft zur Kenntnis gebracht worden war, kehrte sie mit grosser Eile nach Bone zurück, wo das fürstliche Ehepaar mit ängstlicher Ungeduld des Ausganges der Sendung harrte. Selbstverständlich war das Elternpaar so wie der junge Prinz ganz zufrieden, als ihnen die gute Nachricht gebracht wurde.

Und so wurde denn die eheliche Verbindung, so bald es nur die buginesische Hofsitte gestattete, mit grosser Feier geschlossen.

XIII. FABELN UND ERZÄHLUNGEN DER GALELARESEN.

Galela ist der Name eines Distrikts auf der nördlichen Hälfte der eigentümlich formierten Insel Halmahera oder Djailolo, welche östlich von Celebes, etwa zwischen 1° S. B. und 2° 30′ N. B., und zwischen 122° und 129° Ö. L. (von Greenwich) liegt.

Die Bevölkerung steht unter der Botmässigkeit des Sultans von Ternate, und, weil letzterer ein Vasall der holländischen Regierung ist, auch unter holländischer Obergewalt. Sie ist, mit den Bewohnern von Ternate und Tidore, im Äusseren sehr von den übrigen Indonesiern und Papua's unterschieden, und kommt gewissermassen dem kaukasischen Typus nahe.

Auch die Sprachen der obengenannten Stämme bilden eine den andren indonesischen Mundarten ganz unähnliche Gruppe. Um nur einige der hervorragendsten Unterschiede zu nennen, sei hier erwähnt, dass die galelaresische Sprache im Stande ist, die drei grammatischen Geschlechter zu unterscheiden, und zwar in dem Personalpronomen dritter Person Einzahl, und mittels Personalexponente bei dem Prädikat; dass weiter beim Verbum sich ein ganzes System von Andeutung der Personen und des Objekts mittels pronominaler Exponente vorfindet. So ist z. B. *du* ergreifst mich — [ngòno (du)] *no*-i-tago; aber: *er* ergreift mich — [una (er)] [1]) *wo*-i-tago.

Obwohl auch die erwähnten Eigenarten dieser Sprachen ihresgleichen im weiteren indonesischen Sprachgebiete nicht finden, so ist dennoch ihre Verwandschaft mit der malayo-polynesischen Sprachfamilie unstreitig; der Meinung von Professor H. Kern nach muss die Gruppe in sehr weiter Vergangenheit sich von allen übrigen Verwandten getrennt haben, und, nach Trennung von Jahrtausenden, erst in späteren Zeiten mit den Schwestervölkern wieder in Berührung gekommen sein.

---

[1]) Die eigentlichen Pronomina können ausgelassen werden.

Noch eine weitere Eigenheit der galelaresischen Sprache darf nicht unerwähnt bleiben. Es ist die Gewohnheit, unter Umständen ein anderes Wort als das übliche zu gebrauchen, und zwar um nicht die Namen der älteren Mitglieder der anvermählten Familie nennen zu müssen, oder Wörter, die mit den genannten den nämlichen Auslaut oder Klang besitzen. Wir begegneten schon im Sangiresischen einer ähnlichen Erscheinung, nämlich dem Sasahara, ebenso in der Baréesprache, wo während der Reisernte viele tägliche Wörter pomali = verboten sind. Es sind dies alle Zweige des im ganzen weiten malayisch-polynesischen Gebiete, von Madagaskar bis in den Grossen Ocean, verbreiteten Gesetzes des Tabu oder Pĕmali, welches in gewissen Umständen und hinsichtlich gewisser Personen den Menschen allerlei, darunter auch den Gebrauch vieler Wörter, untersagt. Die Untersagung der bezüglichen Wörter kann der Ehrfurcht gegen Ältere und Vörgesetzte wegen, oder aus Furcht vor der Strafe der Götter und Geister stattfinden. Bei weiterer Durchführung dieses Prinzips kann dadurch schliesslich tief eingreifender Einfluss auf die tägliche Sprache geübt werden. Um so mehr wird dies der Fall sein, weil in vielen Sprachen der malayisch-polynesischen Gruppe die Eigennamen vielfach auch zugleich Namen von täglichen Gegenständen sind. Noch mehr wird die Sprache allmählich umgestaltet werden können, wo, wie im Galelaresischen, auch die mit den verbotenen Namen ähnlich auslautenden oder klingenden Wörter der täglichen Umgangssprache entzogen werden; oder wo, wie auf Madagaskar, das Verbot bis zu den einzelnen Sylben oder Teilen des „fady"-Namen sich ausdehnt. Und so könnte denn endlich auch der Unterschied zwischen den sogenannten Spracharten im Javanischen (Ngoko und Krômô), mit leichter Differenzierung des Prozesses, aus dem Namen-Verbot hervorgegangen sein. [1])

Die Fabeln und Erzählungen werden von den Galelaresen vielfach zum Gehöre gebracht in den langen Nächten, die sie wachend verbringen müssen bei den während drei oder vier

[1]) Vgl. Prof. Dr. Kern. Woordverwisseling in het Galelareesch. „Bijdragen" Th. 42.

Tage über der Erde stehenden Leichnamen ihrer Verwandten oder Nachbarn. Sie sind alsdann in grosser Menge beisammen, und müssen sich hüten, nicht schläfrig zu werden, weil sonst, während ihrer Unautmerksamkeit, die bösen Geister den Leichnam hinwegraffen könnten. Bemerkenswert ist dass für diese Vorträge gemeiniglich die ternatanische Sprache verwendet wird — es ist die gemeinverständliche Sprache für diesen Teil des Molukschen Archipels mit seinen zahllosen Mundarten, dazu die Sprache des Fürsten, welche durch die Galelaresen auf ihren weiten Streifzügen bald erlernt wird.

Die Vögel erwählen sich einen König.

In uralter Zeit ratschlagten die Vögel unter einander, und wurden darüber einig, sich einen König zu erwählen. Da sprachen sie: „Wir werden nach oben, zum Himmelszelt fliegen, und giebt es einen der bis zum Himmel gelangt, und ein Stückchen der Himmelswand mitbringt, so sei der unser König."

Da stimmten alle die Vögel diesem Antrage bei.

Der Vogel aber, Kolibri genannt, holte sich zuvor ein Stückchen von der Rinde des Salé-baumes (eine Palmenart mit weisser, glänzender Rinde). Dies steckte er sich zwischen die Flügel.

Da flogen die vielen Vögel auf, nach oben, zum Himmelszelt.

Und als sie unterwegs waren, da wurde der Kolibri dermassen ermüdet, dass er sagte: „Ich kann nicht weiter; darum will ich mich auf des Rhinocerosvogels Rücken setzen."

Gesagt, gethan. Der „Jahrvogel" aber fühlte nicht einmal den Kolibri.

Schliesslich waren auch die Kräfte des Jahrvogels und aller andren Vögel völlig erschöpft, und einer nach dem anderen kehrte nach unten zurück.

Der Kolibri aber verliess nun des Jahrvogels Rücken, flog weiter nach oben, und sagte zu den andren Vögeln: „Wie? geht ihr schon wieder zurück? Wohlan, folgt mir doch!" Seine Gefährten aber...... nein! sie waren schon zu müde.

So stieg der Kolibri allein weiter auf; den Himmel aber erreichte auch er nicht.

Am Ende kehrte auch der Kolibri zurück, flog hinunter, zeigte seinen Gefährten das Stückchen Baumrinde, und sprach:

„Seht! ihr seid nicht angekommen; nur ich habe das Himmelszelt erreicht, und habe auch ein Stückchen von demselben mitgebracht!"

Da sagten die vielen Vögel und der Jahrvogel: „Sogar

unsereiner ist nicht angekommen, und sollte er, ein so kleines Ding, den Himmel erreicht haben, und über uns König werden?"

Da ratschlagten all die Vögel und sagten: „Lasst uns insgesammt ihm nachsetzen. Denn er ist nur ein so winziges Ding und der solllte unser König sein?"

So vereinigten sich alle die Vögel und verscheuchten den Kolibri allenthalben. Dieser floh vor ihnen und fand ein Mäuseloch, wo er sich versteckte. So konnten ihm die Vögel nichts zu Leide thun.

Darauf versammelten sich wieder die vielen Vögel: sie wollten sich einen Polizei-Diener erwählen. Einer der Vögel, die Eule, wurde dazu ernannt, und zwar weil seine Augen so gross waren. So sollte denn die Eule das Mäuseloch bewachen. Und als sie geraume Zeit, dasselbe bewacht hatte, so fing sie an vor Schläfrigkeit mit dem Kopfe zu nicken. So bald dies der Kolibri bemerkte, kam er heraus und flog hinweg.

Dann kamen die Vögel und fragten die Eule: „Warum hast du nicht Wache gehalten?"

Und sie vereinigten sich und jagten der Eule nach. Diese versteckte sich in ein dichtverwobenes Gewirr von Kletterpflanzen.

Und daher rührt es, dass die Eule bei Tage nicht mehr ins Freie kommt (denn sie fürchtet sich vor ihren Feinden und fliegt daher nur bei Nacht).

Die Sau und die Brummfliege.

Einst gingen die Sau und die Brummfliege zusammen hinaus, um einen Spaziergang zu machen und unterwegs fanden sie ein Bàko (Schweinenwippe).

Die Brummfliege flog und setzte sich auf die Leine, mit der die Wippe gespannt war; die Sau aber fürchtete sich und kam nicht in die Nähe.

Da versuchte sie die Brummfliege zu überreden, und sagte: „Ach, Kamerad, sei doch nicht bange! sieh mal mich, ich schaukle mich sogar auf der Leine, und mir passiert nichts!"

So liess sich die Sau überreden, und kam näher; und die Wippe traf sie, sodass sie starb.

Und die Brummfliege beschmutzte sie noch dazu, sodass die Sau voll Maden geriet.

Danach gingen die Kinder der Sau hinaus, ihre Mutter zu suchen. Sie begegneten dem Vogel „Haufenbilder" (Megapodius) und fragten ihn: „Freund, hast du nicht unsre Mutter gesehen?"

Der Haufenbilder antwortete: „Ich habe sie nicht gesehen; weiss Gott! vielleicht ist sie schon tot!"

Da gingen die Ferkel und suchten und suchten bis sie ihre Mutter gefunden hatten.

Und ach, die Ferkel weinten und sagten: „Die Nase unsres Mütterchens gleicht zwar einem Brühlöffelchen, dennoch gedenken wir ihrer mit Schmerz."

Rombia und Makara.

Früher lebte eine Frau, die hatte zwei Kinder: eine Tochter und einen Sohn; ihre Namen waren: Rombia und Makara.

Einmal fingen sie einen Fisch, Lebo genannt. Die Mutter kochte den Fisch bis er gar war. Als er fertig war, ging sie nach dem Garten und beauftragte ihre Tochter Rombia: „Wenn ihr diesen Lebo essen wollt, so nimmt ihn, legt aber für mich den Rogen zurück."

Gut! als sie weggegangen war, so assen Rombia und ihr Brüderchen Makara den Lebo auf. Makara aber weinte und zankte, bis er auch den Rogen des Lebo zum Essen bekommen hatte.

Nicht lange dauerte es, so kam die Mutter zurück, und fragte: „Wo ist der für mich zurückgelegte Teil?"

Da gab Rombia es ihr zu verstehen und sprach: „Ja, Makara war närrisch, und hat ihn aufgegessen."

Da wurde ihre Mutter böse und sehr aufgebracht. Sie nahm ihre Kleider um sich für immer davon zu machen. Dann ging sie in der Richtung der Landspitze.

Als dies Rombia sah, so rief sie: „Mutter, warte doch; Makara weint so sehr!"

Die Mutter aber lief fort, ohne hinter sich zu schauen. Als sie eine Muschelschale gefunden hatte, so presste sie Milch aus ihrer Brust darein, und stellte die Schale auf den Boden. Rombia holte sie, und gab Makara die Milch zu trinken.

Makara aber weinte beständig fort; daher rief Rombia wieder, und sagte: „Mutter, verweile doch, Makara weint so sehr."

Die Mutter aber wartete nicht; schliesslich, zur Hälfte des Weges gekommen, fand sie einen Felsenblock. Den schlug sie mit der flachen Hand, und machte dazu mit den Lippen einen pfeifenden Ton. Da öffnete sich der Stein, wie die Thür eines Hauses; sie trat hinein, und verschwand in dem Stein, denn dieser schloss sich wieder.

Ihre Kinder, Rombia und Makara, kehrten nicht nach Hause

zurück, sondern verweilten an Ort und Stelle, bis Makara erwachsen war.

Dann machte er ein Haus, eine Pfahlwohnung; als Treppe aber hatte die Wohnung nur eine Kette.

Makara zog sich einen Hahn gross, der wurde sehr zahm, und wohin Makara ging, da folgte ihm sein Hahn.

Einmal ging Makara aus, und beauftragte seine Schwester: „Rombia, wenn ich zurückkehre, so lasse deine Treppe herunter, damit ich aufsteige."

Gut! als Makara fort war, so verstellte sich ein Fremder als Makara, und rief, während er dessen Stimme nachahmte: „Rombia, lasse deine Treppe herunter, damit ich aufsteige!"

Rombia dachte, es sei Makara; sei liess die Treppe hinunter, und der Fremde kletterte empor. Und er legte seinen Kopf in ihren Schoss, und sie suchte ihm die Läuse vom Kopfe!

Nicht lange aber dauerte es, so traf Makara ein, und rief: „Rombia! lasse deine Leiter herunter, damit ich aufsteige!"

Rombia antwortete ihm: „Es liegt leider ein grosser Baum auf mir, daher kann ich mich nicht aufheben."

Als Makara diese Worte der Rombia hörte, so weinte er sehr.

Und seine Thränen tröpfelten nieder, eine, und noch eine; und die Flut seiner Thränen wuchs bis an seine Kniee; und er weinte so lange bis er in seinen eignen Thränen ertrank.

Da krähte Makara's Hahn: „Kukuluku! Makara ist ertrunken!"

Als dies Rombia hörte, so griff sie ein kleines Messer mit dem sie den Fremden, der schlafende war, schnitt; und der Fremdling ist gestorben.

Dann nahm sie sieben Knospen des Gambirblumenstrauches (Jasminum grandiflorum L.) und warf die Blumen hinunter in die Thränenflut des Makara. Da ist das Wasser trocken geworden.

Da krähte der Hahn wieder: „Kukeluku! Makara kehrt vom Sterben wieder!" (kehrt aus dem Tode zurück)!

Und als das Wasser aufgetrocknet war, so wurde Makara wieder lebendig und rief: „Rombia! lasse deine Leiter herunter, damit ich aufsteige!"

Da liess Rombia ihre Leiter hinab; und Makara kletterte hinauf.

Die Maus und die Seeschnecke.

Einmal sagte die Seeschnecke zur Maus: „Kamerad! schon lange ist es her, seit ich dich gesehen! Wohlan! wenn du willst, so lasst uns denn zum Fischfang hinaus gehen."

Der Maus war es ganz recht, hinaus zu gehen um Fische zu fangen.

Also ruderten sie in einem Kahn und fuhren bis zur Mitte des Meeres.

Die Schnecke sass auf dem Hinterdeck, und steuerte; die Maus war auf dem Vorderdeck; und also fingen sie Fische.

Die Schnecke aber, die hinten sass, nagte an dem Kahn; und ob nun die Maus es ihr verwehrte, sie verzichtete nicht auf das Nagen.

Die Maus wurde böse; und sie verwechselten ihre Plätze; also sass jetzt die Maus hinten, die Seeschnecke vorn; und so fingen sie wieder Fische.

Die Maus aber, die angeblich steuerte, fing jetzt zu nagen an.

Und sehet, nun war's wieder wie soeben, als die Maus die Schnecke vom Nagen abmahnte; die Maus nagte beständig fort, bis der Kahn sank.

Da sanken Maus und Seeschnecke; letztere aber tauchte in der Nähe des Landes wieder auf, und kletterte hinauf; die Maus schwamm. Zum Glück kam eben da eine Schildkröte, und die Maus rief sie an: „Hé, Freundin Schildkröte! Hilf mir gefälligst, und bringe mich ans Ufer, aufs Trockne!"

Die Schildkröte willigte ein, lud die Maus auf ihren Rücken, und schwamm mit ihr nach dem Ufer.

Da erhob sich die Maus auf dem Rücken der Schildkröte und sang:

„Du, mit deinen Thränenaugen,
Schwimm mit mir zum Trocknen hin."

Als dies die Schildkröte hörte, geriet sie in Zorn, und sprach:

„Soll ich dich von meinem Rücken werfen?" Die Maus antwortete: „Ach, du ruderst mich fort, so singe ich nur, damit du Takt halten könnest beim Rudern."

Und als sie fast das Ufer erreicht hatten, da sang die Maus wieder:

Du mit deinen Thränenaugen....

Dann tauchte die Schildkröte unter, die Maus aber setzte ans Ufer, und sang abermals: „Du mit deinen Thränenaugen!"

Darauf ist die Maus weiter am Ufer hinaufgeklettert, und wohin sie dann gegangen ist, das weiss keiner mehr.

Der Braunfisch, der Alligator und der Haifisch.

In früherer Zeit war ein Fisch, der war Braunfisch genannt, und pflegte beim Untertauchen folgendes Liedchen zu singen:

„Tum, tum, tata, tum!
Laluba, tum, tata, tum! [1])
Sogar den Alligator brate ich in einem Bambusrohr;
Ja auch den Haifisch brate ich in einem Bambusrohr!"

Also geschah's, dass dieses Liedchen der Alligator und der Hai hörten; und sie fürchteten sich.

Sie sagten unter einander: „Hörst du es? Da kommt ein kòra-kòra (Kahn) und die Ruderer singen:

„Den Alligator sogar brate ich in einem Bambusrohr,
Und auch den Haifisch brate ich in einem Bambusrohr!"

Da lauschten sie noch einmal, und ja, da war's wieder!

Da floh der Hai nach einem Korallenriffe, voll Ritzen und Schlitzen, und drang hinein. Und daher rührt es dass der Schädel des Haifisches eine abgeplättete Form bekommen hat.

Und der Alligator floh ins Gebüsche und versteckte sich dort in einen Barubaum (Hibiscus Tiliaceus), sodass sich die Termiten ein Nest in seinem Schädel machten; demzufolge hat sein Kopf so viele Pockennarben.

---

[1]) Tumu = tauchen. Also vielleicht: Tauche, Fischlein, tauche! Braunfisch, tauche, Fischlein, tauche!

Hochmut kommt vor dem Falle.

Die Mücke wurde einmal durch den Wind fortgerissen; da näherte sie sich einem Baume und wollte sich daran klammern, war aber genötigt ihn wieder loszulassen.

Dann, weiter! an einem anderen Baume wollte sie sich festhalten, konnte aber auch da der Kraft des Windes nicht Widerstand leisten.

Schliesslich fand sie einen Auswuchs am Stamm eines Baumes, hinter den sie sich versteckte, sodass der Wind sie nicht mehr forttreiben konnte.

Als nun der Wind sich gelegt hatte, so kam die Mücke aus ihrem Zufluchtsorte zum Vorschein.

Sodann ging sie zu ihren Gefährten und sagte: „Zum Teufel! war soeben der Wind gewaltig! gewiss wären ja all diese Bäume entwurzelt, hätte nicht ich sie festgehalten; daher ist keiner umgestürzt!"

Dann machte die Mücke ihren Gefährten den Vorschlag: „Wollen wir jetzt auf die Menschen losgehen? Fürchten wir uns nur nicht! Hätten die Menschen nicht Schultern, — so....... würde ich sie verschlucken! Die Schwierigkeit ist nur die, dass sie Schultern haben, demzufolge kann man sie nicht hinunterschlucken!"

Auf die Weise brüstete sich die Mücke: sie jauchzte und tanzte, bis sie in das Netz einer Spinne geriet; und das Spinnengewebe umwickelte sie, und die Spinne kam, und frass sie auf.

XIV. AUS DEM BURUSCHEN VON MASARETE.

Die Sprache von Màsarète ist eine der vier inländischen Mundarten der Insel Buru (in der Molukken-See), und zwar diejenige, welche im südwestlichen Teile der genannten Insel gesprochen wird. Die Sprache ist arm an grammatischen Formen, und von einfacher Konstruktion.

In dieser Hinsicht bildet sie also einen grellen Gegensatz zu den grammatisch so reich entwickelten Sprachen der vorhergehenden Gruppe; gleichwie die letzteren fällt dieselbe östlich von der von Dr. J. A. Brandes gezogenen Grenzlinie, welche die Archipel-Sprachen, hinsichtlich der Genitiv-Konstruktion in zwei Hälften teilt. Näheres darüber wird bei der Einleitung vor den Papua-Sprachen gesagt werden. Ihr Lautsystem unterscheidet sich von allen bisher behandelten Sprachen u. a. durch den Besitz des f, welches den westlich von der Grenzlinie wohnenden Völkern des Archipels (ausgenommen den Niassern), zumal den Javanern und Malayen, fast unaussprechbar ist. Auch kennt die Sprache einen Pluralis, durch Zufügung des Partikels *ro;* vielleicht also ursprünglich ein Dualis.

Eine bemerkenswerte Eigenart der Sprache verdankt ihre Entstehung dem in diesem Werke schon vielfach erwähnten Verbote die Namen seiner Verwandten, Eltern und Vorgesetzten zu nennen. Und weil viele gemeine Substantive auch als Eigennamen verwendet werden, so können unter Umständen mehrere Wörter der Umgangssprache entzogen werden. Diesem Mangel wird dadurch abgeholfen, dass der Alifuru von Buru die untersagten Wörter mit andren verwechselt, es sei dass man dafür Synonyme verwendet, oder Wörter, die an Bedeutung den verbotenen Namen einigermassen nahekommen. Sogar wird bisweilen anstatt des untersagten Wortes ein anderes gebraucht, welches die Wirkung des Gegenstandes

andeutet. Wenn, zum Beispiel, einem das Wort Fua (Arekanuss) untersagt ist, so wird er es ersetzen durch Fifin meha d. h. rote Lippen (welche man durch das Kauen der Arekanuss bekommt.)

Dieser Wortwechsel ist aber, wegen des unter dem Volke fortschreitenden Christentums, wodurch es christliche Namen bekommt, und unter dem Einflusse der malayischen Sprache, allmählich im Abnehmen begriffen.

Erzählung von einem Sanane [1]) oder Waldgeist.

In früheren Zeiten kamen die Berg- und Waldgeister in körperlicher Gestalt, wie ein Mensch, zu den Menschen.

Eines Tages kam ein Sanane in ein Haus, um sich dort zu setzen. So setzte er sich denn auf die Oberschwelle (am oberen Ende der Treppe), und liess seine Beine baumeln.

Die Menschen assen eben Beutelratten, und warfen die Knochen unter seine Fusssohle. Und die Hunde stürzten sich auf die Knochen, und fochten mit einander; mitunter bissen sie auch in die Beine des Sanane.

So wurde der Sanane erschreckt; er stand auf, und nahm Holzkohle, um damit Striche zu machen auf dem Platz, an dem er gesessen; dann sagte er: „Nachher komme ich nicht mehr in körperlicher Gestalt; ich bin verschämt, weil mich die Hunde in die Beine gebissen haben."

Weiter sprach er: „Ihr würdet mich noch mehr verschämt machen! Nachher werde ich zurückkommen, aber nur mit der Stimme; meinen Körper aber ... ihr bekommt ihn nicht mehr zu sehen!"

Dann kehrte er nach seinem Aufenthaltsort zurück, und erzählte es seinen Gefährten, indem er sagte: „Wenn ihr zu den Menschen geht, so kommt nur mit der Stimme; sie haben mich in Gegenwart von Vielen beleidigt."

Daher rührt es, dass die Menschen die Sananen körperlich nicht mehr sehen, sondern nur ihre Stimme hören.

---

[1]) Sananen sind gute Geister, mit denen sich der Alifuru Wälder und Berge, Felsen, Höhlen und Flüsse bevölkert denkt. Ihrer Gunst kann man sich sichern durch ein kleines Opfer, eine Maisfrucht, eine Betelnuss u. s. w. Diese Opferspende wird vom Alifuru auf die Spitze eines Butal oder laubbekränzten Opferspeeres gesteckt und auf der Stelle seiner Jagd, seiner Pflanzung oder seines Fischfanges in den Boden gesetzt. Auch sind es die Sananen, welche die Shamanen in ihrer Extase beseelen.

Geschichte des Koïn [1]) „Maufahan" (= Katzenpfote).

[Die folgende Legende erläutert die Entstehung des Koïn, oder bösen Geistes, welcher bei den Alifuru von Buru allgemein gefürchtet und verehrt wird. Bei jedem Stamme trägt er einen andren Namen: „Maufahan" oder Katzenpfote ist der Name unter welchem ihn die Mitglieder des Stammes Waiolon verehren, weil er sich ihren Stammvätern in der Gestalt einer Katze gezeigt habe. All die bei einem gewissen Stamme in Kraft seienden Verbote sind aufs engste mit seinem Koïn verknüpft. Und so ist's angeblich auch der Wille des Koïn, wenn einige Leckerbissen nur den Männern gestattet, und allen Frauen verwehrt sind, weil sie letztere zu einer Kesan oder Hexe machen würden! All die Örter und Gegenstände, welche der Legende nach mit dem Koïn in Beziehung stehen, sind deshalb ihm gewidmet, und aller menschlicher Berührung oder Gemeinschaft entzogen. Zwar können Verstösse gegen die Verbote unter Umständen durch Opfer gesühnt werden, am meisten aber wird der Frevler von Tod und Seuche heimgesucht. Vergebens wäre es, zu versuchen, der Rache des Koïn zu entrinnen, oder ihn auf Irrwege zu führen, wie man es mit den übrigen bösen Geistern leicht fertig bringen kann; denn er herrscht über die ganze Insel, und schrecklich werden seine Widerstreber von ihm heimgesucht. Der Koïn schneidet ihnen die Augen aus, zerteilt sie in zwei Hälften, zerbricht ihnen den Rückgrat, oder kocht seine Opfer. Es kann also keinen wunder nehmen, dass er sehr gefürchtet und verehrt wird.]

In uralter Zeit waren einmal fünf Menschen des Stammes Masbaït, die gingen in den Wald um Beutelratten zu suchen. Vier von ihnen fingen etwas, der fünfte aber, Gebameha

(roter Mensch) mit Namen, suchte und spürte von morgens früh bis sich die Sonne senkte, ohne irgendwelche Beute zu erwischen. Endlich kam er auf den Berg, Ngesawainfuhan genannt. Hier schaute er um sich, landwärts und seewärts, und sah einen Baum in dem sich eine Höhle befand. Er sprach zu sich: „Dadrinnen sitzt eine Beutelratte." So kletterte er in den Baum hinauf, bis er sich in der Nähe der erwähnten Öffnung befand, und sah darin eine Katze, die eine Klafter gross war. Am Halse dieser Katze sah er ein Tau mit siebundsiebzig Knoten.

Die Katze wollte ihm Pfötchen geben, Gebameha aber fürchtete sich allzusehr. Darum stieg er wieder hinab, und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Nach Hause gekommen sagte er anfangs nichts, bis die Nacht hereinbrach; dann erst erzählte er es seinen Gefährten, und sagte: „Als ich eben den Berg bestieg, ist mir eine Katze begegnet, die war wahrhaftig eine Klafter lang, und an ihrem Halse sah ich eine Leine mit siebundsiebzig Knoten."

Da sagte einer seiner Gefährten, namens Teontaminate: „Falls ich an deiner Stelle gewesen wäre, so hätte ich die Leine ergriffen, gewiss würde uns das Segen zugezogen haben."

Darauf legten sie sich schlafen.

Um Mitternacht träumte Gebameha, den jetzt seine Nachlässigkeit reute, die Katze sei zu ihm ins Haus gekommen, und gebe ihm etwas mit den Worten: „Sieh, dies ist für dich."

Erschreckt wachte er auf, und sah jetzt, dass er wirklich eine Leine in der Hand hatte mit siebundsiebzig Knoten.

Da stiess er seine Gefährten an, und sagte: „Steht auf, das Ding ist hierher gekommen."

Sie antworteten ihm: „„Es wird wahrscheinlich ein Segen sein, der seinen Weg zu uns sucht.""

Dann lösten sie die Knoten der Leine, und fanden wirklich allerlei Kleidungstücke, bis zu einer Anzahl von siebenundsiebzig.

So nahmen sei einen Butal (Opferspeer), und Sirih-Pinang, auch rollten sie etwas Tabak zu einer Cigare zusammen; all dies steckten sie auf den Opferspeer, und sagten: „Fürwahr, du bist ein Segen, der zu uns zu kommen gesucht hat; töten wir diesen Tag ein hundert, ja noch mehr als ein hundert Beutel-

ratten, so machen wir dich zum Gegenstand unsrer Verehrung."

Dann gingen sie wieder in den Wald, und Gebameha tötete fünfundzwanzig Beutelratten, und ein jeder seiner Gefährten, fürwahr, tötete fünfundzwanzig; also bekamen sie hundert fünfundzwanzig Beutelratten.

Deshalb waren sie ausserordentlich erfreut, und nahmen einen Sarong, ein Hackmesser, einen Speer, und eine Schale, und opferten alles dem Segen, genannt: „Maufahan" oder Katzenpfote.

Wenn sie nachher Gärten anlegten, so bekamen sie sehr viel Früchte; wennn sie hinausgingen, um über den Brautpreis zu unterhandeln, so bekamen sie viele Kleider; und wenn sie Beutelratten und Wildschweine jagten, so fanden sie eine Fülle derselben.

Nach zwei Jahren aber verwandelte sich die Katze und wurde eĩn Koïn. Er tötete die fünf Gefährten, nebst ihren Kindern nnd Frauen; nur zwei von ihren Söhnen starben nicht. Und auch von diesen zwei starben all die Kinder, ausgenommen zwei; und also ging es fort in ihrem Geschlechte.

XV. FABELN UND LEGENDEN DER EINGEBORNEN VON NEU-GUINEA UND DER KEI-INSULANER.

Die Bevölkerung der grössten Insel auf der Welt, Neu-Guinea, wird mit den Bewohnern der östlich und süd-östlich von ihr liegenden Inselgruppen zu einer Rasse, der melanesischen [1]), zusammengefasst. Die Unterschiede zwischen den Melanesiern (oder Papua's) und den westlich wohnenden Indonesiern sind in fast allen Hinsichten aussergewöhnlich scharf und auffallend. Der Indonesier ist hell oder dunkelbraun, vielfach untersetzt, hat eine platte, breite Nase, schlichtes Haar; Angesicht und Körper sind unbehaart. Der Papua dagegen ist von hoher Gestalt und russbrauner Hautfarbe; seine Nase ist lang, der eines Europäers ähnlich, das Haar ist kraus, oft zu gewaltigen Bündeln frisiert, Antlitz und Körper sind stark behaart. Auch geistig sind der Malaye und der Papua vielfach die reinen Antipoden; während der Character des durchschnittlichen Indonesiers geschlossen, zurückhaltend und schweigsam ist, äussert der Papua alle seine Gemütsempfindungen frei und laut.

Die schroffen somatischen Gegensätze, oben erwähnt, sind vielen Anthropologen ein Bedenken, die Melanesier als eine Unterrasse der malayisch-polynesischen Rasse einzuverleiben. Und dennoch hat sich aus den gelehrten sprachlichen Untersuchungen des Dr. H. Kern unzweideutig die enge Verwandtschaft der Papua-Sprachen von Neu-Guinea und Umgegend (zumal das Nuforische oder Maforische von N.W. Neu-Guinea wurde von ihm einer näheren Untersuchung unterworfen) mit

[1]) Indessen wird von vielen Anthropologen noch eine Trennung gemacht zwischen Papua's und Melanesiern.

den malayisch-polynesischen Sprachen herausgestellt. Diese Verwandtschaft bezieht sich nicht nur auf den Wortschatz der betreffenden Sprachen, sondern ebensosehr auf die üblichsten Präfixe, Infixe und Suffixe, welche den Hauptbestandteil der maforischen Grammatik bilden. Noch kommt dazu, dass unter den gemeinschaftlichen Wörtern auch solche sind, welche zu den Elementarbegriffen gehören, wie essen, trinken, schlafen, Fisch, Vogel u. s. w., sodass an spätere Übernahme von dergleichen Wörtern kaum zu denken wäre, wie auch schon die grammatische Verwandtschaft die Vorstellung einer dergleichen Übernahme ferne halten muss.

Bei aller Übereinstimmung sind aber auch viele Unterschiede zwischen den Papua-Sprachen und den Mundarten des westlichen Teiles des Archipels aufzuweisen. Als einige der meist characteristischen sind hier nur zu erwähnen, erstens dass die Verbindung der Personalpronomina mit dem Verbalstamm eine fast ebenso innige ist wie sie die arischen Sprachen kennen; und zweitens dass die Reihenfolge der Glieder eines zusammengesetzten Wortes (mit Genitiv-Bedeutung) gerade die umgekehrte ist von der in den westlichen indonesischen Sprachen. Dieselbe Regel wie das Maforische befolgen die Sprachen der Insel Buru, Rote, Timor, Solor u. s. w. [1]) Wo also der Malaye einen Brunnen: mata-aer = Auge (des) Wassers, nennt, sagt der Eingeborne von Solor: wai-matan = Wasser-auge.

In Bezug auf die unten folgenden Fabeln und Legenden der Papua's ist hier zu bemerken, dass offenbar die drei ersten vielmehr die echte Naivetät eines Naturvolkes zeigen als die letzte, bei welcher die Einwirkung von mohammedanischem oder sogar christlichem Einfluss nicht zu verkennen ist.

---

[1]) Die von Dr J. A. Brandes gezogene Grenzlinie zwischen den westlichen und den östlichen Sprachen des Archipels geht zwischen Savu und Rote, Mittel- und Ost-Flores, östlich von Buton, westlich von den Sula-Inseln, östlich von der Minahasa, der Sangir- und Talaut-Gruppe und den Philippinen.

Erzählung von der Krontaube und dem Leguan.

Es war einmal eine Frau, die gebar einen Sohn und einen Leguan. Und beide wurden, auf einer grossen Schüssel liegend, von der Mutter gesäugt. Der Sohn erhielt Milch aus der rechten, der Leguan aus der linken Brust.

Der Leguan wurde gross, und eines gewissen Tages biss er seiner Mutter in die Brustwarze. Sie erzählte dies ihrem Manne, und der sagte: „Wenn er dich beisst, so lass ihn auf eine Insel bringen."

Also geschah es: auf einem grossen Teller brachten sie ihn nach einem der kleinen Inselchen welche vor Windessi [1]) liegen.

Und eine Krontaube flog über die Insel und sah sich den Leguan an; dann flog sie in das Haus der Eltern und schliesslich in den Wald hinein. Um den Vogel für seine Unverschämtheit zu bestrafen essen die Nachkommen dieses Ehepaares niemals Fleisch der Krontaube!

Die Insel ist der Friedhof dieser Familie. Ist einer von ihnen gestorben, so macht man ihm mit Holzkohle Zeichen auf den rechten Mundwinkel und die Nase. Dies dient dem Leguan als Erkennungszeichen, dass der Verstorbene eins seiner Familienglieder ist. Wenn der Tote hinübergebracht wird, so wird, beim Aufbruch von dem Hause, einmal auf die „Tifa" (Trommel) geschlagen, beim Herannähern an die Insel noch einmal: eine Art von Zeichen für den Leguan. Keine andere Familie wird auf der Insel beerdigt, denn der Leguan würde es nicht dulden, und unerbittlich den Leichnam ins Meer werfen.

Der Name dieses Leguans ist Wadjen. Man erzählt dass er, nebst mehreren andren Leguanen, in einer Höhle wohnt, dass er aber weder für einen Papua, noch für einen Fremden je sichtbar sei.

---

[1]) An der Westküste der „Geelvinksbaai" auf Neuguinea.

Warum der Kasuar nicht fliegen kann.

Ein Kasuar und ein Manggarpis (sehr kleines Vöglein) waren zusammen ausgeflogen um Früchte zu suchen. Der kleine federleichte Vogel sass auf einem dünnen Zweig, der Kasuar auf einem sehr schweren Ast, der aber zerbrach, wodurch er genötigt war, einen noch schwereren zu suchen. Er fand einen solchen an einem Fruchtbaum; und bald fingen beide (denn der Manggarpis war dem Kasuar gefolgt) zu essen an. Der Kasuar aber frass dem kleinen Vogel alles vor der Nase weg.

Dann flogen die beiden nach einem andren Baum, und der Kleine dachte: warte nur, du isst mir alles vor der Nase weg, sofort werde ich dich zum besten haben und dafür wachen dass du mir nicht länger die Früchte wegstibitzt."

Und während er auf einem leichten Zweig sass, verrichtete der Kleine seine Notdurft, und reinigte seinen Hinteren mit einem Hölzchen.

Der Kasuar rief: „Welches Holz gebrauchst du dazu?"

Der kleine Vogel antwortete: „„Ich ziehe mir selbst die Flügel aus, und gebrauche dieselben.""

Dann setzte sich der Kasuar und verrichtete ebenfalls seine Notdurft; inzwischen kam der kleine Vogel und riss ihm die Flügel aus, welche von dem Kasuar zu dem obenerwähnten Zwecke verwendet wurden.

Dann sagte der kleine Vogel: „lasst uns einmal fliegen" und flog von dannen; der Kasuar aber hatte das Fliegen verlernt. Da rief ihm der Kleine zu: „Als wir zusammen flogen, assest du all die Früchte; darum habe ich dich betrogen, denn ich gebrauchte keine Flügel, sondern ein Hölzchen."

Der Kasuar sprach: „„Weil du mich betrogen hast, so

wird, wenn dich ein Bube sieht, er dich mit Steinwürfen zu töten versuchen, oder dir mit einem Pfeilchen den Garaus machen." "

Der kleine Vogel sagte: „Gut, gehe du nur in den Wald hinein, Hund oder Mensch, wer dir auch begegnet, wird versuchen dich zu töten."

Mangundi und Konori.

Mangundi (d. h. der Einzige) stammte her von Soping auf der Insel Biak [1]), und verreiste von dort nach Mayokowondi (eine der Verräterinsel). An jenem Orte legte er einen Garten an, in den er auch einige Areng-palmen pflanzte.

Als nun seine Bäume in voller Blüte standen, gewann Mangundi den Sagoweer aus denselben.

Aber seht, als er eines Morgens in den Baum hinaufstieg um seinen Bambusköcher herunter zu holen, da befand er, dass derselbe gestohlen war.

Auf ähnliche Weise verging es ihm mehrere Tage hintereinander.

Das ärgerte ihn, und er fasste den Entschluss, im Bäume zu übernachten, in der Hoffnung auf die Weise den Dieb seines Sagoweers auf frischer That zu ertappen.

Sein Versuch gelang.

Bei Tagesanbruch kam da Sampari (= der Morgenstern), um den Saguweergefüllten Köcher wegzunehmen.

Kaum hatte Sampari die Hand nach dem Köcher ausgestreckt, so wurde dieselbe sogleich von Mangundi ergriffen, während er frohlockend seine Freude kund that, weil er den Dieb bemächtigt hatte. Vergebens versuchte Sampari des Griffes des Mangundi loszuwerden: wie sehr er auch schlug und widerstrebte, es konnte ihm nichts nutzen.

Als er sah dass all seine Anstrengung umsonst war, so versuchte Sampari einen Ausgleich mit Mangundi darzustellen, damit er aus seiner Gefangenschaft entlassen würde. Ein Vorschlag nach dem anderen wurde verworfen wegen Mangundi's Hartnäckigheit. Schliesslich aber machte er einen, der dem „Alten" (Mansarya, ein anderer Name des Mangundi) be-

---

[1]) Biak oder Wiak — Insel in der „Geelvinkbaai".

sonders wohlgefällig war. Sampari wollte dem Mangundi eine Marisbon (Frucht des Callophyllum inophyllum Sp.) geben: die hätte er nur auf den Busen irgend einer Jungfrau zu werfen, um aus ihr einen Sohn zn erwecken.

Diese Anbietung wurde angenommen.

Also bekam Mangundi eine Marisbon, und Sampari die Freiheit.

Seitdem harrte Mangundi einer günstigen Gelegenheit, um von der geheimnissvollen Frucht auf die erwähnte Weise Gebrauch zu machen. Und er brauchte nicht lange zu warten.

Als er sich einmal wieder auf seinem Baum befand, da kamen einige Jungfrauen den Weg entlang spaziert. Und sobald sie unter den Baum gekommen waren, da warf er seine Marisbon auf den Busen eines der schönsten und bravsten Mädchen von Mayokowondi.

Die Folgen stellten sich bald ein.

Die Jungfrau wurde schwanger, und brachte einen Sohn zur Welt, dem der Name Konori gegeben wurde.

Keiner aber wusste zu sagen, oder nur zu vermuten, wer der Vater dieses Kindes sei. Ja, auch der Mutter war der ganze Vorgang ganz rätselhaft, weil sie sich jedes Vergehens frei wusste.

Was aber Niemand wusste, das wusste ihr Kind, Konori! Er bezeichnete den Mangundi als seinen Vater; und dieser erkannte ihn als Sohn an, un nahm sich seine Mutter zur Frau.

Diese eheliche Verbindung aber missfiel den Verwandten von Konoris Mutter sehr. Man quälte die Neuvermählten auf mancherlei Weise, und verdarb ihnen das Leben dermassen, dass Mangundi seiner Frau vorschlug, den Ort zu verlassen, und nach einer anderen Gegend zu verreisen.

Der Frau war dies ganz recht; sie machte aber die Einwendung, ihre Abreise sei unmöglich, weil sie kein Fahrzeug hätten. Die Schwierigkeit aber wusste Mangundi schnell zu beseitigen. Er zeichnete in den Sand ein Fahrzeug, welches augenblicklich in ein thatsächliches, wohlausgestattetes Schiff sich umwandelte. Die Ehegenossen schifften sich ein, und segelten nach Mafor [1]).

Nachdem sie dort eingetroffen waren, äusserte die Frau

---

[1]) Mafor of Mefor — kleine Insel in der Geelvinkbaai. Maforische Stämme haben sich teilweise auch auf dem Festland van Neu-Guinea angesiedelt.

Zweifel, ob sie wohl verweilen könnten, weil sich nirgendwo eine Wohnung befand.

Auch jetzt aber wusste Mangundi einen Ausweg; ebenso schnell als einen Prau, konnte er einige Wohnungen herbeischaffen.

Er steckte vier Stöckchen in die Erde; und sogleich wurden sie in vier Häuser umgewandelt.

Auf der Insel Mafor soll Mangundi längere oder kürzere Zeit gewohnt haben und viele nützliche Satzungen aufgestellt haben. Seinem Einfluss sollen es die maforischen Stämme verdanken, dass sie noch heute einer höheren Bildung als die anderen Papua-Stämme teilhaft sind.

Zumal giebt sich diese höhere Bildung zu erkennen an ihrer anständigeren Kleidung, den besser eingerichteten Häusern und ihren besseren Hausgeräten; weiter an dem Verbot gegen Vielweiberei und Unzucht u. s. w.

Als er seine Gesetze gegeben hatte, so ist Mangundi nach Mesra (eine nördliche Stadt von Mafor) gegangen, um dort sich selbst lebendig zu verbrennen.

Selbstverständlich meinte ein jeder, dass es jetzt um ihn geschehen sei.

Bald aber stellte es sich heraus, dass man sich geirrt hatte.

Konori wenigstens zeigte seiner Mutter eines Tages einen schönen Jüngling, mit der Behauptung, dass dieser Niemand anders als sein Vater sei. Zwar war er verbrannt, verjüngt aber wieder aus seiner Asche erstanden.

Der Sage entsprechend ist er kurze Weile nachher wieder von Mafor nach Sub-Kalingga (das Land Kalingga = die Küste von Koromandel) abgereist. Auf Mafor werden noch heute seine Fusstritte, und der Stein von dem er abreiste, gezeigt.

Seinen Sohn Konori aber erwartet man einmal zurück, um ein irdisches Reich der Fülle zu stiften; dann werden auch die Toten wieder lebendig werden, und Unsterblichkeit wird auf Erden herrschen.

Korano Konori und sein Sohn.

Korano Konori ist der Name des höchsten Wesens, an den die Papua, nebst den vielen Geistern und Göttern, glauben.

Von diesem Korano Konori erzählt man, dass er in der Urzeit vom Himmel auf die Erde herabgestiegen sei, Neu-Guinea geschaffen, und lange daselbst verweilt habe.

Zu Mayokowondi, wo er gewohnt haben soll, wird noch die Höhle gezeigt, die er sich zum Aufenthaltsort erwählt habe. Es stehen dort noch die zwei Bäume, die er da gepflanzt haben soll. Und da schenkte er auch zwei Menschen das Dasein, denen er bei seiner Abreise die Sorge für die zwei Bäume überliess, mit strengem Verbote, von den Früchten derselben zu essen.

Diesem Auftrag fügten sich die beiden aufs gewissenhafteste.

Indes konnten sie dennoch nicht immer da bleiben; sie mussten auch für ihren eignen Unterhalt Sorge tragen. Daher waren sie genötigt, dann und wann sich von diesen Bäumen zu entfernen, um in dem naheliegenden Wald Früchte zu sammeln.

Während längerer Zeit gingen Mann und Weib zusammen dahin: weil aber das wiederholte Gehen die Frau zu sehr ermüdete, so wurde von ihnen beschlossen, der Mann sollte nunmehr allein gehen, die Frau zu Hause bei den Bäumen bleiben.

Und so geschah es.

Als daher die Frau sich tagtäglich allein befand, so fasste Korano Konori den Entschluss, ihren Gehorsam zu prüfen.

Zu dem Ende sandte er die Schlange Ikuwān zu der Frau, und beauftragte sie, zu versuchen sie zur Ungehorsamkeit gegen das Verbot zu verführen.

Ikuwān erfüllte den Auftrag aufs genaueste, aber wie schlau sie auch zu Werke ging, und wie verführerisch sie auch die Frau anredete, ihr erster Versuch misslang völlig.

Von diesem Ausgange that die Schlange ihrem Sender kund, wurde aber aufs neue von ihm zu der Frau gesandt, um einen zweiten Versuch anzustellen.

Der zweite, und desgleichen auch der dritte Versuch wurden vereitelt, die Frau verweigerte sich standhaft, die untersagten Früchte zu essen.

Dem Befehl ihres hohen Senders entsprechend, liess die Schlange nicht nach; und schliesslich fiel die Frau in die ihr gespannte Schlinge, und ass die Früchte, welche ihr Korano Konori zu essen untersagt hatte.

Die Folgen blieben nicht aus. Sie wurde gewahr, dass sie nackt war, und ging hin, um sich aus Pisangblättern eine Schürze zur Bedeckung anzufertigen.

Als am Abend des Tages, an welchem dies geschehen war, der Mann aus dem Hain heimkehrte, war er nicht wenig erstaunt, seine Frau mit einer Blätterschürze bekleidet zu sehen. Kaum hatte er die Ursache vernommen, so war er sehr aufgebracht, weil sie sich zu derartigem Verbrechen verführen lassen hatte. Heftig fuhr er sie an wegen ihres Fehltrittes, und wusste nicht wie er sich dem Korano Konori gegenüber rechtfertigen könne.

Anfangs hielt sich die Frau nur stille; als aber der Mann etwas beruhigt worden war, und sie die Gelegenheit günstig glaubte, so wusste sie ihren Mann zu verführen, auch von dem verbotenen Baume zu essen; und auch er wurde sich seiner Nacktheit bewusst.

In der Folge der Zeit wurden diesen Menschen mehrere Kinder geboren.

Zwei von ihnen begaben sich nach der Insel Mafor, und sind dort die Stammeltern des maforischen Stammes geworden.

Unter ihren Kindern war eine Tochter, die sich durch ihre Tugenden besonders auszeichnete. Sie war eifrig, brav, und ihren Eltern zur Freude; möglichst weit wollte sie sich von der Welt entfernt halten.

Daher hegte sie auch eine starke Abneigung gegen den Ehestand.

Wiederholt war schon um ihre Hand geworben worden, stets aber wurden die Liebhaber zurückgewiesen.

Unter ihnen war einer, den die Verweigerung so in Zorn

setzte, dass er ihr eine Marisbonfrucht an die Brust warf. Und gerade dies verursachte ihre Schwangerschaft.

Sobald es sich herausstellte, dass sie schwanger war, wurden alle Menschen, die sie kannten, und immer für sittsam und brav gehalten hatten, so böse, dass man sie nicht nur mit Schimpfwörtern beleidigte, sondern sogar ums Leben bringen wollte.

Unschuldbewusst eilte sie in ihrer Angst dem Meeresufer zu, und, nachdem sie vor Korano Konori ihre Unschuld bezeugt hatte, warf sie sich in die schäumenden Wogen, um ihrem Leben ein Ende zu machen.

Erfreulicherweise aber befand sich in der Nähe ein riesenhaftes Schaltier (Chama gigas L.); es öffnete seine Schale, um sie zu verschlingen, konnte aber nur ihre Haare ergreifen, und hielt dieselben so kräftig fest, dass es ihr unmöglich war, sich loszureissen.

In dieser bedrängten Lage aber kam ihr die Schlange Ikuwān zur Hilfe. Er machte ihre Haare los, und brachte sie nach einem Felsen, um dort zu verweilen.

Hier erzählte die Gerettete der Ikuwān ihre ganze Geschichte, und bezeugte dass sie völlig unschuldig sei, und nicht wisse wie sie in diese Umstände geraten war.

Was sie nicht wusste, konnte jedoch die Ikuwān erläutern.

Er sagte ihr dass das Kind, welches sie zur Welt bringen würde, ein Sohn des Korano Konori selbst sei.

Also beruhigt, erwartete sie in einer Grotte jenes Felsen ihre Entbindung, die bald statt fand.

Nur kurze Zeit aber durfte sie sich des Besitzes ihres Sohnes freuen.

Ikuwān befahl ihr, das Kind zu dem ehemaligen Aufenthaltsort des Korano Konori zu bringen.

Also that sie; weil sie sich aber vor den Menschen, die früher sie zu töten versucht hatten, fürchtete, so erkühnte sie sich nicht, am Tage daselbst zu verweilen. Folglich war sie genötigt, ihren Sohn am Tage allein zu lassen, indem sie ihm jeden Abend seine Nahrung brachte, und morgens früh wieder zu Ikuwān zurückkehrte.

Wie wenig Sorge sie auch der Erziehung ihres Kindes widmen konnte, so wuchs es trotzdem ausserordentlich gedeihlich heran.

Bald konnte es sprechen und singen, und liess den Umkreis von seinem Gesange widerhallen.

Als die Menschen dies hörten, begaben sich mehere dahin, um zu erforschen was die Sache war.

Wie wurden sie aber in Staunen gesetzt, als sich das Kind als Sohn des Korano Konori bekannt machte, sie ernstlich ermahnte, die Gebote seines Vaters zu befolgen, und brav und fromm zu leben. Wenn sie das thäten, so würde er auf immer mit ihnen bleiben und sie glücklich machen, wenn sie aber beim Bösen beharrten, so würden sie zur Strafe schwarzfarbig und kraushaarig werden, und er würde sie verlassen.

Und was ist geschehen?

Die Papua's haben auf seine Ermahnungen nicht geachtet, darum ist er verschwunden. Und sie bekamen den Lohn ihrer Ungehorsamkeit: sie wurden schwarzfarbig und kraushaarig.

Und vor Verdruss wegen des Hingehens ihres Sohnes ist die Mutter in einen Steinblock umgewandelt worden.

Die Abkunft der Kei-Insulaner [1].

Er waren einmal drei Brüder, Hian, Tongiil und Parpara mit Namen, und zwei Schwestern, namens Bikēl und Meslāng; die wohnten in uralter Zeit oberhalb der Erde, auf der „Sanit" = dem Himmelszelt.

Eines Tages ging Parpara mit dem Angelhaken des ältesten Bruders Hian auf den Fischfang in den Wolken; hatte aber das Unglück den Haken zu verlieren.

Kian war darüber sehr erzürnt, und hiess seinen jüngsten Bruder den Haken zurückbringen.

Parpara ging in den Prau und tauchte in die Wolken.

Nachdem er sich lange vergebens abgequält hatte, begegnete er dem Fische Kiliboban, welcher ihn fragte, was er doch da mache?

Parpara erzählte ihm die ganze Geschichte, und der Fisch versprach ihm den Haken aufzusuchen.

Nach kurzer Weile begegnete Kiliboban dem Fisch Kerkeri, der wiederholt hüstelte. Kiliboban fragte was ihm fehle und bekam Erlaubnis, die Kehle des Kerkeri zu untersuchen. Und seht, da fand er den Haken, den er dem Parpara zurückbrachte [2].

Diese war hoch erfreut, und überreichte ihn sofort dem Hian, der ihn mit Staunen entgegennahm.

Seitdem aber sann Parpara auf Mittel, um sich zu rächen.

Eines Tages, während Hian in seiner Hütte schlief, hängte Parpara ein Bambusglied mit Sagero oder Palmwein (ein sehr seltenes und teueres Getränk in der Sanit) gefüllt über seine Schlafstätte, und zwar in solcher Weise, dass, wenn der Hian aufstand, der Bambusköcher umfallen und das Getränk wegrinnen musste.

---

[1]) Die Bewohner der Kei-Inselgruppe, südlich von der westlichen Halbinsel von Neu-Guinea liegend, gehören auch zu der Papua-Rasse.

[2]) Vgl. die buginesische Legende: „Die geliehene Lanze" S. 369.

So geschah es denn auch, und deswegen forderte Parpara, Hian solle ihm das Bambuglied wieder mit dem ausgeronnenen Sagero füllen.

Verschämt fing Hian die Arbeit an, und grub ein Loch in den Boden der Sanit, fand aber den Sagero nicht.

Nachdem man geraume Weile vor dem Loch gestanden hatte, sagte einer der Brüder: „Jedenfalls wäre es gut, wenn wir wüssten was hierunter liegt; wir werden daher einen unsrer Hunde an ein Seil befestigen und ihn hinuntersinken lassen."

Also geschah es.

Als der Hund wieder heraufgezogen war, so sahen sie dass weisser Sand an seinen Pfoten klebte.

Da entschlossen sie sich, auch hinunter zu steigen. Die übrigen Sanitbewohner aber konnten sie nicht überreden mitzugehen.

Als die Frau Meslāng, die letztere welche am Seil hinunterstieg, schon unweit der Erde gekommen war, schlugen eben ihre untenhangenden Brüder die Augen auf. Darüber verschämt und ergrimmt, schüttelte sie das Seil, und wurde von den zurückgebliebenen Sanitbewohnern wieder heraufgezogen.

Der Ort, wo Hian, Tonggiil, Parpara und Bikēl mit ihren vier Hunden: Kopul, Wakar, Senguur und Patara — auf die Erde kamen hiess Wuat, eine Stelle auf Nuhujuut (Gross-Kei), die noch heute in Verehrung gehalten wird.

Andere Negoreien wurden von Leuten, die aus Manggabäumen, aus dem Wasser oder aus dem Boden hervortraten, bevölkert.

ANHANG.

Bemerkung I zu S. 29 „pari-pĕnganten" d. h. das Reis-Brautpaar. Auf der Stufe, worauf sich der indonesische Animismus heutzutage befindet, wird wenigstens eine Zweifachheit des geistigen Bestandteiles des Menschen angenommen. Im Malayischen werden also „Sumangat" und „Djiwa" unterschieden; ersteres könnte am besten mit „Lebensaether" oder „Seelenstoff" übersetzt werden; letzteres bedeutet die menschliche Seele überhaupt, das persönliche Wesen des Menschen. Ebenso wie dem Menschen, wird auch den Tieren, Pflanzen und sogar leblosen Gegenständen der Besitz eines Sumangats zugeschrieben. Also geschieht es auch mit dem Reis; und dessen Sumangat, weil es hier um ein so wichtiges Nahrungsmittel, das Hauptgewächs von Insulinde handelt, wird dem des Menschen fast gleich und ebenbürtig geachtet. Folglich wird der Reis völlig personificiert, und muss man, ihm gegenüber, eine Reihe von Ceremonien vollführen; und alles, was des Menschen Sumangat verscheuchen oder beeinträchtigen könnte, muss ebenfalls bei dem Reis berücksichtigt werden.

Also muss der Reis genährt werden — in der Minahasa streute der Gartenpriester Reis und Ei auf die Feldern, zur Zeit dass der Reis neue Sprösslinge treibt.

Der „Seelenstoff" des Menschen kann von ihm hinweggeführt werden — desgleichen der Sumangat des Reises. Aus diesem Grunde stammen eine Menge von Untersagungen her, welche während des Reifwerdens des Reises gelten, und grösstenteils von sympathetischer Art sind: z. B. der Toradja von Central-Celebes darf während des erwähnten Zeitraums keine Papaja (Carica papaya) - Früchte oder - Blätter essen — denn „paja" bedeutet: verschwinden!

Auch gegen das Verscheuchen von dem Seelenstoff des Reises muss man sehr auf seiner Hut sein; daher muss auf dem Acker jede Handlung unterlassen werden, welche den Reis erschrecken könnte. Daher auch ist es nötig, dem Reis die ihm gebührende Ehre nicht vorzuenthalten, und muss man sich hüten, schmutzig gekleidet in die Reisscheune zu gehen, oder den Reis unpassende Wörter hören zu lassen. (Vgl. die Buginesische Legende S. 376).

All die vorerwähnten Vorkehrungen werden sich dennoch unhinlänglich

27

erweisen zu der Zeit, wenn der Reis geschnitten wird: der Schrecken wird der Reisseele gar zu arg sein, und sie wird daher sich aus dem Staube machen. Dann ist es also Zeit, kräftigere Massregeln zu ergreifen — daher die Gesammtheit von Ceremonien und Bräuchen, welche mit der sogenannten „Reismutter" vorgenommen werden.

Unter „Reismutter" hat man zu verstehen, einige Reisähren in welchen sich der Indonesier (durch Eigenarten des Wuchses) den Seelenstoff des Reises besonders kräftig denkt. Dieselbe „bindet" den Seelenstoff des Reises auf dem ganzen Acker; selbst zieht sie verlorenen Reis wieder zu sich zurück, und vermehrt also den Ertrag des Reisfeldes. Zu dem Zwecke aber ist es erforderlich, dass die Reismutter mit grosser Ehrerbietung, mit zahllosen Ceremonien behandelt und festlich geschmückt in feierlichem Aufzug nach der Scheuer gebracht werde; unterwegs ist ein ehrerbietiges Schweigen in acht zu nehmen; Opferspeisen werden ihr gespendet, und sie wird nur in äussersten Notfällen von dem Besitzer verzehrt. (Vgl. Alb. C. Kruyt. De rijstmoeder in den Indischen Archipel. Verslagen en mededeelingen der Koninkl. Academie van Wetensch. 1903).

Auf Java, zumal in den mittleren Teilen der Insel, ist unter Einfluss des vormals herrschenden Hinduismus eine secundäre Anschauungweise, der Reismutter gegenüber, entstanden. Man hat dort den Reis personificiert, und zwar unter der Gestalt einer Hindu-Göttin: Dewi Sri (= Çri oder Lakshmi — Gemahlin des Vischnu). In Mittel-Java ist daher die „Reismutter" in den Hintergrund geraten, während in den östlichen Teilen der Insel das „Reis-Brautpaar" noch deutlich gegen die „Reismutter" zurücktritt. Auf Mittel-Java werden vor der Reisernte von dem „Dukun-sawah" (der Mann der sich auf alle erforderlichen Ceremonien beim Reisbau versteht) gewisse Reisähren als „Pari-pĕnganten = das Reisbrautpaar" ausgewählt; dieselben werden vor allen andren geschnitten, festlich geschmückt und mit wohlriechender Salbe eingerieben. Dann erst darf das Schneiden des Reises des ganzen Ackers stattfinden. Die erwählten Ähren werden auch absonderlich in der Sonne getrocknet, und bekommen noch einige Reisbündel, als Brautjungfern, neben sich.

Am Tage dass der Erntesegen nach der Scheune gebracht werden soll, wird das Reisbrautpaar mit grosser Feierlichkeit übergeführt. Der Träger, der einen neuen Anzug angelegt und sich frische Blumen in das Kopftuch gesteckt hat, darf auf seinem Wege nach der Reisscheuer mit keinem Menschen ein Wort wechseln.

An der Scheune angekommen, wird zuerst die „Braut" mit ihren Jungfern hineingebracht, und auf eine neue Matte gelegt; ringsum sie her wird der übrige Reis angehäuft. Sodann wird der Bräutigam mit seinen Festgenossen neben sie gelegt, ein wassergefüllter Bambusköcher daneben gestellt, und die Scheune verschlossen.

Während der „Flitterwochen" dürfen die Neuvermählten durch niemand gestört werden. Nach vierzig Tagen werden die nebengestellten Reisbündel gestampft für das zu feiernde Festessen; und nachher darf jeden Tag, Dienstag ausgenommen, der benötigte Reis aus der Scheune heraus geholt werden. (Vgl. Mayer. Een blik in het Javaansche volksleven. Tl. II. S. 450).

BEMERKUNG II zu S. 62 „ngirim donga". Der achte Monat des Mohammedanischen Jahres, Sja'bān, wird von den Javanern auch „Ruwah" genannt; das Wort ist eine Entartung des arabischen „arwahh", Mehrzahl von ruhh = Geist. Es ist also der Monat der Geister, der javanische Allerseelen-Monat, der Verehrung der verstorbenen Ahnen gewidmet. Der Name möge aus dem Arabischen herstammen, die Sache selbst, die Verehrung der Ahnen ist in Grund und Wesen indonesisch, und bestand lange vor der Einführung des Hinduismus und des Islamismus. Zur Ehre und zum Andenken der Abgeschiedenen, zu Nutz und Frommen der Hinterbliebenen gleichfalls wird an einem willkürlichen Tag des Monats Ruwah eine Opfermahlzeit — Ruwahan — abgehalten. Dazu ist es bei vielen noch üblich, am letzten Tag des genannten Monats, am Tage also vor dem Anfang des Fastenmonats Ramadhàn, ein Opfer zu spenden das besonders den heimgegangenen Geistern nützen soll. Dasselbe wird genannt: ngirim-donga = Gebete senden; oder — mĕgĕngan: Vorbereitung zur Fastenzeit. Man wäscht und salbt sich das Haupt unter dem Aussprechen einer Gebetsformel; die Frau bäckt „Apĕm"-küchelchen von Hefe, Reismehl und Zucker. Dasjenige welches am ersten aus der Pfanne kommt, ist den Vorfahren gewidmet; in die Mitte desselben stellt die Frau eine kleine, kupferne Münze, und legt ein zweites Apĕmgebäck obendrauf. Das Küchelchen wird abgesondert gehalten; es ist ein „Kĕkudung-ing-lĕlaku = ein Hut für die Reise"; nämlich für die Reise des Verstorbenen nach den Gegenden der Ewigkeit; es schützt die abgeschiedene Seele gegen Angriffe und Betrügereien der bösen Geister, welche ihr unterwegs allerlei Beschwerden machen. (Vgl. C. Poensen. Brieven over den Islam uit de Binnenlanden van Java). Wie kräftig dieses Hülfsmittel wirken kann, davon wissen u. a. die Atjèher folgende Geschichte zu erzählen: Ein gewisser Atjèher, neugierig welche Schicksale dem Menschen im Grabe widerfahren, zumal auf welche Weise die beiden Grabengel Munkar und Nakir die abgeschiedenen Geister prüfen, hatte sich einmal tot gestellt, und wurde daher lebendig begraben. Bald wurde seine Neugier befriedigt, indem die genannten Grabengel eine scharfe Untersuchung anstellten inbetreff seines Glaubens und seiner Werke. Leider war die Sache mit ihm nicht

ganz geheuer, und fingen die Engel an, ihn tüchtig mit ihren eisernen Keulen zu bearbeiten. Die Schläge trafen ihn jedoch nicht, denn ein gewisser Gegenstand, der, soweit er ihn in des Grabes Finsternis erkennen konnte, die Form des Mondes zeigte, wehrte, wie ein Schild, die Schläge von ihm ab.

Glücklicherweise gelang es dem Mann, dem die Lust zu weiteren Nachforschungen schon gründlich verdorben war, sich aus dem Grabe hinauszuarbeiten, und sein Haus zu erreichen, wo ihn seine Verwandten mit Staunen empfingen. Und als er ihnen seine seltenen Erlebnisse erzählte, stellte es sich bald heraus, welchen Umständen er seine Errettung verdankte: im selben Augenblick, dass der mondförmige Schild ihn schützte, hatten die hinterbliebenen Verwandten „Apĕm"-küchelchen gebäcken, die ebenso kreisförmig sind wie der Mond. (Vgl. Dr C. Snouck Hurgronje. De Atjehers. Tl. I. S. 235).

Bemerkung III zu S. 253. In der Symbolik der indonesischen Völker spielt die Sirih-Pinang eine ganz besondere Rolle; zumal bei dem Werben um die Hand einer Jungfrau und bei den Vermählungsceremonien macht die symbolische Bedeutung der Sirih sich geltend. Im Malayischen bedeutet „mĕminang" (Derivationsform von „Pinang") sogar: um die Hand eines Mädchens werben. Bei vielen Völkern des Archipels gilt die Anbietung von Sirih für eine Liebeserklärung; wird dieselbe angenommen, so ist das dem Jüngling ein Beweis dafür, dass er sich der Gegenliebe des Mädchens erfreuen darf. Ebenfalls wird ein Mädchen um Sirih und Pinang gebeten, wenn der Bittende sich nach ihrer Gesinnung, ihm gegenüber, erkundigen will. „o Mädchen" so sagt eins der alten ambonesischen Liebeslieder, „o Mädchen, wenn dein Herz mir geneigt ist, so verstecke Pinang und Sirih in deine blumengeschmückte Haarflechte, und gieb mir dieselben unter dem Gehen, zum Zeichen deiner Liebe."

Und also fleht der Alifuru von Halmahera seine Geliebte an: „Du, Kind von einem gewissen Jemand, so schön wie Gold und Diamanten! nur um ein bischen Pinang bitte ich dich, mit ein wenig Sirih. Dazu flehe ich dich um ein wenig Kalk, mit ein bischen Tabak."

Eine bataksche Ende (Vgl. S. 176) lautet also: „Ich bitte dich, ich flehe dich, schenke mir eine von dir selbst zubereitete Sirih-prieme"; und eine des Mädchens: „Wenn du dich sehnst nach einer von mir zubereiteten Sirihprieme (d. h. wenn du an mich denkst) so küsse deine rechte Hand."

Bei den Ceremonien, welche die Vollziehung des ehelichen Bundes begleiten, kommt unter den Symbolen am meisten vor, dass Mann und Weib aus einer Schüssel essen, und einander einen Bissen Reis

in den Mund schieben. Vielfach findet auch dasselbe mit Sirih und Pinang statt. Bei den Endehnesern (auf der Insel Flores) zum Beispiel sitzen, während der Hochzeitsfeier, die Neuvermählten eine Stunde lang mit zusammengefügten kleinen Fingern der rechten Hand. Dann wird das Essen für die Gäste gebracht: für die beiden Neuvermählten *eine* Schüssel Reis, *eine* Schüssel Fleisch u. s. w. Der weibliche Ceremonienmeister führt die Hand des Bräutigams nach der Schüssel, heisst ihn ein wenig Reis zwischen die Finger nehmen und in den Mund seiner Frau schieben; danach verfährt sie auf ähnliche Weise mit der jungen Frau; auch Sirih und Pinang schieben sie einander in den Mund.

Wenn also der Prinz aus der sangiresischen Erzählung der Prinzessin Sirih in den Mund schiebt, ist davon die Bedeutung, dass er sie schon als seine Frau betrachtet.

Bemerkung IV zu S. 343. Priestergesang oder mowurake. Wenn bei den To-radja's einer krank ist, so ist seine Tanoana — (Seele, Seelenstoff) von Pue di Songi, dem Himmelherrn, hinweggenommen. Um dieselbe zurückzubekommen wird die Hilfe einer Tadu — Shamane oder Priesterin — eingerufen, welche zu dem Zwecke ihre Seele nach der Obenwelt hinaufsteigen lässt, und mit geschlossenen Augen in einer langen Litanei (der im Text genannte Priestergesang) die Reise ihrer Seele nach oben malt.

Zuerst bittet die Tadu um Reis, Ei und Huhn, welche gekocht werden; die Tanoana dieser Sachen wird dem Himmelherrn als Geschenk angeboten werden. Dann kriecht die Tadu unter einen grossen, senkrecht gestülpten Sarong von Fuja (geklopfte Baumrinde), und meldet von drinnen ihre Reise: wie ihre Tanoana die Säulen entlang bis an die First des Daches emporsteigt, um einen der mit ihr befreunden Luftgeister (Wurake) anzurufen. Derselbe begleitet sie auf ihrer Reise nach dem Lande der Luftgeister. Dort ersteigt sie einen Prau, und zwar den Regenbogen; sobald der Prau bemannt ist, wird der Wind angerufen, und dieser führt den Prau mit der Tadu nach dem Reiche von Pue di Songi. Nachdem sie bei ihm angemeldet ist, bietet sie ihm ihr Opfer an, empfängt die erflehte Tanoana zurück, und stürzt dieselbe auf den Kopf des Kranken aus.

Bemerkung V zu S. 311. Der Affe und die Schildkröte. Obwohl plangemäss die Vergleichung der aufgenommenen Fabeln u. s. w. mit denen von andren Völkern dieser Sammlung ferne gehalten worden ist,

so sei dennoch hier die Aufmerksamheit gelenkt auf die ausserordentlich weite Verbreitung der betreffenden Fabel; von Professor H. Kern in den „Actes du 8e Congrès international des Orientalistes à Christiania et Stockholm, 1889" ist ihr Vorkommen sowohl auf den Philippinen wie in Japan nachgewiesen worden. Seitdem wurde aus Melanesien, und zwar von der Insel Ureparapara (Bligh Island, eine der Banks Inseln) noch eine ähnliche Fabel veröffentlicht, deren Übersetzung hiernach folgt:

Die Ratte und die Purpurschnecke.

Eine Ratte und eine Schnecke machten einmal zusammen einen Spaziergang, und fanden einen Gavigabaum (Eugenia) mit reifen Früchten. Sie hielten darunter an, und redeten unter einander, wer von ihnen in den Baum hinaufsteigen sollte. Die Ratte sagte: „Schnecke, steige hinauf". Diese aber antwortete: „Nein, thue du es!"

Also zankten sie, bis schliesslich die Ratte hinaufstieg.

Dann fragte die Schnecke die Ratte: „Schwester, gieb mir die schwarzreife Frucht." Die Ratte aber frass dieselbe, und warf den Kern nach der Schnecke. Dann sprach die Schnecke wieder: „Schwester, gieb mir doch die eine Frucht, welche so herrlich reif ist." Die Ratte ass die Frucht abermals, und warf den Kern hinunter.

Also fuhr die Schnecke fort im Bitten; die Ratte aber behandelte ihre Freundin nur immer in ähnlicher Weise. Am Ende wandte sich die Schnecke noch einmal mit einer Bitte zu der Ratte, indem sie sprach: „Freundin, gieb mir die eine rote, reife Frucht." Dann pflückte die Ratte die Frucht, und warf dieselbe hinunter auf die Stirn der Schnecke, und dort drang sie mit solcher Kraft hinein, dass sie haften blieb.

„Jaso, Schwesterchen," sprach die Schnecke, „du hast mich zum besten gehabt; komme aber schnell herunter, mache Eile."

Dann nahm die Schnecke ein uneröffnetes Blatt einer Dracaena; und während die Ratte hinabstieg, warf sie es aus voller Macht in den Körper der Ratte, und da blieb es stecken.

Also ist der Schwanz der Ratte das ungeöffnete Blatt einer Dracaena, welches die Schnecke dort befestigt hat; und auf der Stirn der Purpurschnecke sieht man die Gavigafrucht, noch immer rot, welche darauf von der Ratte geworfen ist.

(Nach Codrington. The Melanesians.).

Bemerkung VI zu S. 362. Der Werwolf. Eine weitere Äusserung des nämlichen Animismus, welcher sich in den Ceremonien mit dem „paripĕnganten" und der „Reismutter" ausspricht, ist der Glaube, dass es Menschen giebt, die ihren Körper in den eines Tieres umwandeln können.

Auf Java ist es ausschliesslich der Tiger, in dem man sich eine solche Person, besser: die Seele eingefleischt denkt. Man nennt diese Mensch-tiger: „Matjan gadungan" und hält es dafür, dass sie in bestimmten Dörfern zusammen leben; besonders werden genannt die Dörfer Prôtô (oder Brôtô), in der Residentschaft Samarang, und Gadungan in der Residentschaft Kĕdiri. Am Tage sind die Tigermenschen nur bei genauer Beobachtung von andren Menschen zu unterscheiden; denn ihnen fehlt das Grübchen in der Oberlippe, ebensowohl als die Ferse.

In den mittleren Teilen Java's schreibt man allgemein die Fähigkeit zu einem derartigen Gestaltwechsel dem Besitz einer Ngèlmu oder übernatürlichen Wissenschaft zu, die von den Vorfahren ererbt worden ist. Nebst dem Aussprechen der Zauberformel sind noch, um die gewünschte Metamorphose darzustellen, einige Evolutionen auszuführen, z. B. die Jacke muss umgekehrt angezogen werden, und der Adspirant-Tiger muss mit eingehaltenem Atem dreimal einen Purzellbaum schlagen.

Im Allgemeinen nehmen die "wong (= Mensch) gadungan" die Tigergestalt nur an, um den Menschen Furcht einzuflössen, und deshalb leicht von den Äckern Feldfrüchte und Mais stehlen zu können. Dennoch verschmähen sie es gar nicht, auch einen Menschen zu verzehren. Weh dem arglosen Wanderer, der sich unwissend nachts in ein „Gadungan"-Dorf wagt! Haarsträubende Geschichten weiss der Javaner davon zu erzählen. (Vgl. z. B. „Eenige Mensch-dierverhalen uit Java" von Dr. G. A. J. Hazeu in den „Bijdragen" Tl. L. 1899).

Aus den betreffenden Werwolf-Geschichten der To-radja's stellt es sich heraus, dass ihre Anschauungsweise nicht völlig der javanischen gleich ist. Zunächst ist bei den Javanern nur immer von einem Tiger die Rede [1]), während der „Werwolf" der To-radja's sich in allerlei Gegenstände umwandeln kann. Und zweitens ist es der „Sumangat" des „wong gadungan" welcher, aus Kraft einer übernatürlichen Wissenschaft, seine körperliche Hülle umwandeln kann, während bei den To-radja's der „Werwolf" einen Teil seines innerlichen Wesens, seinen Seelenstoff also, aus dem Körper hinaus schicken kann und im Stande ist, dieselbe allerlei Gestalten annehmen zu lassen. Letztere Anschauungsweise mag wohl die meist ursprüngliche, dem Animismus am nächsten stehende sein, während die javanische eine höhere Stufe dieses Glaubens bilden mag, weil in ihr doch die Auffassung der Seele als Persönlichkeit schon mehr an den Tag tritt.

---

[1]) Die Seelenwanderung des *verstorbenen* Menschen wird hier ausser Betracht gelassen.

INHALTSVERZEICHNIS.

[1]) Die mit * gezeichneten Lesestücke sind vom Verfasser selbst aus dem Javanischen und dem Malayischen übersetzt worden.

